

22. Jg. | Heft 2 | 2021

Zeitschrift für Qualitative Forschung

Schwerpunkt

Qualitative Zugänge zu
digitalisierten Körper-
und Gesundheitspraxen

herausgegeben von

Aglaja Przyborski und Thomas Slunecko

Schwerpunkt

„Fragile Männlichkeit“ im Onlineforum
Die Optimierung des Bildkörpers als imaginativer Akt
Spende digitaler Körperdaten in der Corona-Krise
Digitale Dispositive psychischer Gesundheit

Debatte

Praxeologische Wissenssoziologie

Freier Teil

Theoretisches und praktiziertes Sampling
Musikvideos systematisch analysieren
Zur Herstellung von Schulklassen

ISSN 2196-2138



Zeitschrift für Qualitative Forschung

herausgegeben von: Prof. em. Dr. Ralf Bohnsack (Freie Universität Berlin), Prof. Dr. Jörg Frommer (Universität Magdeburg), Prof. em. Dr. Heinz-Hermann Krüger (Universität Halle-Wittenberg), Prof. Dr. Heike Ohlbrecht (Universität Magdeburg), Prof. Dr. Nicolle Pfaff, (Universität Duisburg-Essen), Prof. Dr. Aglaja Przyborski (Bertha von Suttner Privatuniversität St. Pölten), Prof. Dr. Jürgen Raab (Universität Koblenz-Landau)

Geschäftsführender Herausgeber: Prof. Dr. Jürgen Raab (Universität Koblenz-Landau), raab@uni-landau.de

Redaktion Schwerpunkt und Freier Teil: Kevin Maier M.A. (Universität Koblenz-Landau), redaktion@zqf-zeitschrift.de

Redaktion Rezensionen: Dr. Nora Friederike Hoffman (Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg), rezension@zqf-zeitschrift.de

Lektorat: Josephine Jellen (Universität Magdeburg), Rouven Wagner (Universität Koblenz-Landau)

Dank für Druckkostenbeihilfe und Finanzierung der redaktionellen Arbeit an: ZSM Zentrum für Sozialweltforschung und Methodenentwicklung an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Fakultät für Humanwissenschaften der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Fakultät Bildungswissenschaften der Universität Duisburg-Essen, ikus Institut für Kulturpsychologie und qualitative Sozialforschung in Wien.

Wissenschaftlicher Beirat:

Soziologie und Kulturwissenschaften:

Prof. em. Dr. Beate Kraus (Technische Universität Darmstadt), PD Dr. Ulrike Nagel (Universität Magdeburg), Prof. em. Dr. Ulrich Oevermann (Universität Frankfurt a.M.), PD Dr. Andrzej Piotrowski (Universität Łódź), Prof. em. Dr. Ursula Rabe-Kleberg (ehemalige Herausgeberin, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg), Prof. em. Dr. Gerhard Riemann (Technische Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm), Prof. em. Dr. Fritz Schütze (ehemaliger Herausgeber, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg), Prof. em. Dr. Hans-Georg Soeffner (Universität Konstanz/Kulturwissenschaftliches Institut Essen), Prof. Dr. Monika Wohlrab-Sahr (Universität Leipzig)

Erziehungswissenschaft:

Prof. Dr. Dr. Peter Alheit (Universität Göttingen), Prof. Dr. Manuela du Bois-Reymond (Universität Leiden), Prof. Dr. Jutta Ecarus (Universität Köln), Prof. Dr. Barbara Friebertshäuser (Universität Frankfurt a.M.), Prof. em. Dr. Detlef Garz (Universität Mainz), Prof. em. Dr. Werner Helsper (Universität Halle), Prof. Dr. Burkhard Schäffer (Universität München)

Psychologie und Gesundheitswissenschaften:

Prof. Dr. Brigitte Boothe (Universität Zürich), Prof. Dr. Uwe Flick (Freie Universität Berlin), Prof. Dr. Markus Herrmann (Universität Halle-Wittenberg/Universität Magdeburg), Prof. Dr. Hans-Dieter König (Universität Frankfurt a.M.), Prof. em. Dr. Marianne Leuzinger-Bohleber (Universität Kassel), Prof. Dr. Jürgen Straub (Ruhr-Universität Bochum)

Verlag Barbara Budrich GmbH

Stauffenbergstr. 7, D-51379 Leverkusen, Tel. +49 (0)2171.79491-50, Fax +49 (0)2171.79491-69
info@budrich-journals.de – www.budrich-journals.de – www.budrich.de

Das Jahresabonnement print kostet für Privatpersonen 49,90 €, für Institutionen 54,00 €, für Studierende 36,00 € jeweils zzgl. Versandkosten. Für Studierende gibt's das Kombi-Abo auch für 38,00 € (print + digital) kostet 54,00 € zzgl. Versandkosten. Mehrplatzlizenzen (institutionelles Kombi-Abo) über IP-Adressen 83,00 €. Ein Einzelheft kostet 32,00 € zzgl. Versandkosten, ein Doppelheft kostet 64,00 € zzgl. Versandkosten. Ein Einzelbeitrag im Download kostet 5,00 €. Abonnements-Kündigungen bitte schriftlich an den Verlag. Kündigungsfrist drei Monate zum Jahresende.
Anzeigenverwaltung beim Verlag.

© 2021 Verlag Barbara Budrich Opladen, Berlin & Toronto
Druck und Verarbeitung: paper & tinta, Warschau, Printed in Europe

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-ROM und allen anderen elektronischen Datenträgern.

ISSN 2196-2138 (ISSN 1438-8324 (bis einschl. Jg. 13)), ISSN Online 2196-2146

Inhaltsverzeichnis

Schwerpunkt

Qualitative Zugänge zu digitalisierten Körper- und Gesundheitspraxen

Aglaja Przyborski & Thomas Slunecko	Editorial: Qualitative Zugänge zu digitalisierten Körper- und Gesundheitspraxen	179
Lena Lang	„Fragile Männlichkeit“ im Onlineforum. Identitätsmanagement in virtuellen Räumen und dessen Untersuchung	187
Clarissa Schär	Die Optimierung des Bildkörpers als imaginativer Akt. Analytische Bearbeitungsweisen von Eigenheiten fotografischer Selbstdarstellungen Jugendlicher und junger Erwachsener in digitalen sozialen Netzwerken	207
Monika Urban	„Toll. Ich bin froh dabei zu sein“. Studie zur Spende digitaler Körperdaten in der Corona-Krise	224
Moritz Meister & Thomas Slunecko	Digitale Dispositive psychischer Gesundheit. Eine Analyse der Resilienz-App ‚SuperBetter‘	242
Debatte		
Tanja Sturm	Praxeologisch-wissenssoziologische Unterrichtsforschung: Norm und Habitus in fachunterrichtlichen Praxen der Sekundarstufe in Kanada	266
Freier Teil		
Karin Schittenhelm	Theoretisches und praktiziertes Sampling. Zwischen Felderkundung, Theoriebildung und Gütesicherung	283
Marc Dietrich, Günter Mey, Elena Mancuso & Hendrik Rech	Musikvideos systematisch analysieren. Anwendung der Analysesoftware MAXQDA der Audiovisuellen Grounded-Theory-Methodologie	299

Tilman Drope & Kerstin Rabenstein	Zur Herstellung von Schulklassen. Erste Ergebnisse einer Praxeologie zum Anfang neuer 5. Klassen	315
Rezensionen		
Lukas Wegner	Stefan Thomas: Ethnografie. Eine Einführung ...	331
Svenja Reinhardt	Ulrike Froschauer/Manfred Lueger: Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme	335
Vanessa Ohm	Sammelrezension: Praxeologisch- wissenssoziologische Forschung zur Professionalisierung von angehenden und berufseinsteigenden Lehrer*innen	339
Autor*innen & Herausgeber*innen		346
Call for Abstracts		350
Vorschau		356

Qualitative Zugänge zu digitalisierten Körper- und Gesundheitspraxen

Qualitative approaches to digitalized body and health practices

Wir befinden uns mitten in einer umfassenden digitalen Transformation. Zentrale Bestandteile unseres Lebens werden mit wachsender Geschwindigkeit im Rahmen von Digitalisierungsprozessen verändert. Die COVID-19-Pandemie, in der digitale Medien oft die hauptsächliche oder gar einzige ‚Verbindung zur Welt‘ darstell(t)en, hat viele dieser Entwicklungen noch dynamisiert. Technologischer Wandel repräsentiert und bedingt sozialen Wandel und wird selbst von diesem weiter angetrieben. Er weckt in der Regel ebenso hoffnungsvolle Erwartungen wie dystopische Befürchtungen (Balandis/Straub 2018) und ist von daher nicht nur im Realen, sondern auch im Imaginären relevant für psychische, soziale und gesellschaftliche Dynamiken.

Das Thema Digitalisierung boomt auch in der Wissenschaft. Kaum ein Forschungsprogramm, egal ob auf regionaler, nationaler oder internationaler Ebene, kommt ohne hoch dotierte Digitalisierungsschwerpunkte aus. Dennoch überwiegen in den Human- und Sozialwissenschaften bisher theoretische und programmatische Arbeiten (Barberi 2020; Pfadenhauer 2019; Grenz/Pfadenhauer/Kirschner 2018; Schmölz 2020) gegenüber empirischen Studien. Bei Letzteren finden sich wiederum eher quantitative Analysen, deren Ergebnisse sich oft in einfacher Affirmation oder Ablehnung erschöpfen (z.B. Okabe-Miyamoto et al. 2021) – wobei beides der Sache kaum gerecht wird (Chun 2017) –, sowie Arbeiten im Dienst der Technologieentwicklung (Frauenberger/Spiel/Makhaeva 2019; Engelhardt 2020). Qualitativ-rekonstruktive Analysen sind bisher eher rar.

Das verbreitete Denken in ‚gesellschaftlichen *Folgen* von Digitalisierungsprozessen‘, das einer kausalen Logik folgt, greift unseres Erachtens ebenso zu kurz wie eines, das einer schlichten Zusammenhangslogik verhaftet bleibt, ohne diese näher auszubuchstabieren. Was dabei nämlich in der Regel nicht in den Blick gerät, sind die vielfachen, ineinandergreifenden Aneignungs- und Gestaltungsprozesse, aus denen konkrete Praxisformen mit digitalen Medien hervorgehen – manchmal auch ‚widerständige‘ oder ‚überraschende‘ bzw. solche, die an die Referenzrahmen der Entwickler*innen dieser Medien kaum anschließen, sie deutlich verändern oder überschreiten. Auch bei komplexer angelegten wissenschaftlichen Zugriffen auf „mediatisierte Welten“ (Hepp/Krotz 2014; Couldry/Hepp 2017) bleiben Fragen offen, etwa solche nach sozialen und politischen Verankerungen von digitalen Designprozessen, wie sie z.B. die Critical Design Studies (z.B. Manzini 2015; Pater 2016) im Blick haben.

Wenn wir Medien- und Technologieentwicklung und damit digitalen Wandel nicht als ‚Einflussfaktor‘, sondern mit Mannheim (1980) als „Funktionalität“ sozialen Handelns auffassen, also in ihrer Genese bzw. Gewordenheit aus existentiellen, sozialen Bedingungen heraus in den Blick nehmen, können wir die Frage stellen, wie wir uns selbst durch, in und mit unseren digitalen Medien und Technologien hervorbringen (Slunecko 2008; Slunecko/Przyborski 2009; Przyborski 2018; Przyborski/Slunecko 2020) – im Alltag, aber auch in der Wissenschaft und in letzterer

besonders durch den Wandel von Methoden (Schmidt-Lux/Wohlrab-Sahr 2020; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021; Schäffer/Klinge/Krämer 2020; Ruppel 2020). Es ist diese praxeologische Perspektive, an der wir interessiert waren und die sich in den Beiträgen des vorliegenden Hefts findet. So rekonstruieren bspw. Schär und Lang in ihren jeweiligen Beiträgen öffentliche körperliche Selbstpräsentationen als Zusammenspiele von alltäglichen Körper- und Medienpraxen einerseits sowie Bildpraxen (Schär) und Diskurspraxen (Lang) andererseits. Dabei bringen die Untersuchten in ihrer Praxis mit digitalen Medien nicht nur sich selbst, sondern in gewisser Weise auch die Medien – mit ihren spezifischen Bedeutungen und Funktionen – erst hervor.

Dabei sind Körper- und Gesundheitspraxen, die den Schwerpunkt dieses Heftes bilden, gar nicht unbedingt Bereiche, die von Digitalisierung mehr als andere ‚betroffen‘ wären. Letztlich gibt es immer weniger sozialwissenschaftlich relevante Themen, die sich gänzlich ohne Digitalität denken lassen. In einer „postdigitalen“ Perspektive – folgt man z.B. Jörnissen (2017) oder Negro Ponte (1998) – wird das Digitale eher durch seine Abwesenheit registriert werden als durch sein Eindringen in oder seine Verflechtung mit analogen Erfahrungsräumen. Eher kann man sagen, dass sich Digitalisierungsprozesse im Feld von Körper- und Gesundheitspraxen gut problematisieren lassen, da in ihnen eine mehr oder weniger latente Unvereinbarkeit liegt. Denn Digitalisierung – das liegt in der Natur der Sache – bedeutet zu einem hohen Maß auch Metrisierung (Mau 2017). Die Zahlenförmigkeit wiederum impliziert u.a. eine prinzipielle Vergleichbarkeit der quantifizierten Elemente (in diesem Fall z.B. Körper- oder Gefühlszustände) und evoziert konkrete Vergleichsoperationen (Rankings, Ratings, Highscores etc.). Körper und Gesundheit könnten zusehends – und hier scheint der Kern des Unbehagens bzw. der Unvereinbarkeit zu liegen – in die Logik des Messbaren oder zumindest des auf der medialen Oberfläche Darstellbaren eingespannt werden (Vogd 2017). Zudem fungieren gerade Vergleichsoperationen als Grundlage für Ökonomisierungs- und Optimierungsdiskurse (vgl. Heintz 2010, 2019) und arbeiten damit einer grundsätzlichen Stressierung und Beschleunigung (Rosa 2005) zu, die Gesundheit und Fitness herausfordert und zwar als Leistung, die in der Hand des:der einzelnen liegt. Offenkundig ergeben sich aus der Digitalisierung im Gesundheitswesen ethische Fragen und Dilemmata (Manzeschke/Brink 2020).

So haben Digitalisierungsprozesse die Möglichkeiten immens gesteigert, körperliche Erscheinung, Körperfunktionen und -leistungen aufzuzeichnen, sie anderen zugänglich zu machen, zu vergleichen, zu optimieren und zu verändern (Selke 2016; Rode/Stern 2019). Insbesondere bei Jugendlichen, aber nicht nur bei diesen, sind Selbstvermessungs- und Selbstpräsentationstechniken oft essentiell für das Selbstverständnis bzw. das Selbst- und Weltverhältnis. Der Druck, den diversen digitalen Fitness-, Gesundheits- und sozialen Repräsentationserwartungen nachzukommen, kann beachtlich sein (Duttweiler et al. 2016; Balandis/Straub 2018; Balandis 2018; King/Gerisch 2018). Das eigene Konterfei wird – in mehr oder weniger stereotypen Varianten – zum Gegenstand von Likes gemacht, körperliche Leistungen und Funktionen sowie Bewegungsmuster und Nahrungsaufnahme werden bisweilen rund um die Uhr ins World Wide Web eingespeist. Die Frage, was dies für den Umgang mit sich selbst und mit der eigenen Körperlichkeit und was es für Gemeinschaften und Vergemeinschaftungsprozesse bedeutet, liegt nahe.

In der Gesundheitsversorgung versprechen ähnlich gelagerte Technologien z.B. Früherkennung, individuell abgestimmte Behandlungspläne und raschere Verfügbarkeit von Maßnahmen, eine Stärkung von Patient*innenautonomie oder die Un-

terstützung von Verhaltensänderungen per Apps (siehe z.B. Wiedemann 2019). Social Media erlauben zudem vermehrte und medial anders gelagerte Kontakte mit Gleichgesinnten oder Leidensgenoss*innen (Schreiber 2021).

Die öffentlichen Diskussionen in Bezug auf diese neuen Möglichkeiten sind überwiegend affirmativ. Doch kann die Digitalisierung der eigenen Körperlichkeit eben auch als Vergegenständlichung und Entfremdung erlebt werden. Zum Beispiel, wenn traditionelle Partizipations- und Regenerationsräume verschlossen werden, indem sie marktorientierten Effizienz-, Leistungs- und Verwertungsprinzipien und einem an diese Prinzipien gekoppelten (finanziellen und inhaltlichen) Legitimationsdruck im Umgang mit dem Körper, mit Fitness, Gesundheit und Krankheit unterworfen werden. Ein ‚Unbehagen in der digitalen Kultur‘ kann sich auch einstellen, wenn emanzipatorische oder spielerische Impulse in Bezug auf Körperlichkeit, Attraktivität und Selbstpräsentation durch den Zugriff des Digitalen vereinnahmt und entlang einer Steigerungs-, Verwertungs- oder Verrechnungslogik umcodiert werden. Zudem wird die Frage laut, ob wir nicht nur bzw. nicht in erster Linie Nutzer*innen digitaler Dienste und Möglichkeiten sind, sondern vielmehr Benutzte, die sich freiwillig einer immer umfassenderen Überwachungsstruktur aussetzen – nicht zuletzt durch die Veralltäglichung digitaler Möglichkeiten (Zuboff 2018).

Im Kontakt mit dem Gesundheitswesen zu stehen, bedeutet heute ein immer umfassenderes Eingespanntwerden in digitale „Gestelle“ (Heidegger 1978), mit deren Hilfe alle möglichen Aspekte des gesundheits- und krankheitsbezogenen Handelns erfasst, kontrolliert, standardisiert, und ‚optimiert‘ werden. Sich als einzelner gegen diese algorithmische Verwaltung zu verwehren, ist nur um den Preis zunehmender Exklusion möglich, d.h. entweder man benutzt die digitalen Gestelle und begibt sich dabei unweigerlich in den Sog ihrer Affordanzen oder man nimmt gar nicht mehr teil. Dem digital gestützten New-Public-Management gelingt es jedenfalls zusehends, marktorientierte Effizienz- und Leistungsprinzipien und einen an diese Prinzipien gekoppelten finanziellen und inhaltlichen Legitimationsdruck innerhalb des Gesundheitswesens flächendeckend auszurollen (siehe z.B. Feißt/Molzberger 2016). Zu dokumentieren, wo und wie die entsprechende Logik in konkrete Handlungspraxen eindringt, ist eines der Anliegen einer „rekonstruktiven“ Digitalisierungsforschung oder auch „Ökonomisierungsforschung“ (Peetz 2020, S. 17; Bohnsack 2017).

Vor diesem Hintergrund will die aktuelle Ausgabe der ZQF das Potential qualitativer Methoden in der Auseinandersetzung mit der Digitalisierung von körper- und gesundheitsbezogenen Praxen sichtbar machen. Die Herausgebenden haben zu Beiträgen eingeladen, die einerseits die sozialen und psychischen Resonanzen einer solchen Digitalisierung bzw. des technischen Fortschritts auf diesem Gebiet rekonstruieren und andererseits die in diesem Zusammenhang entstehenden methodisch-methodologischen Fragen reflektieren.

Mit einer Kombination aus Gattungsanalyse und Membership-Categorization-Analysis nimmt **Lena Lang** Körper als Gegenstand sprachlicher Kommunikation in Onlineforen unter die Lupe. Dabei hat sie ein Thema im Blick, das gleichermaßen für das psychotherapeutische Feld wie für eine sozialwissenschaftlich ausgerichtete Geschlechterforschung von Interesse ist und bisher vergleichsweise wenig untersucht wurde. Sie rekonstruiert die Auseinandersetzung (junger) Männer, die an einer Essstörung leiden, mit geschlechtstypischen virtualen und aktuellen sozialen Identitäten auf der Grundlage von Beiträgen in einem Subforum der Pro-Ana-Community über „Männlichkeit“, „Essstörung“ und „Körperlichkeit“. Sie zeigt, wie

der Körper zwischen bestimmten männlichen Identitätsnormen und diesen widersprechenden sozialen ebenso wie körperlichen Praktiken erlebt und verhandelt wird (Meuser 2015). Dabei wird ein immenses, für die Untersuchten kaum zu überbrückendes Spannungsverhältnis zwischen Norm und Praxis (Bohnsack 2017; Przyborski 2017, 2018) deutlich. Zugleich wird die kreative Kraft von offensiv nicht-konformem Verhalten deutlich: Zum Beispiel werden in der Überhöhung einer fragilen und sensiblen Männlichkeit – gerade, wenn sie an der Körperlichkeit festgemacht wird – klare Ansätze für einen essentiellen Wandel des Geschlechterverhältnisses deutlich.

Das Onlineforum bietet sowohl Intimität und Anonymität als auch Öffentlichkeit. Die Auseinandersetzung der jungen Männer weist über den rein privaten Austausch deutlich hinaus. Damit kann der Beitrag auch für eine Analyse neuer, digitaler Formen des medialen Austauschs stehen, der sich nicht mehr klar in öffentlich und privat einteilen lässt. Nicht zuletzt zeigt der Artikel, wie rekonstruktive Studien auf Basis von Onlinedaten zu aufschlussreichen Ergebnissen für die Geschlechterforschung und die klinisch psychotherapeutische Praxis führen können.

Clarissa Schär befasst sich anhand von fotografischen Selbstdarstellungen einer jungen Erwachsenen im Kontext digitaler sozialer Netzwerke mit bildbezogenem Optimierungshandeln. Auch hier steht die öffentliche körperliche Selbstpräsentation im Zentrum des Interesses und wie dabei alltägliche Körper- und Medienpraxis zusammenspielen. Dabei findet Schär über den Weg der Dokumentarischen Text- (interviewbasiert) und Bildinterpretation (Bohnsack 2009; Przyborski 2018) einen rekonstruktiven Zugang zu korporiertem Wissen an der Schnittstelle von habituellem Wissen und normativem, kommunikativ-generalisiertem, imaginiertem Wissen. Obwohl es sich bei Letzterem um hoch generalisiertes Wissen handelt, ist es in der Regel implizit. Es wird insbesondere in Bildern zur Darstellung gebracht. Die Autorin legt mit ihrer detaillierten Bildinterpretation, die den Eigensinn von Bildern systematisch berücksichtigt, eine nachvollziehbare Analyse der Struktur des Umgangs mit diesen generalisierten Wissensbeständen respektive der Erwartungserwartungen in Bezug auf körperliche Selbstpräsentation vor. Dabei gelingt es ihr, die diskrepanten Anforderungen geschlechtsspezifischer virtueller sozialer Identitäten, wie sie gerade durch die Simultanität der bildlichen Logik zum Ausdruck gebracht werden, im analysierten Fall u.a. zwischen Erotik und ‚Entlebung‘ sowie zwischen Selbstständigkeit und Unterordnung, eindrucksvoll herauszuarbeiten.

Da Schär auch das Bildhandeln selbst durch einen systematischen Zugriff auf die Nachbearbeitung der Fotografie rekonstruiert, gibt sie Einblicke in die habitualisierten performativen Bewältigungen normativer Anforderungen, die im Alltag an den Geschlechtshabitus gestellt werden. Denn jener Alltag scheint ohne die systematische Bezugnahme auf geschlechtliche Identitätsnormen nicht auszukommen (Przyborski 2017). Was geschieht, wenn dieses „doing gender“ nicht vollzogen wird, bzw. wie essenziell es für die Bewältigung des Alltags ist, ist in der Literatur umfangreich beschrieben worden (Garfinkel 2004; Goffman 1977). Zudem wird deutlich, dass diese universellen Dilemmata vor allem als individuelle Herausforderungen wahrgenommen und im Rahmen der persönlichen Biographie bearbeitet werden. Das Optimierungshandeln wird also in seiner biographischen und gesellschaftlichen Dimension als durchaus ambivalente Körper- und Bildpraxis erkennbar. Methodisch werden Eigenheiten digitaler Fotografie – die große Anzahl der erstellbaren Fotografien sowie deren Bearbeitbarkeit – reflektiert und mittels fall-interner Komparationen für die Auswertung fruchtbar gemacht.

Die Sammlung und Überwachung von Körper-, Bewegungs-, Gesundheits-, Interaktions- und Stimmungsdaten durch Apps oder tragbare Körpersensoren, sog. Wearables, stellt eines der auffälligsten soziokulturellen Phänomene der letzten Dekade dar. Dieses sogenannte Self-tracking schließt oft an individuelle Wünsche nach Selbstoptimierung oder auch einfach nur nach der Dokumentation eigenen (Er)Lebens und Verhaltens an; die dabei in aller Regel mitlaufenden Optionen, d.h. dass die freiwillig erzeugten Daten in aggregierter Form privilegierten Systembeobachtern zur Verfügung gestellt werden (die diese dann evtl. zu ganz anderen Zwecken verwenden oder monetarisieren), wurden dabei zunächst wenig wahrgenommen. Die Covid-19 Pandemie hat solche Optionen verstärkt ins kollektive Bewusstsein gebracht, als in der Anfangsphase der Pandemie (2020) verstärkt Apps als gesundheitspolitische Maßnahmen beworben wurden, mit deren Hilfe persönliche Vitaldaten (Körpertemperatur und Bewegung) an Gesundheitsorganisationen transferiert (‘gespendet’) werden konnten, die auf dieser Basis dann Aussagen über die Ausbreitung der Pandemie bzw. über Infektionsrisiken treffen konnten. Eine dieser Apps, die durch das Robert-Koch-Institut (RKI) entwickelte Corona-Datenspende-App ist Ausgangspunkt einer qualitativen Kurzstudie, von der **Monika Urban** unter dem Titel *Toll. Ich bin froh dabei zu sein* berichtet. Die App wird hier nicht, wie in dem folgenden Text von Meister und Slunecko, aus einer dispositivanalytischen Perspektive betrachtet, sondern es wird nach den Motiven für die Beteiligung und nach den Handlungsräumen und Positionierungen gefragt, die mit dieser Praxis einhergehen – zwei Fragerichtungen, die jeweils anhand von Interviews und online-Rezensionen der App verfolgt werden.

Der Beitrag von **Moritz Meister** und **Thomas Slunecko** fragt nach einer gegenstandsadäquaten Methode der qualitativen Untersuchung von Smartphone-Apps und fokussiert dazu einen aus der Dispositivanalyse abgeleiteten Ansatz – die Walkthrough-Methode –, der bisher wenig in der Zeitschrift für qualitative Forschung bedacht worden ist.

In ihrer Analyse der Resilienz-App *SuperBetter* demonstrieren die Autoren die Eignung dieser Methode für die Analyse impliziter Anrufungen und Subjektivierungsimplicationen digitaler App-Dispositive. Insbesondere arbeiten sie heraus, wie umfassend in der von ihnen untersuchten App Episteme der neoliberalen „Gesundheitsgesellschaft“ (Kickbusch/Hartung 2014) leitend sind: die Vorstellung einer Mach- und Optimierbarkeit von Gesundheit (hier als psychische Robustheit gefasst) und die vollständige Individualisierung und De-Kontextualisierung von gesundheitsbezogenem Verhalten (vgl. Slunecko/Chlouba 2021). *SuperBetter* wendet sich an Subjekte, die sich für ihre psychische Resilienz gegenüber krisenhaften Ereignissen, negativen Emotionen und anderen ‚Burnout‘-Risiken ausschließlich als selbst verantwortlich verstehen müssen, wenn sie mit der App handeln wollen – ganz nach dem Geschmack der Positiven Psychologie, die den Resilienzdiskurs weitgehend für sich vereinnahmt hat (zur Kritik siehe Graefe 2019). Was im Rahmen der App zählt, ist die flexible Anpassung des eigenen psychischen Systems an widrige Umstände – wozu die App durch Punkte-Scores und niederschwellige Verhaltenstipps Orientierung und Hilfe bietet.

Foucaults zentrale These, dass zeitgenössische Gesellschaften regiert werden, indem die Selbstführung der Subjekte gelenkt wird, lässt sich im Walkthrough durch die *SuperBetter*-App empirisch stützen und über das vorgelegte Material hinaus extrapolieren: Apps aller Art spielen heute bei der Verschränkung von Herrschafts- und Selbsttechniken wichtige Rollen, insofern sie – scheinbar frei von institutionellem Einfluss und auf der Basis von als wissenschaftlich auftretender Evi-

denz – vermitteln, wie das ‚richtige‘, das ‚gesunde‘, das sich selbst steigernde Leben geführt werden kann (Rose 1996, 1999). Auch mit ihrer Hilfe werden gesellschaftliche Verhältnisse so in Formen von Subjektivierung transponiert, dass die resultierenden Subjekte sich selbst angesichts gravierender seelischer Irritationen in den von diesen Verhältnissen aufgespannten Weltlauf wieder geräuschlos einzufügen lernen.

Wir versprechen uns von der – im Beitrag von Meister und Sluneko noch nicht vollzogenen – Triangulierung eines derartigen dispositivanalytischen Ansatzens mit rekonstruktiven Verfahren ein besonderes Potential, das wir in Zukunft weiter ausloten wollen (vgl. auch Hametner et al. 2020).

Literatur

- Balandis, O. (2018): Selbstvermessung wider Willen: Eine Fallanalyse zu psychosozialen Aspekten technisch vermittelter Selbstoptimierung in der gegenwärtigen Technikkultur. In: psychosozial, 41. Jg., H. 2, S. 74–94. <https://doi.org/10.30820/8225.07>
- Balandis, O./Straub, J. (2018): Selbstoptimierung und Enhancement: Der sich verbessernde Mensch - ein expandierendes Forschungsfeld. In: Journal für Psychologie, 26. Jg., H. 1, S. 131–155. <https://doi.org/10.30820/8247.09>
- Barberi, A. (2020): Medienpädagogische Elemente einer Medienethik nach Dieter Baacke: Psychoanalyse, Sprachspiel und Diskursethik als Voraussetzungen eines digitalen Humanismus. In: Trültzsch-Wijnen, C./Brandhofer, G. (Hrsg.): Bildung und Digitalisierung. Auf der Suche nach Kompetenzen und Performanzen. Baden-Baden, S. 13–28. <https://doi.org/10.5771/9783748906247-13>
- Bohnsack, R. (2009): Qualitative Bild- und Videointerpretation. Die dokumentarische Methode. Opladen/Toronto. https://doi.org/10.1007/978-3-8349-9441-7_20
- Bohnsack, R. (2017): Praxeologische Wissenssoziologie. Opladen/Toronto. <https://doi.org/10.36198/9783838587080>
- Chun, W.H.K. (2017): Digital and New Media. In: Szeman, I./Blackler, S./Sully, J. (Hrsg.): A companion to critical and cultural theory. Hoboken. S. 388–401. <https://doi.org/10.1002/9781118472262.ch24>
- Couldry, N./Hepp, A. (2017): The mediated construction of reality. Cambridge.
- Duttweiler, S./Gugutzer, R./Passoth, J.-H./Strübing, J. (2016): Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt? Bielefeld. <https://doi.org/10.1515/9783839431368>
- Engelhardt, K. (2020): Interne Kommunikation mit Digitalen Medien: Learnings aus der Covid-19-Krise zu Prozess-Steuerung, Mitarbeiterführung und Krisenkommunikation. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-31493-4>
- Feißt, M./Molzberger, K. (2016): Die Praxis der Zahlen im Krankenhausmanagement. In: Bode, I./Vogd, W. (Hrsg.): Mutationen des Krankenhauses. Wiesbaden, S. 119–142. https://doi.org/10.1007/978-3-658-11853-2_7
- Frauenberger, C./Spiel, K./Makhaeva, J. (2019): Thinking OutsideTheBox - Designing Smart Things with Autistic Children. In: International Journal of Human-Computer Interaction, 35. Jg., H. 8, S. 666–678. <https://doi.org/10.1080/10447318.2018.1550177>
- Garfinkel, H. (2004) [1967]: Studies in Ethnomethodology. Cambridge.
- Goffman (1977): The Arrangement between the Sexes. In: Theory and Society, 4. Jg., H. 3, S. 301–331. <https://doi.org/10.1007/BF00206983>
- Graefe, S. (2019): Resilienz im Krisenkapitalismus: Wider das Lob der Anpassungsfähigkeit. Bielefeld. <https://doi.org/10.1515/9783839443392>

- Grenz, T./Pfadenhauer, M./Kirschner, H. (2018): Die Unabgeschlossenheit von Objektivierung: Ein blinder Fleck von Mediatisierungsforschung und Kommunikativem Konstruktivismus. In: Reichertz, J./Bettmann, R. (Hrsg.): Kommunikation - Medien - Konstruktion: Braucht die Mediatisierungsforschung den Kommunikativen Konstruktivismus? Wiesbaden, S. 93–116. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21204-9_5
- Hametner, K./Rodax, N./Wrbuschek, M./Koller, K./Mayer, A.-M. (2020): Zum Potential der Triangulation von Diskursanalyse und dokumentarischer Methode für eine kritische Sozialpsychologie. Überlegungen aus der Forschungspraxis. In: *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 44. Jg., H. 1, S. 67–91.
- Heidegger, M. (1978): Die Technik und die Kehre. Pfullingen.
- Heintz, B. (2010): Numerische Differenz. Überlegungen zu einer Soziologie des (quantitativen) Vergleichs. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 39. Jg., H. 3, S. 162–181. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2010-0301>
- Heintz, B. (2019): Vom Komparativ zum Superlativ. In: Nicolae, S./Endreß, M./Berli, O./Bischur, D. (Hrsg.): (Be)Werten. Beiträge zur sozialen Konstruktion von Wertigkeit. Wiesbaden, S. 45–79. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21763-1_3
- Hepp, A./Krotz, F. (2014): *Mediatized worlds: culture and society in a media age*. Basingstoke/New York. <https://doi.org/10.1057/9781137300355>
- Jörnissen (2017): Subjektivierung und ästhetische Freiheit in der postdigitalen Kultur. Kubi-Online. <https://www.kubi-online.de/index.php/artikel/subjektivierung-aesthetische-freiheit-post-digitalen-kultur> (10. November 2021)
- Kickbusch, I./Hartung, S. (2014): *Die Gesundheitsgesellschaft: Konzepte für eine gesundheitsförderliche Politik*. 2., vollständ. überarb. Aufl. Bern.
- King, V./Gerisch, B. (2018): Selbstvermessung als Optimierungsform und Abwehrkorsett. In: *psychosozial*, 41. Jg., H. 2, S. 35–46. <https://doi.org/10.30820/8225.03>
- Mannheim, K. (1980): *Strukturen des Denkens*. Frankfurt a.M.
- Manzeschke, A./Brink, A. (2020): *Ethik der Digitalisierung im Gesundheitswesen*. In: Frenz, W. (Hrsg.): *Handbuch Industrie 4.0: Recht, Technik, Gesellschaft*. Berlin/Heidelberg, S. 1101–1117. https://doi.org/10.1007/978-3-662-58474-3_57
- Manzini, E. (2015): *Design, when everybody designs: An introduction to design for social innovation*. Cambridge. <https://doi.org/10.7551/mitpress/9873.001.0001>
- Mau, S. (2017): *Das metrische Wir: über die Quantifizierung des Sozialen*. Berlin.
- Meuser, M. (2015): "It's a Men's World. Ernste Spiele männlicher Vergemeinschaftung". In: Klein, G./Meuser, M. (Hrsg.): *Ernste Spiele: Zur politischen Soziologie des Fußballs*. Bielefeld, S. 113–134. <https://doi.org/10.1515/9783839409770-007>
- Negroponte, N. (1998): Beyond digital. In: *Wired*, 6. Jg., H. 12, S. 288.
- Okabe-Miyamoto, K./Durnell, E./Howell, R.T./Zizi, M. (2021): Did zoom bomb? Negative video conferencing meetings during COVID-19 undermined worker subjective productivity. In: *Human Behavior and Emerging Technologies*, S. 1–17. <https://doi.org/10.1002/hbe2.317>
- Pater, R. (2016): *The Politics of Design: A (Not So) Global Manual for Visual Communication*. Amsterdam.
- Peetz, T. (2020): Der Sinn der Ökonomisierung. In: *Sozialer Sinn*, 21. Jg., H. 1, S. 1–23. <https://doi.org/10.1515/sosi-2020-0001>
- Pfadenhauer, M.: (2019). Digitalisierung auf Siegeszug? Verspätungen, Zwischenhalte und Schienenbrüche. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie*, 1/2019, S. 98–107.
- Przyborski, A. (2017): Alltäglicher Umgang mit geschlechtstypischen Normen körperlicher Selbstpräsentation - Bildkommunikation unter kulturpsychologischer Lupe. In: Slunecko, T./Wieser, M./Przyborski, A. (Hrsg.): *Kulturpsychologie in Wien*. Wien, S. 210–234.
- Przyborski, A. (2018): *Bildkommunikation: Qualitative Bild- und Medienforschung*. Oldenbourg. <https://doi.org/10.1515/9783110501704>
- Przyborski, A./Slunecko, T. (2020): Understanding Media Communication: On the Significance of Iconic Thinking for a Praxeological Model of Communication. In: *SAGE Open*, 10. Jg., H. 3. <https://doi.org/10.1177/2158244020952064>

- Przyborski, A./Wohlrab-Sahr, M. (2021): *Qualitative Sozialforschung: ein Arbeitsbuch*. 5., überarbeitete und erweiterte Auflage Oldenbourg. <https://doi.org/10.1515/9783110710663>
- Rode, D./Stern, M. (Hrsg.) (2019): *Self-Tracking, Selfies, Tinder und Co: Konstellationen von Körper, Medien und Selbst in der Gegenwart*. Bielefeld. <https://doi.org/10.1515/9783839439081>
- Rosa, H. (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt a.M.
- Rose, N. (1996): *Inventing our Selves: Psychology, Power, and Personhood*. 1. Auflage Cambridge. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511752179>
- Rose, N. (1999): *Governing the soul: the shaping of the private self*. 2. ed. London.
- Ruppel, P.S. (2020): Die Forschungswerkstatt als kooperatives Lehr-Lern-Arrangement: Potenziale und Herausforderungen einer hybriden Form der On- und Offline-Zusammenarbeit. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 21. Jg., H. 2, S. 217–232. <https://doi.org/10.3224/zqf.v21i2.05>
- Schäffer, B./Klinge, D./Krämer, F. (2020): Softwarevermitteltes Forschen, Lehren und Lernen mit der Dokumentarischen Methode. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 21. Jg., H. 2, S. 163–183. <https://doi.org/10.3224/zqf.v21i2.02>
- Schmidt-Lux, T./Wohlrab-Sahr, M. (2020): Qualitative Online-Forschung. Methodische und methodologische Herausforderungen. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 21. Jg., H. 1, S. 3–4. <https://doi.org/10.3224/zqf.v21i1.01>
- Schmölz, A. (2020): Die *Conditio Humana* im digitalen Zeitalter: Zur Grundlegung des Digitalen Humanismus und des Wiener Manifests. In: *MedienPädagogik: Zeitschrift für Theorie und Praxis der Medienbildung*, S. 208–234. <https://doi.org/10.21240/mpaed/00/2020.11.13.X>
- Schreiber, M. (2021): "I started the day just crying for 2 hours straight." Echo-locating the vulnerable self on Instagram. In: *AoIR Selected Papers of Internet Research*. <https://doi.org/10.5210/spir.v2021i0.12040>
- Selke, S. (2016): *Lifelogging: Digitale Selbstvermessung und Lebensprotokollierung zwischen disruptiver Technologie und kulturellem Wandel*. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-10416-0>
- Slunecko, T. (2008): *Von der Konstruktion zur dynamischen Konstitution: Beobachtungen auf der eigenen Spur*. 2., überarb. Aufl. Wien.
- Slunecko, T./Chlouba, L. (2021): Meditation in the age of its technological mimicry. A dispositif analysis of mindfulness applications. In: *International Review of Theoretical Psychologies*, 1. Jg., H. 1, S. 63–77. <https://doi.org/10.7146/irtp.v1i1.127079>
- Slunecko, T./Przyborski A. (2009) Kulturdialog als Mediendialog. In: *Zeitschrift für Psychologie – Dialogizität*, 17. Jg., H. 2. <https://journal-fuer-psychologie.de/article/view/158/158> (10. November 2021)
- Vogd, W. (2017): *Management im Krankenhaus - Eine Fallstudie zur Bearbeitung der Innen- und Außenspannung unter den Bedingungen des deutschen DRG-Systems*. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 27. Jg., S. 93–121. <https://doi.org/10.1007/s11609-017-0332-8>
- Wiedemann, L. (2019): *Self-Tracking: Vermessungspraktiken im Kontext von Quantified Self und Diabetes*. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-27158-9>
- Zuboff, S. (2018): *Das Zeitalter des Überwachungskapitalismus*. Frankfurt a.M.

Lena Lang

„Fragile Männlichkeit“ im Onlineforum

Identitätsmanagement in virtuellen Räumen und dessen Untersuchung¹

„Fragile masculinity“ online. Analyzing Identity Management in virtual spaces

Zusammenfassung

Der Beitrag zeigt, wie Männer und Jungen mit Essstörungen in einer Onlinecommunity die durch die intersektionale Verschränkung der sich gegenseitig beschädigenden (bzw. ausschließenden) Kategorien ‚Männlichkeit‘ und ‚Essstörung‘ entstehende prekäre soziale Identität kollektiv bearbeiten und durch verschiedene kommunikative Muster stabilisieren und normalisieren. Dabei wird diskutiert, wie eine an Gattungsanalyse und Membership-Categorization-Analysis nach Harvey Sacks angelehnte Methode zur Untersuchung solcher Prozesse des Identitätsmanagement in virtuellen Räumen genutzt werden kann.

Schlagwörter: Kategorisierung, Stigma, Gattungsanalyse, Membership-Categorization-Analysis, Essstörung, Männlichkeit

Abstract

Eating disorders are often perceived as ‚feminine disorders‘ by laymen and medical professionals alike. As a result, men with eating disorders face misdiagnosis or feminization. This article explores how an online forum enables men with eating disorders to deal with the seemingly mutually exclusive categorizations ‚masculinity‘ and ‚person affected by an eating disorder‘ and how they use communicative patterns to stabilize and normalize their precarious social identities. The paper discusses how membership categorization analysis and genre analysis can be utilized to explore those and similar cases of identity management online.

Keywords: categorization, stigma, genre analysis, membership categorization analysis, eating disorder, masculinity

1 Essstörungen als Krisensituation verkörperlichter Männlichkeit und ihre Bearbeitung online

Thread: fragile masculinity

#1: I feel like less of a man for having an eating disorder. I'm supposed to be tough shit but whenever something happens I just skip a few meals instead of being a man and talking about it. Dunno, anyone else feel like this?

In diesem Beitrag, der nur einer von vielen aus einem an Männer adressierten Subforum einer Pro-Ana-Community² ist, sucht ein Nutzer Zuspruch aufgrund seiner als fragil empfundenen Geschlechtsidentität. Der Nutzer sieht sich selbst an den mit der Kategorie ‚Mann‘ verbundenen Erwartungen scheitern, da er anstatt Probleme auszudiskutieren mit Nahrungsverzicht reagiere. „Being a man“ und die Essstörung werden dabei als einander ausschließende Kategorisierungen konstruiert.

Abschließend wendet er sich an die anderen Nutzer im Forum und lädt diese zur Erzählung eigener Erfahrungen ein – zugleich aber auch zur Umdeutung und Versöhnung der widersprüchlichen Zugehörigkeitskategorien.

Dieser Artikel zeigt, wie Nutzer sich kollektiv gegenseitig sowohl ihrer männlichen Geschlechtsidentität als auch ihrer rechtmäßigen Betroffenheit von Essstörungen versichern und wie derartige Prozesse des Identitätsmanagements in virtuellen Räumen durch Gattungsanalyse und Membership-Categorization-Analysis untersucht werden können. Der Fokus liegt dabei auf der in Deutschland weniger bekannten Kategorisierungsanalyse.

Essstörungen gelten als ‚Frauenkrankheiten‘ und sind stark weiblich konnotiert. Die Vorstellung der ‚Frauenkrankheit Magersucht‘ prägt sowohl Alltagswissen als auch den medizinisch-psychologischen Fachdiskurs: So wird das Auftreten von Essstörungen bei Männern durch eine diesen zugeschriebene Homosexualität erklärt (Murray/Touyz 2012, S. 229; Strother et al. 2014, S. 15) oder aber durch die ‚Weiblichkeitshypothese‘, die schlankheitsorientierte Essstörungen mit ‚stereotyp femininen Eigenschaften‘ verbindet (Murray/Touyz 2012, S. 230; Strother et al. 2014, S. 16). Diese Stereotypen haben konkrete Folgen: Betroffene Männer werden mit geringerer Wahrscheinlichkeit behandelt (Zhang 2014) und berichten von Fehldiagnosen und Diskriminierung durch medizinisches Fachpersonal (Räisänen/Hunt 2014; Robinson/Mountford/Sperlinger 2012). Da sich die Betroffenen auf lange Sicht zudem die ‚materielle Basis‘ einer erfolgreichen Darstellung von (muskulöser, ‚fitter‘ (Meuser 2014, S. 75–76)) Männlichkeit entziehen, wird die Krankheit zur Krisensituation verkörperter Männlichkeit.

Eine Möglichkeit diese Krisensituation zu bearbeiten bieten Online-Communities. Während Pro-Ana-Foren einerseits zurecht dafür kritisiert werden, die Krankheit ihrer Mitglieder zu verstärken, zeigen Untersuchungen, dass diese digitalen Räume als Rückzugsorte für Betroffene zugleich wichtige Funktionen erfüllen (u.a. Crowe/Watts 2016). Diesen ‚loner deviants‘, die in der physischen Materialität des Alltags ihre abweichenden Körper und die damit einhergehende Normverletzung nicht verbergen können (Smith/Wickes/Underwood 2015, S. 952), ermöglichen Cybercommunities die Bedeutung ihrer Krankheit und ihrer Praktiken gemeinsam neu zu konstruieren und somit alternative Subjektpositionen zum pathologisierenden medizinischen Diskurs zu schaffen (Day/Keys 2008). Im Anschluss an dieses Verständnis von Pro-Ana-Foren als „safe space for identity management“ (Smith/Wickes/Underwood 2015, S. 951) werden im vorliegenden Artikel anhand einer Fallstudie in einem Forum für Männer mit Essstörungen kommunikative Strategien aufgezeigt, die darauf abzielen die Spannung zwischen der ‚weiblichen‘ Krankheit, dem von ihr hervorgebrachten ‚falschen‘ Körper und ihrer ‚männlichen‘ Geschlechtsidentität zu lösen.

Zur Untersuchung dieser kommunikativen Praktiken schlage ich ein Vorgehen vor, dass die ethnomethodologische Membership-Categorization-Analysis (MCA) durch die Gattungsanalyse ergänzt. Dies kann darüber Aufschluss geben, wie Betroffene stigmatisierter Krankheiten online alternative Identitätskonstruktionen und Selbstbeschreibungen aushandeln und einüben. Hierfür werde ich eine Heuristik sich gegenseitig beschädigender Kategorisierungen entwickeln, die den der MCA zugrunde liegenden Begriff der Kategorisierung mit Erving Goffmans Stigmatheorie verknüpft (2), und anschließend in MCA und Gattungsanalyse einführen, sowie deren Anwendung auf Onlinekontexte diskutieren (3). Danach werde ich das Verfahren am Material vorführen, wobei ein besonderer Fokus auf der Umdeutung von Kategorisierungen mithilfe von „second stories“ (Sacks 1992, S. 764ff.)

liegt (4). Im Anschluss werden die Ergebnisse der Untersuchung vorgestellt und aufgezeigt, wie im untersuchten Forum durch komplexe kommunikative Muster Männlichkeitskonstruktionen und Umdeutungen von Kategorisierungen hervorgebracht und verfestigt werden (5). Abschließend werden Ergebnisse und methodisches Vorgehen im Hinblick auf die Untersuchung von Online-Communities Betroffener von Krankheiten mit Stigmatisierungspotential, bzw. virtueller Kommunikationsformate im Allgemeinen diskutiert (6).

2 Stigmata und Kategorisierungen

Nach Goffman kann jedes Individuum einer Kategorie zugeordnet werden, die mit einem Set an Attributen verknüpft ist (Goffman 2018, S. 9f.). Diese „soziale Identität“ wird im Moment des Zusammentreffens antizipiert und kann im Verlauf der Begegnung erfüllt, bzw. bestätigt werden. In diesem Fall wird sie von einer Zuschreibung, der „virtuale[n] soziale[n] Identität“, zu der bewiesenen „aktuale[n] sozialen Identität“ (ebd., S. 10). Dabei kann jedoch geschehen, dass in der Interaktion ein Attribut zutage tritt, das eine „Diskrepanz zwischen virtueller und aktueller sozialer Identität“ herbeiführt und ihre*n Träger*in ‚befleckt‘. Für diese Eigenschaft verwendet Goffman den Begriff *Stigma*, wobei die stigmatisierende Wirkung eines Attributes auch von der jeweiligen Kategorie abhängt (ebd., S. 11). Männliche Betroffene von Essstörungen werden hier aus einer intersektionalen Perspektive als auf mehrere Weisen stigmatisiert verstanden: Erstens als ‚psychisch Kranke‘/ ‚Süchtige‘, die durch das Attribut Essstörung von den ‚Normalen‘/ ‚Gesunden‘ unterschieden werden, zweitens befleckt jedoch das Merkmal Essstörung durch die weibliche Konnotation desselben auch die Kategorie ‚Mann‘ und letztendlich diskreditiert wiederum die männliche Geschlechtsidentität die ‚rechtmäßige‘ Beanspruchung der sozialen Kategorisierung als ‚Betroffene*r von Essstörungen‘. Diese miteinander verschränkten und zugleich widersprüchlichen Wirkrichtungen beschädigter Kategorisierungen führen, wie die folgende Analyse zeigt, zu ambivalenten Umgangsstrategien und (Selbst-)bezeichnungen.

Sacks (1992) prägte das Konzept des Membership Categorization Device (MCD), das ähnlich wie Goffmans soziale Identität auf der Einordnung von Personen mittels Kategorien beruht. Das MCD umfasst eine Kollektion zueinander passender Kategorien, Regeln zu deren Anwendung auf Personen (ebd., S. 246) sowie mit diesen Kategorien verbundene Aktivitäten (*Category-bound activities*) die diese ‚Kategorie Mensch‘ ‚tut‘ (ebd., S. 248). Das MCD enthält Alltagserklärungen des Typus: ‚Personen der Kategorie X führen Handlung Y durch‘. Die Aussage ‚Muslim begeht Terroranschlag‘ erscheint leider vielen Leser*innen als nicht sonderlich erklärungsbedürftig, während ‚Zoowärterin begeht Terroranschlag‘ für Irritationen sorgen dürfte. Ähnlich scheint es sich mit den Aussagen ‚Eine 14-jährige Schülerin ist magersüchtig‘ und ‚Ein 40-jähriger Busfahrer ist magersüchtig‘ zu verhalten. Da Personen einer Vielzahl an Kategorien verschiedener Kollektionen zugeordnet werden können, gilt es die Wahl einer Kategorie in einer Situation zu untersuchen (ebd., S. 41). Diese wird auch durch den situativen Kontext bestimmt. Sacks geht davon aus, dass in vielen Settings ein Kategorienset höchste Priorität hat (ebd., S. 313). Kategorisierungen sind Basis sozialer Kontrolle, gleichzeitig bergen sie

aber auch Potential für subversives Handeln. Dieses arbeitet Sacks vor allem an Transkripten von Therapiesitzungen einer Gruppe Jugendlicher heraus. Diese nutzen dabei *Cover*, um die für sie peinliche Situation umzudeuten, indem die im Setting erforderliche Kategorie ‚Patient*in‘ mit der Kategorie ‚Teenager‘ ‚verdeckt‘ wird – hierzu müssen allerdings auch die entsprechenden *category-bound activities* entweder bereits zum gewählten *Cover* passen oder aber ebenfalls als eine andere Kategorie maskiert werden können (ebd., S. 317).

Obwohl Sacks Sex als „two-set class“ (ebd., S. 47) abhandelt (und Gender nicht erwähnt), eignet sich seine Perspektive auf Kategorisierungs- und Bezeichnungsprozesse zur Untersuchung der kollektiven Konstruktion essgestörter Männlichkeit im untersuchten Forum. Männlichkeit soll im Anschluss an Raewyn Connell (2015) als prozedural und relational verstanden werden. Geschlechtlichkeit wird dabei als aktive, wenn auch nicht immer bewusste, Auseinandersetzung ihrer Träger*innen mit bestehenden Situationen verstanden. Verschiedene Konfigurationen von Praktiken konstituieren multiple, in Relation zueinander stehende Männlich- und Weiblichkeiten (ebd., S. 130ff.). Während Connell unter diesem Begriffsverständnis die verkörperte Geschlechtspraxis einzelner Individuen betrachtet, soll an dieser Stelle die kommunikative Aushandlung des Geschlechtsverständnis im Forum als ‚kollektives Geschlechterprojekt‘ der Mitglieder untersucht werden. Der Körper ist hierbei zwar Kommunikationsgegenstand, jedoch nicht selbst kommunizierendes Medium der Darstellung von Geschlecht.

Zur Untersuchung dieser Aushandlungsprozesse schlage ich vor, die auf dem Kategorisierungsbegriff von Sacks aufbauende Membership-Categorization-Analysis durch gattungsanalytische Verfahren zu ergänzen. Beide Ansätze haben für den vorliegenden Untersuchungsgegenstand Schwächen, ergänzen sich jedoch und lassen sich verknüpfen, wie im Folgenden erläutert wird.

3 MCA, Gattungsanalyse und ihre Anwendung auf Online-Kommunikation

Die von Harvey Sacks in seinen ‚Lectures on Conversation‘ begründete MCA untersucht, wie Alltagswissen und kommunikatives Handeln durch Kategorisierungen geprägt und strukturiert werden. Hierdurch wird nicht nur die Untersuchung von rein strukturellen Kommunikationsmustern, sondern auch ‚inhaltlichen‘ Fragestellungen zu Kultur, Identität oder Moral durch Kommunikationsanalyse möglich (Stokoe 2012, S. 278; Housley/Fitzgerald 2009). Diese Stärke der MCA ist aus ethnomethodologischer Perspektive zugleich ihre Schwäche: Da Kategorisierungen reich an Inferenzen sind und auf unausgesprochenes (Allgemein-)Wissen verweisen, ist die Analysierende immer auch auf ihr eigenes Hintergrundwissen angewiesen, was aus sequenzanalytischer Sicht zu unstrukturierten und ‚wilden‘ Analysen führen kann – weshalb auch Sacks selbst die MCA nicht weiter verfolgte (Stokoe 2012, S. 282). Stokoe (2012) plädiert daher dafür, die kommunikativen Zusammenhänge zu fokussieren, in denen bestimmte Kategorien von Beteiligten relevant gemacht werden.

Für die Untersuchung und Zusammenstellung dieser Zusammenhänge schlägt sie keine spezifische Methode vor, m.E. eignet sich hierfür eine gattungsanalytische

Ergänzung der MCA. Die Gattungsanalyse untersucht unter dem Begriff der kommunikativen Gattung „historisch und kulturell spezifische, gesellschaftlich verfestigte und formalisierte Lösungen kommunikativer Probleme [zur] Bewältigung, Vermittlung und Tradierung intersubjektiver Erfahrungen der Lebenswelt“ (Günthner/Knoblauch 1994, S. 699). Indem kommunikative Gattungen verfestigte Kommunikationsmuster bereitstellen, vereinfachen sie Interaktion und intersubjektive Verständigung. Dabei ist die Wahl einer Gattung zugleich kontextabhängig und (re-)produziert diesen, indem der soziale Kontext und damit der Interpretationsrahmen für die in ihm stattfindenden Äußerungen in der Wahl der kommunikativen Gattung durch die Kommunikationsteilnehmer*innen hergestellt wird (ebd., S. 701). Weniger stark verfestigte, aber dennoch auf gattungsähnliche Weise strukturierte Formen können als kommunikative Muster bezeichnet und ebenfalls gattungsanalytisch untersucht werden (ebd., S. 703), als solche lassen sich auch die bereits von Sacks identifizierten *second stories* fassen. Die Gattungsanalyse unterscheidet drei Analyseebenen: Die Außenstruktur, welche kommunikative Milieus, Situationen und Beziehungen definiert (ebd., S. 711f.); die situative Realisierungsebene, die aus interaktiven Elementen, wie etwa ritualisierten Öffnungs- und Schließungssequenzen, Strukturen der Redezugorganisation, dem Status der Akteur*innen und verschiedenen Äußerungsformaten (ebd., S. 708ff.) besteht; sowie die Binnenstruktur, die stilistische Figuren, Stereotypen und Sprichwörter, wie auch inhaltliche Verfestigungen wie Themen, handelnde Figuren, deren Handlungen und Schauplätze umfasst (ebd., S. 705ff.).

Eine Ergänzung der MCA durch gattungsanalytische Vorgehensweisen erlaubt nicht nur eine methodisch kontrollierte Untersuchung der kommunikativen Muster in denen Kategorisierungen auftreten, sondern auch die Bestimmung deren Funktionen über die jeweilige situative Vollzugswirklichkeit hinaus. Eine Kombination von Konversations- und Gattungsanalyse ist nicht neu, so wird Erstere üblicherweise zur Beschreibung der situativen Realisierungsebene und Binnenstruktur vorgeschlagen (u.a. Günthner/Knoblauch 1994). Aktuelle Diskussionen plädieren für einen flexibleren und weniger statischen Gattungsbegriff (vgl. dazu Günthner/König 2017), bzw. dafür, diesen um den Oberbegriff kommunikativer Formen zu ergänzen, welcher auch körperliches kommunikatives Handeln einschließt und damit die oftmals kritisierte Verengung auf Sprache überwindet (Knoblauch 2021). Diese wichtige Weiterentwicklung ist für den vorliegenden Fall allerdings zu vernachlässigen, da sich das soziale Geschehen im Forum weitgehend auf sprachliche Zeichen reduziert.

Für die hier aufgeworfene Thematik bedeutsamer ist die Frage der Anwendbarkeit der Methoden auf Onlinekontexte. Eine Vielzahl von Studien nutzt konversationsanalytische Methoden zur Analyse von Internetkommunikation (für einen Überblick vgl. Meredith 2019), wobei sich dieselben allerdings nur bedingt übertragen lassen. Auch wenn schriftliche Onlinekommunikationsformate zwar auf den ersten Blick „natürliche Transkripte“ zu sein scheinen, handelt es sich oft um eine „hybride Sprachform zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit“ (Greschke 2009, S. 138), die z.T. anderen Grundvoraussetzungen folgt. Vor allem bei asynchroner und schriftlicher Internet-basierter Kommunikation, wie den hier untersuchten Foren, gerät die Sequenzanalyse an ihre Grenzen, da Annahmen über die sequentielle Ordnung, parasprachliche Regeln der Redezugverteilung, die Bedeutung von Pausen und Reparaturzügen nicht übertragen werden können und auch die Grundprämisse ‚Order at all points‘ nicht mehr uneingeschränkte Gültigkeit besitzt (Greschke 2009; Gibson 2009; zu Umgangsweisen mit diesen Schwierigkeiten siehe

Meredith 2019). Gibson (2009) verweist in diesem Zusammenhang explizit auf die MCA als geeignete konversationsanalytische Methode zur Untersuchung asynchroner Online-Kommunikation.

Die MCA ist auch in besonderem Maße geeignet, ein von Greschke (2009) aufgeworfenes Problem von Gattungsanalysen online zu lösen. Diese problematisiert, dass Attribute wie soziale Klasse, Geschlecht o.ä. und deren Relevanz zwar von Teilnehmer*innen und Forscher*in nicht immer zu erkennen seien, aber auch nicht per sé als irrelevant vorausgesetzt werden könnten. Sie plädiert daher dafür, zu fragen „in welchen Situationen, wie und mit welchen Wirkungen die Individuen selbst Kontextinformationen in die Kommunikation einbringen und sozialstrukturelle, geschlechtsbezogene oder ethnische Unterschiede bzw. Gemeinsamkeiten markieren“ (ebd., S. 142).

Im Folgenden möchte ich aufzeigen, wie eben diese Prozesse mithilfe der MCA sichtbar gemacht und untersucht werden können, wobei die gattungsanalytische Ergänzung das Abgleiten in ‚wilde‘ Analysen verhindert.

4 Kategorisierungsprozesse nachzeichnen – eine Demonstration des methodischen Vorgehens

4.1 Datenmaterial und Forschungsdesign

Dem Artikel liegt die Einzelfallstudie eines öffentlichen, männerorientierten Subforum einer großen englischsprachigen Pro-Ana-Community zugrunde.³ Dabei wurden nach einer ersten explorativen Beobachtungsphase 66 Threads erhoben und als Screenshots abgespeichert. Das Sampling konzentrierte sich dabei zum einen auf Threads, die sich mit der Situation männlicher Essgestörter befassten (kenntlich durch entsprechende Formulierungen im Titel). Zum anderen wurden Threads aus den ersten Monaten nach Eröffnung des Subforums und mit besonders hoher Interaktionsdichte (ersichtlich durch die forumseigene Markierung als ‚HOT‘) einbezogen, da diese als prägend für die Forumskultur angenommen wurden. Bei der Datenanalyse wurde der Fokus innerhalb des Materials noch einmal auf thematische Diskussionen sowie die Aushandlung der Zugehörigkeitskriterien während der Gründungsphase des Subforums verengt. Die Threads wurden gedruckt und manuell einer Feinanalyse unterzogen, wobei zunächst jeder Thread alleinstehend analysiert und auf seine Funktion befragt wurde. In einem nächsten Schritt wurden die Threads nach kommunikativen Mustern geordnet und jeweils Binnen-, situative Realisierungsebene und Außenstruktur beschrieben. Abschließend wurde das Material vergleichend und vor allem in Hinblick auf die vollzogenen Kategorisierungsprozesse analysiert. Während des gesamten Prozesses wurde ein Forschungstagebuch geführt. Mit dem gewählten Zuschnitt gehen diverse Einschränkungen einher: Es wurde nur die Kommunikation im Forum selbst eingesehen, nicht jedoch nicht-öffentliche Bereiche der Website, wie z.B. die Mitgliederprofile. Zudem wurde lediglich ein Forum, das ich als ‚kollektives Geschlechterprojekt‘ und damit als Einzelfall betrachte, in die Untersuchung einbezogen. Hierdurch bleibt ein systematischer Fallvergleich aus, weshalb die im Folgenden vorgestellten Analysen und Ergebnisse nicht generalisiert werden können.

Im Anschluss möchte ich verfestigte Strategien zur Bearbeitung der prekären Kategorie ‚essgestörter Männlichkeit‘ als kommunikative Muster rekonstruieren. Bevor an einem Materialausschnitt die Analyse von Binnenstruktur demonstriert werden kann, gehe ich kurz auf die Außenstruktur, also die über den situativen Kontext hinausgehenden Merkmale (Günthner/Knoblauch 1994, S. 705), ein. Zu dieser zählen Typen und Relationen von möglichen Kommunikationsbeteiligten, zum anderen aber auch die Affordanzen des Kommunikationsraums Online-Forum (vgl. Greschke 2009, S. 141), die jedoch nicht ausführlich beschrieben werden sollen. Wichtig ist an dieser Stelle, dass das Subforum ohne Registrierung einsehbar ist und damit gerechnet werden kann, dass die Nutzer*innen ein ‚Lurken‘ unbekannter Teilnehmer*innen antizipieren. Die schriftbasierte Kommunikation im Forum führt zudem dazu, dass sowohl Männlichkeit als auch Essstörung – beides doch sehr körperbezogene Kategorisierungen – schriftlich her- und dargestellt werden müssen. Wider Erwarten scheint hierbei jedoch ein simples ‚m‘ im Mitgliederprofil oder auch nur die Anwesenheit im Forum ausreichend zu sein, wie im Folgenden im Vorgriff auf ein wichtiges Analyseergebnis ausgeführt werden soll.

4.2 Das kommunikative Milieu: Der essgestörte Mann als ‚Norm-Nutzer‘

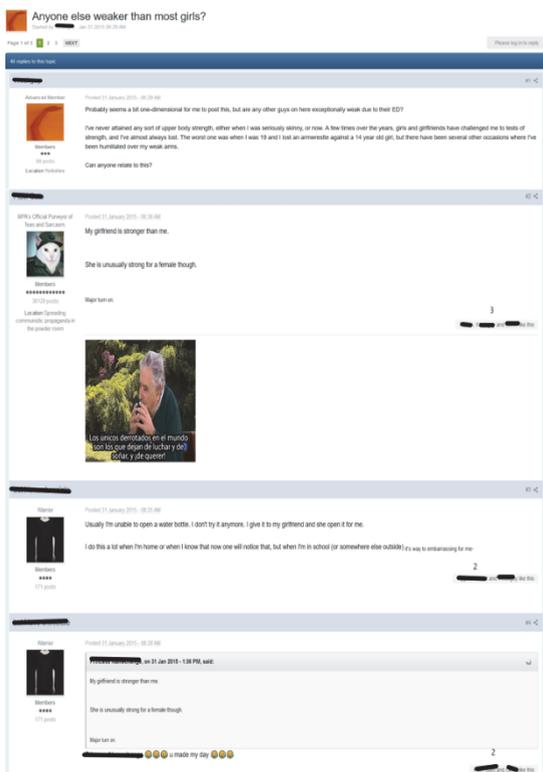
Die männliche Geschlechtsidentität ist die das Forum bestimmende Kategorie (nicht z.B. Art und Ausprägung der Essstörung), die Status und Verhalten der Nutzer*innen sowie die besprochenen Themen prägt, jedoch auch explizit bestimmt wird. Sie ist zugleich Teil der Außenstruktur und Kommunikationsgegenstand.

Auf einer sehr basalen Ebene ist Männlichkeit bzw. ‚essgestörte Männlichkeit‘ zunächst jene kollektive Kategorie, über die der Zugang zum virtuellen Kommunikationsraum, Sprecher*innenlizenzen innerhalb desselben sowie Unterstützungsleistungen (wie private Chatgruppen, aber auch Äußerungen von Solidarität) reguliert werden. Dies geschieht nicht über die Seitenarchitektur (z.B. durch Zugangsbeschränkungen) oder Eingriffe von Administrator*innen, sondern spiegelt sich in den impliziten Umgangsregeln innerhalb des Forums wider. Während der bestehende Forschungsstand zu Pro-Ana-Foren erwarten ließ, dass Nutzer glaubhaft ihre berechnete Mitgliedschaft in der Kategorie der ‚von Essstörungen Betroffenen‘ (bzw. der ‚essgestörten Männer‘) dar- und herstellen müssen (Boero/Pascoe 2012), finden sich im Subforum nahezu keine Ausgrenzungspraktiken. Dabei sind die Teilnehmer im Subforum höchst heterogen: Es finden sich Cis- und Transmänner, vereinzelte Transfrauen (die sich als ‚biologically male‘ bezeichnen) sowie ein breites Spektrum an *gender expressions* und Sexualitäten, aber auch Essstörungen. Dennoch kann nicht beobachtet werden, dass Nutzer sich gegenseitig die Teilhabeberechtigung am Forum absprechen. Es lassen sich im Gegensatz zu den von Boero und Pascoe (2012) beschriebenen festen Kriterien zur Versprachlichung des ‚richtigen‘ anorektischen Körpers, wie z.B. einem spezifischen BMI (>15), der detaillierten Beschreibung körperlicher Veränderungen und einer Diagnose, keine notwendigen Praktiken der Verschriftlichung des (weder anorektischen noch männlichen) Körpers identifizieren. Auch gegenüber Nutzern mit verhältnismäßig hohem Körpergewicht (Normal- oder Übergewicht) lassen sich fast ausschließlich positive Reaktionen beobachten, eine Festlegung der zur Dar- und Herstellung (essgestörter) Männlichkeit im Kontext des Forums nötigen Kriterien stellt sich also als quasi

unmöglich heraus. Wie wichtig diese Sprecher*innenkategorie aber ist, zeigt sich an der gängigen ‚Anmeldungspraxis‘ weiblicher Nutzerinnen, die ihre Beiträge kennzeichnen, etwa mit der Formel „I’m a girl, but...“. Der ‚Mann mit Essstörung‘ ist als Norm-Nutzer des Forums etabliert und wird als solcher (im Kontrast zu den Alltagserfahrungen der Mitglieder) nicht in Frage gestellt. Dieses kommunikative Milieu ermöglicht wiederum die Aushandlung kollektiver Deutungsmuster für Diskriminierungserfahrungen und die Umdeutung stigmatisierender Kategorisierungen. Hierfür existieren kommunikative Muster mit verfestigten Merkmalen, die in Anlehnung an Sacks MCA aufgeschlüsselt werden können.

4.3 Second Stories und Kategorisierungen

Zuvor wurden bereits die wichtigsten Elemente des *Membership-Categorization-Device* (MCD) nach Sacks (1992) sowie die potentielle Verwendung eines *Covers* eingeführt. Zur Konstruktion von *Cover* und Kategorisierungen identifiziert Sacks verschiedene kommunikative Strategien – gattungsanalytisch: kommunikative Muster –, die am Thread ‚Anyone else weaker than most girls‘ (Abb. 1, Abb. 2, Abb. 3) näher ausgeführt werden.



The screenshot shows a forum thread with the following posts and responses:

- Post #1:** "Probably seems a bit one-dimensional for me to post this, but are any other guys on here exceptionally weak due to their ED?"
 Response: "I've never attained any sort of upper body strength, either when I was seriously skinny, or now. A few times over the years, girls and girlfriends have challenged me to tests of strength, and I've almost always lost. The worst one was when I was 19 and I lost an armwrestle against a 14 year old girl, but there have been several other occasions where I've been humiliated over my weak arms."
 Question: "Can anyone relate to this?"
- Post #2:** "My girlfriend is stronger than me."
 Response: "She is unusually strong for a female though."
 Question: "Major turn on."
- Post #3:** "Usually I'm unable to open a water bottle. I don't try it anymore. I give it to my girlfriend and she open it for me."
 Response: "I do this a lot when I'm home or when I know that now one will notice that, but when I'm in school (or somewhere else outside) it's way to embarrassing for me."
- Post #4:** "My girlfriend is stronger than me."
 Response: "She is unusually strong for a female though."
 Question: "Major turn on."
 Response: "[:):):) u made my day :):):)"

Abb. 1: Anyone else weaker than most girls?, #1–#4

Bereits der Titel zeigt an, an wen sich der Ersteller wendet: andere Nutzer in einer ähnlichen Situation – sie sind schwächer „als die meisten Mädchen“. Der Forumskontext legt nahe, dass er dabei auf Männer abzielt und eine Essstörung der Grund dieser Schwäche ist. Das bestätigt sich im ersten Satz des Beitrags, dessen Kern eine Beschreibung der Situation des Nutzers bildet: Er habe mehrfach Kraftproben gegen zum Teil deutlich jüngere Mädchen und Freundinnen („girls and girlfriends“) verloren und empfindet dies als demütigend. Der Beitrag endet mit der Frage nach ähnlichen Erfahrungen.

Der Thread lässt sich mit dem Muster der *second stories* analysieren. Über das Berichten von parallelen Erfahrungen, vor allem aber ähnlichen Personenkonstellationen, teilen sich Kommunikationspartner*innen mit, dass sie das zuvor Gesagte verstanden hätten (Sacks 1992, S. 769f.). Zugleich sind *second stories* auch ein machtvolles Instrument zur Abstimmung von ähnlichen Erfahrungen, indem dem Gegenüber zugleich dessen Normalität versichert wird (ebd., S. 771). Diese Dynamik wird oftmals schon durch die Formulierung der *first story* erbeten, indem diese mit einer ‚Anfrage‘ (request) nach zustimmenden Erzählungen eröffnet wird (ebd., S. 765) und ‚Vor-Anfänge‘ (pre-beginnings) enthält, also Hinweise darauf, wie die folgenden Sätze zu verstehen seien, zumeist in der Form beschreibender Adjektive (ebd., S. 766f.). Hier rahmt der Nutzer seine Erfahrung etwa als ‚demütigend‘. Zudem lässt sich am gewählten Beispiel beobachten, wie im ersten Post eine Figurenkonstellation gewählt wird (I‘ im Kontrast zu ‚girls and girlfriends‘), die im Anschluss in den Antworten der Mitglieder aufgegriffen wird. Sowohl die Autoren der Beiträge #2 und #3 (ebenfalls Abb. 1) produzieren eine *second story*, die von einer ähnlichen Ausgangssituation wie #1 ausgeht: Einem Mann mit einer ihm an körperlicher Stärke überlegenen Freundin. Während jedoch #3 die Deutung des Erstellers des ersten Beitrags insofern teilt, dass ihm dieser Umstand – zumindest in der Öffentlichkeit – ‚peinlich‘ ist, versieht #2 die Situation, die zudem durch die für ‚ihre‘ Kategorie außergewöhnlich starke Freundin relativiert wird, mit einem alternativen (hetero-)sexuellen, aber auch humorvollen, Deutungsangebot („major turn-on“). Diese Interpretation erhält Zustimmung in Form von ‚Likes‘ sowie eine direkte, die humorvolle Dimension aufgreifende, Reaktion (#4). Es folgen weitere (hier nicht nicht abgedruckte) Schilderungen körperlicher Schwäche von anderen Nutzern, in denen entweder die negative Einschätzung des ersten Beitrags geteilt, zum Teil aber auch Indifferenz gegenüber Körpernormen oder eine ästhetische Präferenz für dünne Körper geäußert wird.

Eine Wendung erfährt die Kommunikationsdynamik, als der Ersteller des Threads wieder in die Diskussion einsteigt und sich affirmativ dem bislang als Witz aufgefassten Beitrag #2 anschließt (Abb. 2 und Abb. 3). Dabei wird die Deutung übernommen und ebenfalls eine *second story* formuliert, in der im Einklang zu #2 die Schwäche des ‚Ich‘ nicht mehr als ‚demütigend‘ aufgefasst wird, sondern als ‚sexy‘. Im Anschluss entspinnt sich zwischen den beiden Nutzern innerhalb einiger Beiträge ein Zwiesgespräch, in dem diese (Um-)deutung gemeinsam ausgebaut wird. Die Darstellung entwickelt sich dabei von einem Verweis auf das erotische Potential der Situation zur expliziten Darstellung erfüllender (Hetero-)Sexualität durch kompetente Akteur*innen.⁴



Abb. 2: Anyone else weaker than most girls?, #10–13

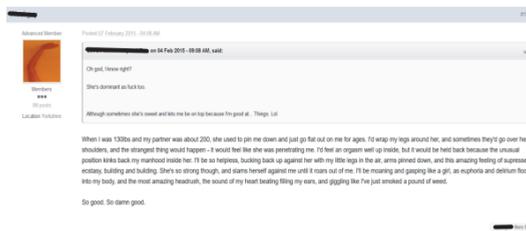


Abb. 3: Anyone else weaker than most girls?, #15

Durch den Austausch von second stories wird einer Gruppe der gemeinsame Aufbau von Interpretationen und Deutungsmöglichkeiten ermöglicht, wie auch Arminen (2004) in ihrer Untersuchung der Anonymen Alkoholiker aufzeigt. Second stories führen nicht nur zur Stärkung der Gruppenidentität und der Übermittlung

#10

[[My girlfriend is stronger than me.
She is unusually strong for a female though.
Major turn on .]]

Love this. My girlfriend can pin both my arms with one hand and tickle me for as long as she likes. No matter how hard I struggle, I can never get away.

Very very sexy.

#11

[[Love this. My girlfriend can pin both my arms with one hand and tickle me for as long as she likes. No matter how hard I struggle, I can never get away.

Very very sexy.]]

Ever feel like we're the luckiest boys in the entire fucking universe sometimes?

Lol

#12

[[Ever feel like we're the luckiest boys in the entire fucking universe sometimes?

Lol]]

Being pinned down and made love to by a stronger woman is just about the best thing that can happen to anyone.

#13

[[Being pinned down and made love to by a stronger woman is just about the best thing that can happen to anyone.]]

Oh god, I know right?

She's dominant as fuck too.

Although sometimes she's sweet and lets me be on top because I'm good at... Things. Lol

#15

[[Oh god, I know right?
She's dominant as fuck too.
Although sometimes she's sweet and let me be on top because I'm good at... Things. Lol.]]

When I was 130lbs and my partner was about 200, she used to pin me down and just go flat out on me for ages. I'd wrap my legs around her, and sometimes they'd go over her shoulders, and the strangest thing would happen – it would feel like she was penetrating me. I'd feel an orgasm well up inside, but it would not be held back because the unusual position kinks back my manhood inside her. I'll be so helpless, bucking back up against her with my little legs in the air, arms pinned down, and the amazing feeling of suppressed ecstasy, building and building. She's so strong though, and slams herself against me until it roars out of me. I'll be moaning and gasping like a girl, as euphoria and delirium flood into my body, and the most amazing headrush, the sound of my heart beating filling my ears, and giggling like I've just smoked a pound of weed.

So good. So damn good.

von Solidarität, sie liefern auch neue Interpretationen der erzählten Situation und ermöglichen den Aufbau einer gemeinsamen Weltsicht, die wiederum den Mitgliedern zur Deutung ähnlicher Situationen zur Verfügung steht (ebd., S. 338). Auf diese Art werden auch Cover geprägt: Der untergewichtige Mann ist kein ‚Schwächling‘, sondern ein von Stereotypen unbeeinflusster Liebhaber. Mittels des MCDs und dieser Mechanismen zur Aushandlung gemeinsamer Kategorien lassen sich Übernahmen und Abgrenzungen von Fremdzuschreibungen und Herausbildungen alternativer Selbstverständnisse (nicht nur) in Online-Kontexten untersuchen. So wird sichtbar, wie die jeweiligen Kategorien in verschiedenen Kontexten konstruiert, mit welchen Attributen und Handlungen sie versehen werden und in welcher Relation zu welchen anderen Kategorien sie auftreten. Gattungsanalytisch betrachtet bezeichnen die *second stories* ein rudimentäres kommunikatives Muster zur Herausbildung und Umdeutung gemeinsamer Wissensbestände, untersucht man die Threads im Forum als größere Muster lassen sich aber auch hier Regelmäßigkeiten und Verfestigungen auffinden.

5 Stigma-Management im Forum: Die Umdeutung des männlichen Essgestörten

Insgesamt lassen sich zwei komplexere kommunikative Muster identifizieren, in denen Diskussionen über das ‚Mann-Sein‘ sowie dessen Verhältnis zur Essstörung bestimmte Funktionen im Hinblick auf das reziprok stigmatisierende Verhältnis der beiden Kategorien erfüllen. Diese werden nun am Material ausgeführt, bevor auf die in ihnen vollzogenen alternativen Kategorisierungen und Cover eingegangen wird.

5.1 Normalisierungen und Beschwerdeerzählungen/Leidensgeschichten

5.1.1 Normalisierungen

Ein Muster, das uns bereits im Thread „Anyone weaker than most girls“ begegnet ist, scheint der Normalisierung von ‚beschädigter‘ Männlichkeit bzw. von ‚unmännlichen‘ Verhaltensweisen oder Gedanken zu dienen. Als Titel des Beitrags wird dabei oftmals eine Variante der Frage *Geht es jemandem auch so?* oder eine simple Benennung der jeweiligen Verhaltensweise gewählt, die zeigt, an wen sich der Thread richtet: Gleichgesinnte, die dem Ersteller das Gefühl geben können, dass seine Erfahrung keine Abnormalität ist oder diese einer Umdeutung unterziehen können, um eine alternative Kategorisierung (und damit ein Cover) zu ermöglichen. Dieses Muster wird nun am Beispiel des bereits bekannten Threads „fragile masculinity“ (vgl. Abb. 4, Abb. 5) ausgeführt.

#1

I feel like less of a man for having an eating disorder. Im supposed to be tough shit but whenever something bad happens I just skip a few meals instead of being a man and talking about it. Dunno, anyone else feel like this?

#2

Hey man society has ingrained that shit into us since we were young boys, don't fall for whatever your mind's telling you, and honestly I think you admitting to this about it here is a big step. At least you're venting somewhere, instead of bottling it up. And while all this is bubbling up, and skip meals whenever shit goes down, so it's not just your fragile masculinity, like don't equate the two, know what I mean? it's not you being less of a man, you're just human.

#3

I am a girl! but I want to tell you that society is shit for putting that pressure on you men to be masculine all the fucking time. I don't ever think someone is 'less of a man', actually most actions most typically assigned to men and masculinity I find unattractive and horrible. Being violent, hot headed... I like the more quiet and sensitive men. For example Newt Scamander. I know he's fictional but I would much rather date him than any other action movie 'hero'. You are not less of a man the same way women who work are not any less of a woman. You do what you do. Just do you booo and I wish you the best of luck.

Abb. 4: Fragile masculinity, #1–#3

Neben einer *Problembeschreibung* enthält auch der erste Beitrag dieses Threads die *Frage nach ähnlichen Erfahrungen* der anderen Gruppenmitglieder („Dunno, anyone else feel like this?“). Auch hier produzieren die anderen Nutzer*innen im Anschluss verschiedene Aussagen und (in diesem Fall abstrakte) second stories, in denen sie jeweils (Um-)Deutungsangebote der jeweiligen Situation unterbreiten. Während #2 seine Deutung in eine *token complaint über die Gesellschaft* einbindet (eine typische Klageformel, die je nach Situation mit beliebigem Inhalt gefüllt werden kann, vgl. Sacks 1992, S. 358), fügt #3 die uns bereits bekannte Rahmung (*heterosexueller*) *Attraktivität* hinzu: Zwar verlange ‚die Gesellschaft‘ von Männern immer männlich zu sein, aber sie fände ‚ruhige und sensible‘ Männer viel attraktiver. In #3 sehen wir zudem deutlich die *Anmeldepraxis weiblicher Nutzerinnen*.

#7

[[I am a girl but I want to tell you that society is shit for putting that pressure on you men to be masculine all the fucking time. [... **[durch die Autorin gekürzt]** Just do you booo and I wish you the best of luck.]]

This is awesome, thanks for that.

OP, if you think of all the people who are trying to make you feel like „less of a man“. Let me guess, they're all neanderthal dimwits with the IQ of a stick of gum. Do you really need to impress them?

Whereas most women and/or cool guys I've ever met are drawn to the quiet, sensitive type. If that's „feminine“ by society's standards then so be it. I would wear a corset if I could fit my fat ass into it. Huh? That was a weird analogy.

#8

I know the type of guy who is what you call fragile masculine and it's something I can see right through now these days, how much of an asshole you can be for no reason doesn't mean you're a man, nor does being condescending or trying to demonstrate power over people you perceive as inferior to you

I believe true masculinity is strong enough to be feminine and sensitive and yielding at the same time. Why? Because those are qualities you still need to attract women. Some girls go for the guys who put on the whole shitshow, but many others see right through it and see how much of a front it is. Most guys have far more insecurities than they let on about

Abb. 5: Fragile masculinity, #7–#8

Der Ersteller von Beitrag #7 (Abb. 5) geht jedoch noch einen Schritt weiter: Nicht nur die Gesellschaft sehe die Nutzer im Forum als weniger männlich, sondern auch andere Männer, die jedoch als „Neanderthaler mit dem IQ eines Kaugummis“ ka-

rikiert werden. Eine (zuweilen polemische) *abwertende Beschreibung anderer (mit Connell (2015): hegemonialer) Männer* findet sich auch in Beitrag #8 („die Typen, die diese ganze Shitshow abziehen“). Diesen als grobschlächtig beschriebenen Männern entgegen stehen *ruhige, sensible Männer* (#3, #7, #8), die von Frauen und „coolen Männern“ (#7) gerade aufgrund ihrer ‚weiblichen‘ Eigenschaften bevorzugt werden (#3, #7, #8). Diese Kategorisierungen enthalten oft ein bestimmtes *Körperbild*, eine Beschreibung von Masse und Raumergreifung (im Gegensatz zu der davon abgegrenzten ‚Ästhetik der Schwäche‘ sehr dünner Männerkörper), aber darüber hinaus und eng damit verknüpft auch Zuschreibungen von Aggressivität und Ungechliffenheit (in anderen Threads heißt es z.B. „erschreckend große Gestalten mit denen man nicht vernünftig reden kann“ und „Männer von der Größe eines Grizzlys, die sich mit KFC vollstopfen“). Die karikaturhafte Überzeichnung des ‚anderen‘ Mannes ermöglicht die positive Gegenüberstellung der eigenen Kategorisierung, des sehr dünnen, essgestörten, sensiblen Mannes.

Die Nutzer*innen bieten also einen alternativen Deutungsrahmen an: die (aus Sicht ‚der Gesellschaft‘) ‚weiblichen‘ Eigenschaften – auch die Essstörung, die hier jedoch nicht mehr explizit benannt wird – machen die Forumsmitglieder zu den ‚besseren‘ Männern. Wir sehen die *Überhöhung essgestörter Männlichkeit unter dem Cover der Sensibilität*.

5.1.2 Beschwerdeerzählungen/Leidensgeschichten

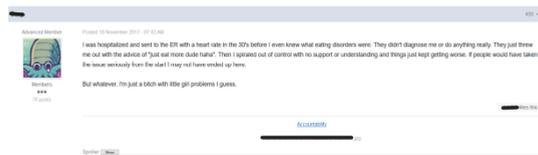
Neben Threads, die durch Normalisierung darauf abzielen die Beschädigung der Kategorie ‚Männlichkeit‘ zu relativieren, findet sich eine Vielzahl von Beiträgen, in denen die Beschädigung der Kategorie ‚Essgestörte*r‘ durch das Geschlecht und die daraus folgende Erfahrung von Marginalisierung in ausführlichen Schilderungen des eigenen Leidens bearbeitet wird. Das verwendete kommunikative Muster weist deutliche Parallelen zu den von Susanne Günthner beschriebenen Beschwerdeerzählungen auf, in denen das Fehlverhalten Dritter gegenüber den Erzähler*innen auf oftmals übertriebene Weise rekonstruiert wird, um affektive, moralisierende Reaktionen der Zuhörer*innen hervorzurufen (Günthner 2013, S. 174ff.). Dabei werden die Täter*innen oft als Vertreter*innen von Institutionen oder Repräsentant*innen sozialer Kategorien dargestellt, deren Verhalten kollektiv moralisch abgelehnt werden soll (ebd., S. 185). Im Forum treten als Personenkonstellationen dem jeweiligen ‚Ich‘ gegenüber neben Freund*innen, Partner*innen und Familienangehörigen vor allem Ärzt*innen, Therapeut*innen und andere Vertreter*innen medizinischer Institutionen auf. Die Strukturmerkmale dieser Art Thread sollen im Folgenden an zwei Beispielbeiträgen aus einem längeren Thread ausgeführt werden (vgl. Abb. 6, Abb. 7).



#11
 Its all about stereotype here I can't even bring myself to tell anyone because of everything that surrounds it. If I bring it up with my psychiatrist he'll shrug it off and ask me to work out a little less or eat a little more and I'll be fine, if I bring it up with my therapist its the whole „Oh you're 29 and have a penis you can't have that!“. Adding to that the fact that I'm not gay makes me feel even lonelier which is why I looked up [Forum] and I still don't feel like I fit in because I don't fit into any category of people who society tells you are supposed to have AN.

Other than that I have to say that while I'm not looking for treatment its super easy to hide. No one really cares how much or little I eat at any given time so I can get away with mostly just not eating. I thought I'd had the easiest thing for me too so it wouldn't all be sad and stuff :P

Abb. 6: Hardest thing about being a male anorexic, #11



#35
 I was hospitalized and sent to the ER with a heart rate in the 30's before I even knew what eating disorders were. They didn't diagnose me or do anything really. They just threw me out with the advice of „just eat more dude haha“. Then I spiraled out of control with no support or understanding and things just kept getting worse. If people would have taken the issue seriously from the start I may not have ended up here.

But whatever, I'm just a bitch with little girl problems I guess.

Abb. 7: Hardest thing about being a male anorexic, #35

Beide Beiträge weisen eine Vielzahl an gemeinsamen Merkmalen auf: die Nutzer berichten von *negativen Erfahrungen mit medizinischem Fachpersonal*, von dem sie nicht ernst genommen wurden und auch hier werden Kategorien kontrastiert: die *diskriminierten heterosexuellen Nutzer* und jene, denen ‚die Gesellschaft‘ eine Essstörung zusteht (bzw. die eine solche Störung haben ‚sollten‘, vgl. #11): Frauen, aber auch schwule Männer. Zusätzlich findet sich eine detaillierte Beschreibung der jeweiligen Situation, wobei das Ich oft in einer *Notsituation* dargestellt wird, in der es ignoranten Ärzt*innen oder Therapeut*innen gegenübertritt (vgl. #35: „Ich wurde mit einem Puls in den 30ern in die Notaufnahme geschickt, bevor ich überhaupt wusste, was Essstörungen waren [...] dann bin ich außer Kontrolle geraten, ohne Unterstützung oder Verständnis und alles wurde nur noch schlimmer.“). Diese *Extremformulierungen* gehören dabei nach Günthner (2013, S. 200) zum gängigen Instrumentarium von Beschwerdeerzählungen, ebenso Verfahren der *szenischen Rekonstruktion* (ebd., S. 201). Auch in der Leidens erzählung im Forum finden sich durch Anführungszeichen gekennzeichnete ‚direkte Zitate‘ (vgl. #11: „Oh, du bist 29 und hast einen Penis, du kannst das nicht haben“, #35 „Ess einfach mehr Mann, haha“), sie dienen als *Authentisierungsverfahren* (ebd., S. 179) mittels derer die Leser*innen angehalten werden, die Szene nachzuerleben (ebd., S. 204). Diese werden nach Günthner durch die übertriebene Darstellung kontrastiert, wodurch „das deviante Verhalten der Antagonisten vor dem Hintergrund eines tatsächlich stattgefundenen Vorfalles“ (ebd., S. 205) fokussiert und den Rezipient*innen die gewünschte moralische und affektive Reaktion in Form von Empörung nahegelegt werde.

in diesen verschiedenen kommunikativen Mustern auftretenden Kategorisierungen, deren Relationen und Attribute systematisiert, können wir folgenden Überblick über Männlichkeiten im Forum gewinnen:

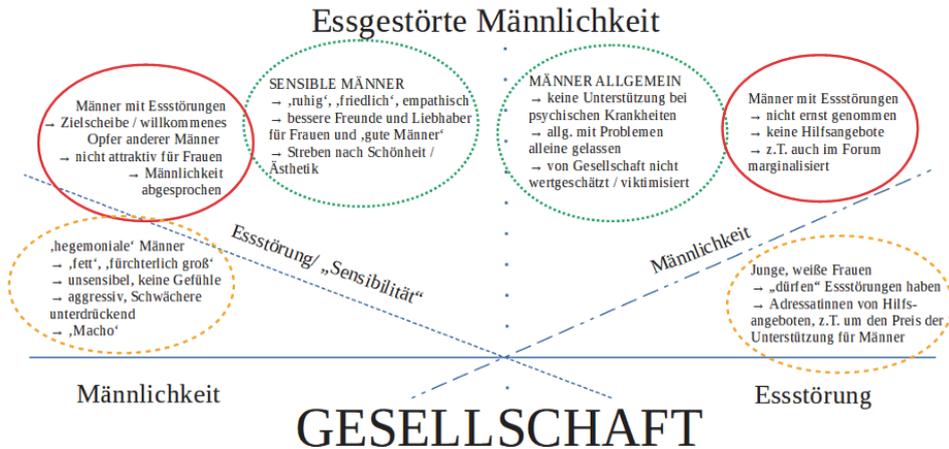


Abb. 9: Kategorisierungen im Forum

Wir sehen in der linken Hälfte der Grafik die Kategorie ‚Männlichkeit‘, die jedoch durch die Essstörung beschädigt wird. Die beschädigte Kategorie ‚Männer mit Essstörungen‘ wird mit der durch ‚die Gesellschaft‘ vorgezogenen Kategorie ‚hegemonialer Männlichkeit‘ kontrastiert. An die Stelle der beschädigten Kategorie tritt das Cover der ‚sensiblen Männlichkeit‘ die gegenüber der Kontrastkategorie in vielfältiger Weise aufgewertet wird.

Ähnlich sehen wir in der rechten Hälfte die durch Männlichkeit bedrohte Betroffenheit von einer Essstörung: Als Kontrastkategorie dient hier jene Kategorie, der vonseiten ‚der Gesellschaft‘ und medizinischem, bzw. psychologischen Fachpersonal zugestanden wird, an einer Essstörung zu leiden. Als Cover tritt die Kategorie heterosexueller Männer im allgemeinen auf, die als von ‚der Gesellschaft‘ nicht wertgeschätzt und mit ihren Problemen im Stich gelassen dargestellt werden. Dabei sind die Konstruktionen von Männlichkeiten im Forum durchaus widersprüchlich. So ist es in einem kommunikativen Kontext möglich, ‚schwule Männer und Frauen‘ als Gegensatz zu ‚heterosexuellen Männern‘ (im Sinne von Männern im Allgemeinen) zu bestimmen, während dies in anderen Kontexten in der Anschlusskommunikation negativ sanktioniert werden würde.

6 Diskussion

Online-Communities ermöglichen Nutzer*innen den Aufbau einer gemeinsamen Identität (Baym 2010, S. 75ff.). Für Betroffene von Krankheiten mit Stigmatisierungspotential übt dies einen besonderen Reiz aus, da virtuelle Räume ihnen die Normalisierung und Umdeutung der jeweils verfolgten Praktiken ermöglichen und ihnen erlauben, eine positive Selbstbeschreibung zu entwickeln (Day/Keys 2008).

Es handelt sich um einen „Lamentierkreis“ im Sinne Goffmans (2018, S. 31), „in den [der*die Stigmatisierte] sich zurückziehen kann zur moralischen Unterstützung und wegen des Behagens, sich zu Hause, entspannt, akzeptiert zu fühlen, als eine Person, die wirklich wie jede andere Person ist“ (ebd.). In Zusammenschlüssen Stigmatisierter werden Erklärungs- und Bewertungsmuster eingeübt, am kollektiven Selbstbild gefeilt und die Beziehungen zur Mehrheitsgesellschaft verhandelt (ebd., S. 31–38). In diesem Artikel wurde ein Forum männlicher Betroffener von Essstörungen als ein solcher „safe space for identity management“ (Smith/Wickes/Underwood 2015, S. 951) eingeführt und für die Analyse der dort stattfindenden Kommunikationsprozesse die MCA nach Harvey Sacks (1992) vorgeschlagen. Dabei zeigt sich, dass sich die Vorstellungen von Männlichkeit und auch die Selbstdarstellungen der jungen Männer im Forum vor allem in deren Relation zu Weiblichkeit unterscheiden und z.T. widersprüchlich sind. Dies rührt zum einen aus dem Selbstverständnis als inklusive Community, aber auch aus der intersektionalen Verschränkung der Kategorien Essstörung und Männlichkeit, die sich jeweils gegenseitig diskreditieren und daher differente Umgangsstrategien hervorrufen. So wird zum einen der ‚feminine, sensible Mann‘ im Gegensatz zum ‚Macho‘ als positive Umdeutung der verweiblichenden Krankheit als kollektives Selbstverständnis angerufen, zum anderen jedoch in Klagen über fehlende Ressourcen und Diskriminierung in medizinischen Zusammenhängen die Identität des (im Gegensatz zu Frauen und schwulen Männern) von der Gesellschaft im Stich gelassenen (Hetero-)Mannes beansprucht. Die Konstruktion von Kategorisierungen im Forum vollzieht sich dabei kontext- und themenbezogen. Gerade Aussagen zur Privilegierung homosexueller Männer werden in anderen Zusammenhängen als homophob markiert und zurückgewiesen. Dies ist m.E. vor allem im Hinblick auf die weitere Untersuchung von Foren relevant: Anstatt die Aussagen und Bezeichnungspraktiken der Nutzer*innen als Ausdruck einer inneren Qualität derselben zu betrachten, sollten diese als Teil der jeweiligen Forendiskussion und eines kollektiven Identitätsprojekts gesehen werden. Für die Analyse dieser Prozesse ist eine gattungsanalytisch ergänzte MCA in hohem Maße geeignet. Da meine Ergebnisse auf der Untersuchung eines Einzelfalles beruhen, können die vorgefundenen Muster nicht ohne Weiteres generalisiert werden, ich hoffe jedoch, die Fruchtbarkeit des Vorgehens für ähnliche Fragestellungen aufgezeigt zu haben.

Es stellt sich die Frage, ob ähnliche kommunikative Muster auch in anderen virtuellen Räumen auftreten. Für die Untersuchung digitalisierter Gesundheitspraxen scheinen v.a. die Erzählungen der eigenen Viktimisierung relevant, zu denen sich im *virtuellen Lamentierkreis* durch eben diese geteilten Leidenserfahrungen verbundene Individuen zusammenfinden. Deren Funktion geht über das Verarbeiten negativer Einzelereignisse hinaus, indem ein kollektives Deutungsmuster aufgebaut wird, das diese Erfahrungen mit Vertreter*innen des Gesundheitswesens, von denen die Nutzer*innen aufgrund ihres Krankheitsstatus auf essentielle Weise abhängig sind, umdeutet und entschärft. Dabei werden gerade die professionellen Zuschreibungen medizinischen Fachpersonals als Teil einer den Betroffenen feindlichen Mehrheitsgesellschaft ‚entlarvt‘ und zurückgewiesen. Interessant wäre, ob sich dieses Muster in anderen Kommunikationsräumen männlicher Essgestörter, aber auch unter Betroffenen anderer Krankheitsbilder mit Stimatisierungspotential (z.B. psychischen Erkrankungen wie Borderline oder antisozialer Persönlichkeitsstörung, Suchterkrankungen, etc.) aufzeigen lässt.

Die MCA eignet sich sehr gut zur Untersuchung virtueller Räume in denen Kategorisierungen und Identitäten offen verhandelt werden und zur Analyse dieses

Aushandlungsprozess. Für in der Konversation unerwähnte Eigenschaften und Kontexte bleibt sie jedoch blind, solange der Maxime Folge geleistet wird, keine materialfremden Kategorien zur Analyse zu nutzen (Stokoe 2012). Auch wenn es in der schriftlichen Online-Kommunikation aufgrund des Mangels an körperlicher Kopräsens gehäuft zur expliziten Selbstbenennung kommt und nicht-benannte Kategorisierungen scheinbar unbedeutend bleiben, sind die öffentlich zugänglichen Interaktionen oftmals Teil komplexerer Kommunikationspraxen, wenn die Untersuchten etwa zusätzlich über private Kanäle miteinander Kontakt halten (Greschke 2017, S. 418). Im untersuchten Forum fanden sich zudem des Öfteren Referenzen auf Narrative und Ausdrücke verschiedener Online-Jugendkulturen (etwa in Form von Memes oder Zitaten), zumeist eingebunden in die Profile der Mitglieder. Diese stellten zum einen insofern eine Schwierigkeit dar, als dass sie nicht als per sé für die jeweilige Interaktion ir/relevant vorausgesetzt werden können, zum anderen weisen sie darauf hin, dass neben einer potentiellen privaten Interaktion der Nutzer*innen auch die Wissensbestände verschiedener Online-Subkulturen zum nicht-explizierten Hintergrundwissen der untersuchten Interaktion gehören kann. Auf diese Kontexte bietet die MCA keinen Zugriff. In der hier vorgestellten Form ist das analytische Vorgehen zudem stark auf die sprachliche Dimension verengt, wie Knoblauch (2021) auch am ursprünglichen Gattungskonzept kritisiert. Dies beschränkt zum einen die bearbeitbaren Fragestellungen auf Bezeichnungs- und Aushandlungspraxen, in diesem Fall also das *Sprechen über den Mann mit der Essstörung und seinen Körper*, zum anderen wird jedoch auch dies schwierig, sobald man sich von der schriftbasierten Onlinekommunikation, etwa in Foren, abwendet und video- oder bildbasierte Kommunikationsformate von Instagram bis TikTok in den Blick nimmt. Hier ist eine Überarbeitung der MCA, wie auch der Gattungsanalyse nötig.

Angesichts einer Online-Debattenkultur, in der es immer mehr Usus wird die eigene Sprecher*innenposition zu kennzeichnen („Ich als Frau...“, „Ich als Latino...“, „Ich als praktizierender Arzt sage dazu...“), ist ein Weiterdenken des hier vorgestellten Ansatz m.E. aber durchaus gewinnbringend.

Literatur

- Arminen, I. (2004): Second stories: the salience of interpersonal communication for mutual help in Alcoholics Anonymous. In: *Journal of Pragmatics*, 36. Jg., H. 2, S. 319–347. <https://doi.org/10.1016/j.pragma.2003.07.001>
- Baym, N.K. (2010): *Personal Connections in the Digital Age*. Cambridge.
- Boero, N./Pascoe, C.J. (2012): Pro-anorexia Communities and Online Interaction: Bringing the Pro-ana Body Online. In: *Body & Society*, 18. Jg., H. 2, S. 27–57. <https://doi.org/10.1177/1357034X12440827>
- Connell, R. (2015) [1999]: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. 4. durchgesehene und erweiterte Auflage. Wiesbaden.
- Crowe, N./Watts, M. (2016): ‚We’re just like Gok, but in reverse’: Ana Girls – empowerment and resistance in digital communities. In: *International Journal of Adolescence and Youth*, 21. Jg., H. 3, S. 379–390. <https://doi.org/10.1080/02673843.2013.856802>
- Day, K./Keys, T. (2008): Starving in cyberspace: a discourse analysis of pro-eating-disorder websites. In: *Journal of Gender Studies*, 17. Jg., H. 1, S. 1–15. <https://doi.org/10.1080/09589230701838321>

- Gibson, W. (2009): Intercultural Communication Online: Conversation Analysis and the Investigation of Asynchronous Written Discourse. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 10. Jg., H. 1., Art. 49.
- Goffman, E. (2018) [1967]: *Stigma. Über die Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. 24. Auflage. Frankfurt a.M.
- Greschke, H.M. (2009): Daheim in www.ciberville.de. Stuttgart. <https://doi.org/10.1515/9783828260177>
- Greschke, H.M. (2017): Kommunikationsanalyse. In: Friese, H./Nolten, M./Rebane, G./Schreier, M. (Hrsg.): *Handbuch Soziale Praktiken und Digitale Alltagswelten*. Wiesbaden, S. 411–421. https://doi.org/10.1007/978-3-658-08357-1_51
- Günthner, S./Knoblauch, H.A. (1994): „Forms are the food of faith“: Gattungen als Muster kommunikativen Handelns. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 46. Jg., H. 4, S. 693–723.
- Günthner, S. (2013) [1999]: Beschwerdeerzählungen als narrative Hyperbeln. In: Bergmann, J./Luckmann, T. (Hrsg.): *Kommunikative Konstruktion von Moral*. Band 1: Struktur und Dynamik der Formen moralischer Kommunikation. Neuauflage zur Onlinepublikation. Mannheim, S. 174–205.
- Günthner, S./König, K. (2017): Kommunikative Gattungen in der Interaktion: Kulturelle und grammatische Praktiken im Gebrauch. In: Deppermann, A./Feilke, H./Linke, A. (Hrsg.): *Sprachliche und kommunikative Praktiken*. Berlin/Boston, S. 177–203.
- Housley W./Fitzgerald, R. (2009): Membership categorization, culture and norms in action. In: *Discourse & Society*, 20. Jg., H. 3, S. 345–362. <https://doi.org/10.1177/0957926509102405>
- Knoblauch, H. (2021): Von kommunikativen Gattungen zu kommunikativen Formen: Konsequenzen des kommunikativen Konstruktivismus. In: Weidner, B./König, K./Imo, W./Wegner, L. (Hrsg.): *Verfestigungen in der Interaktion. Konstruktionen, sequentielle Muster, kommunikative Gattungen*. Berlin/Boston, S. 19–37. <https://doi.org/10.1515/9783110637502-002>
- Meredith, J. (2019): Conversation Analysis and Online Interaction. In: *Research on Language and Social Interaction*, 52. Jg., H. 3, S. 241–256. <https://doi.org/10.1080/08351813.2019.1631040>
- Meuser, M. (2014): Körperarbeit – Fitness, Gesundheit, Schönheit. In: Bellebaum, A./Hettlage, R. (Hrsg.): *Unser Alltag ist voll von Gesellschaft*. Wiesbaden, S. 65–81. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19134-8_5
- Murray, S.B./Touyz, S.W. (2012): Masculinity, Femininity and Male Body Image: A Recipe for Future Research. In: *International Journal of Men’s Health*, 11. Jg., H. 3, S. 227–239. <https://doi.org/10.3149/jmh.1103.227>
- Räisänen, U./Hunt, K. (2014): The role of gendered constructions of eating disorders in delayed help-seeking in men: a qualitative interview study. <https://bmjopen.bmj.com/content/4/4/e004342> (22. Juli 2019). <https://doi.org/10.1136/bmjopen-2013-004342>
- Robinson, K.J./Mountford, V.A./Sperlinger, D.J. (2012): Being men with eating disorders: Perspectives of male eating disorder service-users. In: *Journal of Health Psychology*, 18. Jg., H. 2, S. 176–186. <https://doi.org/10.1177/1359105312440298>
- Sacks, H. (1992): *Lectures on Conversation*. Volumes I & II. Oxford/Cambridge.
- Smith, N./Wickes, R./Underwood, M. (2015): Managing a marginalised identity in pro-anorexia and fat acceptance cybercommunities. In: *Journal of Sociology*, 5. Jg., H. 4, S. 950–967. <https://doi.org/10.1177/1440783313486220>
- Stokoe, E. (2012): Moving forward with membership categorization analysis: Methods for systematic analysis. In: *Discourse Studies*, 14. Jg., H. 3, S. 277–303. <https://doi.org/10.1177/1461445612441534>
- Strother, E./Lemberg, R./Stanford, S.C./Turberville, D. (2014): Eating Disorders in Men. Underdiagnosed, Undertreated, and Misunderstood. In: Cohn, L./Lemberg, R. (Hrsg.): *Current Findings on Males with Eating Disorders*. New York, S. 13–22.

Zhang, C. (2014): What can we learn from the history of male anorexia nervosa? In: *Journal of Eating Disorders*, 2. Jg., H. 138. <https://doi.org/10.1186/s40337-014-0036-9>

Anmerkungen

- 1 Ich danke den Gutachter*innen dieser Ausgabe und Prof. Heike Greschke für die konstruktive Kritik meines Manuskripts sowie Dr. Sarah Hitzler und den Teilnehmer*innen des Forschungskolloquiums *Qualitative Methoden der TU Dresden* für die anregende Diskussion meines Materials.
- 2 ‚Ana‘ steht hier als Abkürzung für Anorexie, die Vorsilbe ‚Pro-‘ für z.T. eine vorurteilsfreie Haltung gegenüber Betroffenen von Essstörungen, z.T. für ein explizites Gutheißen der Essstörungen selbst (Crowe/Watts 2016, S. 380).
- 3 Der Artikel beruht auf meiner Bachelorarbeit, die 2019 an der TU Dresden abgeschlossen und deren Ergebnisse weiter vertieft wurden.
- 4 Interessant ist auch das in #15 beschriebene Erleben von Sexualität „like a girl“, das man als ‚erotisierte Selbstfeminisierung‘ beschreiben kann.

Clarissa Schär

Die Optimierung des Bildkörpers als imaginativer Akt

Analytische Bearbeitungsweisen von Eigenheiten fotografischer Selbstdarstellungen Jugendlicher und junger Erwachsener in digitalen sozialen Netzwerken

The optimization of the image body as an imaginative act. Analytical ways of processing the characteristics of photographic self-presentations of adolescents and young adults in digital social networks

Zusammenfassung

Im Beitrag wird anhand einer fotografischen Selbstdarstellung einer jungen Erwachsenen das Optimierungshandeln im Kontext digitaler sozialer Netzwerke untersucht. Auf Basis vertiefter qualitativer Bild- und Interviewanalysen wird gängigen Deutungsweisen von Selbstoptimierung im digitalen Raum eine auf Basis empirischer Befunde erweiterte Lesart gegenübergestellt. Das Optimierungshandeln wird in seiner biographischen und gesellschaftlichen Dimension als durchaus ambivalente Körperpraktik erkennbar. Methodisch werden Eigenheiten digitaler Fotografie – die große Anzahl der erstellbaren Fotografien sowie deren Bearbeitbarkeit – reflektiert und mittels fallinterner Komparationen für die Auswertung fruchtbar gemacht.

Schlagwörter: Fotografie, Selbstdarstellung, Soziale Medien, Jugend, Fotoanalyse

Abstract

This article uses a photographic self-portrait of a young adult to examine the process of optimization in the context of digital social networks. On the basis of in-depth qualitative photo and interview analyses, common interpretations of self-optimization in the digital space are contrasted with an extended understanding based on empirical findings. The biographical and social relevance of the optimization action is shown as a thoroughly ambivalent body practice. Methodically, the characteristics of digital photography – the large number of photographs that can be produced and their editability – are reflected upon and made fruitful for analysis by means of case-internal comparisons.

Keywords: Photography, self-presentation, social media, youth, photo analysis

1 Einleitung

„Das ist das Optimale von mir“ (Bronja, Z. 818)¹ berichtete eine junge Erwachsene mit dem Pseudonym Bronja im Interview über eine ihrer fotografischen Selbstdarstellungen in einem digitalen sozialen Netzwerk. Und sie führte fort: „die Person (.) die ich nicht immer bin“ (Bronja, Z. 818–819). Hier klingt ein Optimierungshandeln an, das am „Bild-Körper“ (Bohnsack 2017, S. 431), also dem auf der Fotografie abgebildeten Körper, ansetzt. Dieser vermag einen für Bronja optimalen Ausdruck zu

vermitteln, im Sinne einer Person bzw. eines Körpers, die/der sie nicht immer ist. Und es scheint ihr gelungen zu sein, diesen Ausdruck in einem Bild festzuhalten. Studien zu Fotografien und Selfies in digitalen sozialen Netzwerken haben schon vielfach nachgezeichnet, dass es hierbei zu optimierten Selbstdarstellungen komme, die Bilder aus Musikfernsehen, Boulevard und Werbung reproduzieren (vgl. u.a. Astheimer 2010; Autenrieth 2014a; Tillmann 2014). Zur Erklärung dieser Selbstoptimierung gibt es verschiedene Ansätze, z.B. aus einer eher ökonomisch inspirierten Perspektive das Konkurrieren auf „Aufmerksamkeitsmärkten“ (Reichert 2008, S. 121), aus psychologischer Perspektive der Narzissmus (vgl. u.a. Buffardi/Campbell 2008; Sorokowski et al. 2015) oder aus einer medienkommunikativen und -pädagogischen Perspektive der Schutz vor Betrachter*innen, die man nicht oder nur entfernt kennt und deren Wohlwollen man sich nicht gewiss ist (vgl. Autenrieth 2014b, S. 54). Trotz zahlreicher Untersuchungen von fotografischen Selbstdarstellungen wurde bislang aber nicht nachvollzogen, was genau optimiert wird und wie die Optimierung hergestellt wird bzw. welche Veränderungen und Anpassungen hierfür vorgenommen werden. Der Fall wurde ausgewählt, um die Optimierungsleistungen im und am (Bild-)Körper in digitalen sozialen Netzwerken empirisch untersuchen zu können. Anhand der folgenden Fragen wird das Optimierungshandeln von Bronja ergründet: Wodurch zeichnet sich die Körperdarstellung aus? Woran ist ihre Körperdarstellung orientiert? Was ist für Bronja optimal bzw. optimierungsbedürftig? Die Untersuchung dieser Fragen wird es ermöglichen, die angeführten Erklärungen der Selbstoptimierung zu differenzieren.

Zur Untersuchung der analytischen Fragestellungen wird nachfolgend zunächst das Projekt, aus dem das Fallbeispiel stammt, umrissen und das methodische Vorgehen der Analyse spezifiziert. Den Hauptteil des Beitrages bildet die Auswertung von ausgewähltem Daten- und Quellenmaterial des Falles Bronja. Im Fokus steht die von Bronja als „das Optimale“ bezeichnete Fotografie. Sie wurde von Bronja nachbearbeitet sowie im Interview einer anderen, am selben Abend entstandenen Fotografie gegenübergestellt. Es werden unterschiedliche fallinterne Komparationen vorgestellt, die – wie zu zeigen sein wird – einen bedeutenden Beitrag zur Rekonstruktion der Handlungsorientierungen bzw. des Optimierungshandelns von Bronja leisten. Eine Triangulation der Befunde der Bild- mit jenen der Interviewanalyse ermöglicht in einem letzten Analyseschritt eine Vertiefung und Differenzierung der Erkenntnisse. Im Fazit wird die methodische Vorgehensweise der fallinternen Komparation reflektiert und werden die empirischen Befunde einer Theoretisierung des körperbezogenen Optimierungshandelns im digitalen Raum zugeführt.

2 Fotografische Selbstdarstellungen Heranwachsender erforschen

Im Rahmen des Dissertationsprojekts „Selbst BILD ungen Jugendlicher und junger Erwachsener. Eine körperleibtheoretische Analyse fotografischer Selbstgestaltungsarbeit in digitalen sozialen Netzwerken“ (Arbeitstitel) werden fotografische Selbstdarstellungen Jugendlicher und junger Erwachsener untersucht, die sie von sich in digitalen sozialen Netzwerken wie Instagram, Facebook und Co. posten².

Mit diesen Jugendlichen resp. jungen Erwachsenen wurden ‘teilnarrative Fotointerviews’ geführt. Die Fotointerviews zeichnen sich dadurch aus, dass in den Interviews fotografische Selbstdarstellungen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen zum Gegenstand gemacht wurden und deren Geschichten, Hintergründe und Entstehungsprozesse als Erzählstimuli dienten (vgl. Friebertshäuser/Langer 2013, S. 447). Hierbei wurden einerseits offen-erzählgenerierende Fragen zu den Fotografien und damit in Zusammenhang stehenden (biographischen) Erfahrungen formuliert, andererseits wurden nebst immanenten Nachfragen zu geeignetem Zeitpunkt auch exmanente Nachfragen entlang eines Interviewleitfadens platziert – womit ein teilnarratives Interviewsetting geschaffen wurde (vgl. Kruse 2010, S. 64–80). Die gesammelten Quellen und Daten – die Fotografien und Interviews – werden mit der dokumentarischen Methode nach Bohnsack (2009), Przyborski (2018) und Nohl (2017) ausgewertet, um die Handlungsorientierungen der Jugendlichen in Bezug auf ihre körperlichen Selbstdarstellungen zu rekonstruieren.

Die dokumentarische Methode differenziert zwei Wissensarten: das kommunikativ generalisierte Wissen und das handlungsleitende Wissen. Während Ersteres das den Subjekten reflexiv zugängliche, auf Common Sense beruhende und begrifflich-theoretisch explizierbare Wissen meint, bezieht sich Letzteres auf das implizite und inkorporierte Wissen, das den Subjekten nicht oder nicht ohne Weiteres zugänglich ist (vgl. Bohnsack 2009, S. 15; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 281). Entsprechend sind die Arbeitsschritte der dokumentarischen Methode in die formulierende und die reflektierende Interpretation unterteilt. In der formulierenden Interpretation interessiert, was thematisch wird, in der reflektierenden wie „ein Thema behandelt, d.h. in welchem *Rahmen* es behandelt wird. Dieser Orientierungs*rahmen* (oder auch: *Habitus*) [...] eines Individuums ist der zentrale Gegenstand dokumentarischer Interpretation“ (Bohnsack 2011, S. 43; Herv.i.O.). Jenes implizite und inkorporierte Wissen wird in Erfahrungen angeeignet und einverleibt, schlägt sich gemäß Bourdieu (1987) – in *Habitus* – den inneren Dispositionen und Orientierungen – und *Hexis* – den äußerlich wahrnehmbaren Haltungen, Bewegungsweisen, Kleidungsstilen etc. – nieder und ist so nicht nur im Text, sondern auch im Bild rekonstruierbar.

Tab. 1: Analyseschritte der dokumentarischen Methode der Bildinterpretation (eigene Darstellung; vgl. Bohnsack 2009, S. 56–57; Przyborski 2018, S. 155–159)

Formulierende Interpretation	Reflektierende Interpretation
<i>Vorikonografische Interpretation</i> Mikroskopische Beschreibung der auf dem Bild sichtbaren Gegenstände, Phänomene und Bewegungen zur Verhinderung vorschneller Einordnungen	<i>Ikonische Interpretation</i> Rekonstruktion des formalen kompositionalen Bildaufbaus: Planimetrie, Perspektivität, szenische Choreografie, Verhältnis von Schärfe und Unschärfe
<i>Ikonografische Interpretation</i> Beschreibung der auf dem Bild identifizierten Handlungen (Um-zu-Motive) zur Rekonstruktion sozialer Rollen und Szenen sowie der Einordnung des Bildes in eine Typen- und Stilgeschichte	<i>Ikonologisch-ikonische Interpretation</i> Zusammenfassende Analyse und Interpretation, welche die einzelnen Analyseebenen der Interpretation zu einer Gesamtinterpretation zusammengeführt

Im Folgenden werden Bildanalysen im Vordergrund stehen, die aber nicht in den einzelnen Analyseschritten Darstellung finden werden. Zur Orientierung über die Analyseschritte wird eine tabellarische Darstellung angeboten (vgl. Tab. 1), zum

Verständnis der angeführten Analysen wird auf ausgewählte Schritte der „ikonischen Interpretation“ ausführlicher eingegangen.

Die *ikonische Interpretation* versucht über unterschiedliche Aspekte der formalen Bildkomposition die Eigengesetzlichkeiten des Werkes zu erschließen (vgl. Bohnsack 2009, S. 57; Przyborski 2018, S. 157). Mit der Planimetrie wird die formale Struktur des Bildes in der Fläche mit möglichst sparsam eingesetzten Feldlinien rekonstruiert. Dieses Erschließen der Selbstreferenzialität des Bildsystems gilt als systematischer und entscheidender Zugang zur „Eigengesetzlichkeit des Erfahrungsraums der Bildproduzent(inn)en“ (Bohnsack 2007, S. 38). Durch das Einzeichnen der Fluchtlinien und Fluchtpunkte werden in der perspektivischen Projektion Gegenstände und Personen in ihrer Räumlichkeit und Körperlichkeit erfasst und hierüber die „Art der Weltanschauung“ (Przyborski 2018, S. 159) der abbildenden Person rekonstruierbar.

Kennzeichnend für die dokumentarische Methode ist des Weiteren das Prinzip der Komparation, das in der Empirie verankerte, systematisch vergleichende Arbeiten. In der Bildanalyse meint dies den Vergleich von Bildern auf der Basis eines Tertium Comparationis, eines gleichbleibenden Dritten (z.B. einer Geste, die in unterschiedlichen Bildkontexten untersucht wird). Sie leistet einerseits einen Beitrag dazu, die Standortgebundenheit des*der Forscher*in zu kontrollieren, andererseits Bedeutungen aus ihren Kontexten heraus zu erschließen (vgl. ebd., S. 121–122). Im vorliegenden Beitrag wird die fallinterne Komparation, als die vergleichende Analyse von Bildern aus demselben Einzelfall, in den Mittelpunkt gerückt.

Spezifika der digitalen Fotografie erwiesen sich in der Analyse einerseits als Bereicherung, andererseits als methodische Herausforderung. So lassen die Möglichkeiten der digitalen Fotografie, im Sekundentakt Bilder anfertigen zu können, einen Fundus an Fotografien entstehen, der – wenn er von den Interviewpartner*innen nicht gelöscht wurde und für die Forschung zur Verfügung gestellt wird – in der Auswertung fruchtbare fallinterne Komparationen ermöglicht (z.B. der geposteten Fotografie(n) mit den nicht geposteten Fotografien derselben Serie). Ein weiteres Spezifikum der digitalen Fotografie ist die Bearbeitbarkeit des Bildes. Die Fotografien werden von den Jugendlichen und jungen Erwachsenen vor dem Posten oft verändert. Dabei handelt es sich um Bildmodulationen wie z.B. das Hinzufügen von Symbolen oder Text, die Verwendung von Farbfiltern, die Veränderung der Körnung oder das Anpassen des Bildausschnitts. Einige Modulationen fallen mehr auf, andere weniger. Da aber die Modulationen den Bildsinn verändern – wie Kanter (2016, S. 223–224, S. 260) und Müller/Raab (2014, S. 206–207) anhand der Analyse von (Presse-)Fotografien in unterschiedlichen Printmedien eindrücklich aufzeigen konnten –, ist deren Rekonstruktion bedeutend für die Dechiffrierung der Handlungsorientierungen der sich selbstdarstellenden Jugendlichen und jungen Erwachsenen, gleichwohl deren Rekonstruktion zuweilen auch herausfordernd ist. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Modulationen sehr unterschiedlich sind und entsprechend unterschiedlich weitreichende Auswirkungen auf die Transformation des Bildsinns haben. Wie nachfolgend anhand des Fallbeispiels illustriert werden wird, können einige Modulationen gut in der Auswertung der Einzelfotografie mit den Analyseschritten der dokumentarischen Methode der Bildinterpretation eingefangen werden, andere wiederum, die massivere Eingriffe in die Fotografie darstellen, können nur im Rahmen einer separaten Bildanalyse und mithin fallinternen Komparation erschlossen werden.

3 Fallinterne komparative Analysen als Zugang zum optimierten Bildkörper

Die für den Beitrag ausgewählte Fotografie von Bronja entstammt einer Serie von rund „130“ (Bronja, Z. 889) Bildern. Sie wurde vor dem Post mit einer Körnung und einem Farbfilter versehen, nahezu zu einem Quadrat beschnitten und um 90° im Uhrzeigersinn gedreht. Die nicht bearbeitete Fotografie – also die Version ohne Modulationen – liegt der Forscherin nicht vor³. Die Veränderungen des Bildausschnitts, der Körnung und der Farben werden von Bronja im Interview thematisiert und können hierüber nachvollzogen werden. Die Auswirkungen der Körnung der Fotografie lassen sich des Weiteren in der Rekonstruktion von Schärfe und Unschärfe im Bild im Rahmen der ikonischen Interpretation einfangen (vgl. Przyborski 2018, S. 160). Die 90°-Drehung der Fotografie hat demgegenüber massivere Auswirkungen auf den Bildsinn, die weiterreichende Analyseschritte erforderlich machen. Diese Modulation der Fotografie wird nachfolgend herausgegriffen, um zu illustrieren, wie die Interpretation gewinnbringend in zwei separate Analysen aufgeteilt werden kann – zunächst eine Analyse der nicht-gedrehten Fotografie, ehe sie in einem zweiten Schritt mit der gedrehten Fotografie komparativ analysiert wird. Eine weitere Komparation ergibt sich über eine am selben Abend entstandene Fotografie, die Bronja als „Schnappschuss“ (Bronja, Z. 171) charakterisiert (gleichwohl sie auch diese Fotografie gepostet hat), um ihr Optimierungshandeln zu rekonstruieren. Diese Dechiffrierung des Optimierungshandelns wird im Anschluss anhand einer Triangulation der Bildanalyse mit der Interviewanalyse weiter vertieft.

3.1 Analyse der nicht-gedrehten Fotografie: Eine selbst-ständige Puppe

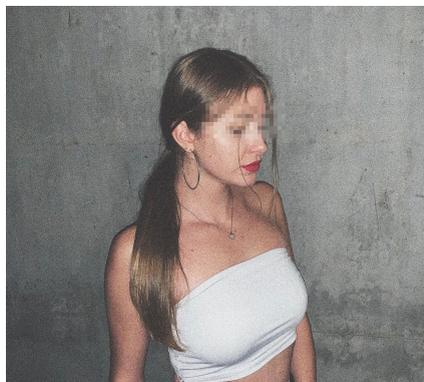


Abb. 1: Nicht-gedrehte Fotografie von Bronja

Auf ikonischer Ebene ist zunächst festzustellen, dass im Zentrum der Fotografie (vgl. Abb. 1) die abgebildete Person⁴ steht, die sich in die Bildmittelsenkrechte fügt und sich im Bildmittelpunkt befindet. Vor dem nüchternen Hintergrund der Sichtbetonwand ist es mithin ihr Körper, der die formale Bildkomposition wesentlich

bestimmt. So wird die planimetrische Komposition von Vertikalen dominiert, die entlang des linken Armes, des Pferdeschwanzes und der rechten Haarsträhne, die ihre Verlängerung in einer Furche am Bauch findet, verlaufen (vgl. Abb. 1.1).

Den vertikalen Linien entspricht die abgebildete Person mit einer sehr aufrechten, fast übertrieben aufrechten Körperhaltung und einer damit einhergehenden Körperspannung (so scheinen z.B. die Arme nicht einfach schlaff am Körper zu hängen). Weitere, die Planimetrie bestimmende Linien, ergeben sich über die Konturen des rechten Armes und des Pferdeschwanzes der abgebildeten Person. Sie bilden ein spitzwinkliges, nahezu gleichschenkliges Dreieck, dessen spitzer Winkel außerhalb der Fotografie zu liegen kommt (vgl. Abb. 1.2). Die Vertikalen und das gleichschenklige Dreieck der formalen Bildkomposition sowie die Körperspannung tragen zum Eindruck von Stabilität und Standfestigkeit der abgebildeten Person bei, bewirken aber auch eine gewisse Statik und Starrheit der Darstellung.



Abb. 1.1: Planimetrie – vertikale Linien



Abb. 1.2: Planimetrie – spitzwinkliges Dreieck

Der dargestellte Körper wirkt insgesamt erstarrt, denn er ist nicht nur sehr aufrecht, sondern entbehrt auch jeglicher Bewegung (befände sich die abgebildete Person nämlich in einer abdrehenden Bewegung, würden ihre Haarsträhnen vor dem Gesicht seitlich verweht). In Kombination mit den drapierten Haarsträhnen, dem glattgestrichenen Pferdeschwanz sowie den hergerichteten und geschminkten Augen, Augenbrauen und Lippen weckt der erstarrte Körper Assoziationen mit einer Schaufensterpuppe, die der abgebildeten Person ein puppenhaft entlebtes Antlitz verleihen. Es tritt mithin ein Posieren für die Kamera, eine gezielte Inszenierung zu Tage, für die – wie dies Bohnsack und Przyborski (2015) ausgearbeitet haben – nicht nur die Erstarrung des Körpers, sondern auch eine „De-Kontextuierung“ und eine „Ent-Individualisierung“ (S. 347) konstitutiv sind. So ist eine räumliche De-Kontextuierung dadurch gegeben, dass die abgebildete Person in ihrer Aufmachung eher in einem Tanzlokal oder einer Strandbar zu erwarten wäre denn vor einer kargen Sichtbetonwand (vgl. ebd.). Und eine Ent-Individualisierung ist im abgewandten Gesicht und dem gesenkten Blick angelegt, welche eine (eindeutige) Identifikation der abgebildeten Person erschweren (vgl. ebd., S. 350–352).

Die abgebildete Person ist im Posieren aber nicht nur puppenhaft entlebt, sie weist auch Merkmale der Belebung auf. Der Erstarrung wirken die Tiefenwirkung erzeugenden Körperfluchtlinien (vgl. Abb. 1.3), die das Oberteil und die Schultern der Jugendlichen aufgrund der Drehung des Körpers bilden (sie würde wesentlich puppenhafter wirken, wäre sie den Bildbetrachtenden frontal zugewandt), ebenso entgegen, wie die Hautfarbe und die Glanzpunkte in den Haaren und dem Gesicht. Diese Belebung führt sich fort in den runden, farblich hervorgehobenen Formen der Brüste und Lippen, die mit den sonst geradlinigen und eckigen Formen und Feldlinien kontrastieren. Über diese Merkmale wird auch ein weiblicher Körper hervorgebracht. So werden mit der reinen, glatten und straffen Haut, den gepflegten und frisierten langen Haaren, den Accessoires und der Schminke vorherrschende Bilder von weiblicher Schönheit bedient und das Bild einer jungen Frau etabliert. Über die Farbgebung kommt es darüber hinaus zu einer Betonung der Lippen und des Brustbereichs. Dabei lässt das weiße Schlauchtop durch sein enges Anliegen die Rundung von Brüsten deutlich erkennen. In Kombination mit der nackten Haut und dem rot-leuchtenden Lippenstift wird hierüber eine Erotisierung des weiblichen Körpers erzeugt. In der spannungsreichen Verschmelzung eines belebt fraulichen, erotisierten Körpers einerseits und eines entlebt puppenhaften Körpers andererseits kommt es letztlich zu einer Objektivierung. Die abgebildete Person wird somit nicht nur durch den Akt der Fotografie zum Objekt, sondern insbesondere über die im Posieren angelegte Erstarrung, Ent-Individualisierung, De-Kontextuierung und Erotisierung. Des Weiteren symbolisieren der gesenkte Blick der abgebildeten Person als auch die „perspektivische Aufsicht“ (Bohnsack 2009, S. 244) – die Bildbetrachtenden blicken auf die abgebildete Person herab – Unterordnung, Schwäche, Verletzlichkeit oder Demut, was in Anschluss an die Arbeiten von Mühlen Achs (2003, S. 123–130) und Goffman (1976, S. 245–251) als Weiblichkeitszeichen einer patriarchal strukturierten Gesellschaft gelesen werden kann.



Abb. 1.3: Perspektivität – Körperfluchtlinien

Der gesenkte Blick kann aber nicht nur als Zeichen weiblicher Unterordnung in einer patriarchal strukturierten Gesellschaft gelesen werden, er eröffnet auch eine andere, davon abweichende Form von Weiblichkeit. Er entbehrt zunächst Interaktion und Kommunikation, die in Zusammenhang mit der isolierten Einzeldarstellung Distanziertheit und Unnahbarkeit signifizieren. Die planimetrische Komposition mit ihrer vertikalen Orientierung und dem gleichschenkligen Dreieck hebt die mit der aufrechten Körperhaltung signifizierte Stabilität und Standhaftigkeit hervor. Im Zusammenspiel mit der isolierten Darstellung eines Selbst fügen sie sich

sinnhaft zum Motiv der ‚Selbst-Ständigkeit‘. Es entspricht dem Bild der unnahbaren Frau, die zu ihrem Körper, ihrer Weiblichkeit und ihrer Schönheit – die zu sich – stehen kann. Gleichwohl ist der gesenkte Blick letztlich nicht auf einen Ausdruck festlegbar. Er changiert in Kombination mit weiteren Bildmotiven vielfältig zwischen Selbstversunkenheit, Nachdenklichkeit, Einsamkeit, Traurigkeit, Einträchtigkeit, Zufriedenheit, Demut oder gar Arroganz.

Zusammenfassend stellt die Fotografie ein spannungsreiches Amalgam von Diskontinuitäten bzw. „Übergegensätzlichkeiten“ (Bohnsack 2009, S. 36; Imdahl 1980, S. 107; Imdahl 1994, S. 312) dar, die sich wesentlich am im Zentrum der Fotografie abgebildeten Körper entfalten. In der Fotografie werden unterschiedliche Spannungen erzeugt. Die dominante Übergegensätzlichkeit manifestiert sich im gleichzeitigen Auftreten unterschiedlicher Konzeptionen von Weiblichkeit. Sie alterniert zwischen Frau und Puppe, Subjekt und Objekt, Belebung und Entlebung, *Selbst-Ständigkeit und Unterordnung*. Bearbeitet werden damit schwer miteinander zu vereinbarende und damit zu balancierende Anforderungen an das Frausein in westlichen Gesellschaften (vgl. Przyborski 2018, S. 220). Das Austarieren dieser Anforderungen kulminiert in der spannungsreichen Verschränkung von *Sich-Zeigen und Sich-Entziehen*. Während sie sich in der Inszenierung von Weiblichkeit und Erotik zeigt, entzieht sie sich zugleich aber auch: einerseits durch die abgedrehte Körperhaltung und den gesenkten Blick, andererseits durch eine Modulation der Blickführung. So lenken die Körperfluchtlinien (vgl. Abb. 1.3), aber auch der gesenkte Blick der abgebildeten Person den Blick der Bildbetrachtenden nach rechts bzw. rechts unten aus dem Bild hinaus.

3.2 Erste fallinterne Komparation mit der gedrehten Fotografie: Haltung bewahren

Es folgt nun die erste fallinterne komparative Analyse. Sie wird anhand der von Bronja mit einer Drehung modulierten Fotografie – also der Fotografie, die sie online gepostet hat – vorgenommen (vgl. Abb. 2). Die Komparation dient der Rekonstruktion der Auswirkungen der Bildeingriffe und mithin der Rekonstruktion der Handlungsorientierungen von Bronja. Auf eine ausführliche Analyse des Einzelbildes muss an dieser Stelle verzichtet werden, um den Vergleich der beiden Fotografien in den Fokus zu rücken.

In der gedrehten Fotografie kommt es zu Vereindeutigungen und Verstärkungen bereits identifizierter Themen, es kommt – sinnfälliger Weise – aber auch zu Verdrehungen resp. Verschiebungen. Durch die Drehung verlieren Kopf und Gesicht die Funktion eines zentralen Orientierungspunktes. Aus diesem Grund treten auch der Gesichtsausdruck und die darin identifizierte Polysemie von Anklängen unterschiedlicher Emotionen in den Hintergrund. Im Bild gewinnt eine gewisse Abgründigkeit und Dunkelheit die Oberhand, die sich über die dunklen Wandpassagen im oberen Bildteil und den Blick in die Tiefe ergeben. Dadurch, dass das Gesicht und sein Ausdruck aus dem Fokus gerückt werden, verstärkt sich die in der nicht-gedrehten Fotografie bereits rekonstruierte Ent-Individualisierung und wird der Objektivierung weiter Vorschub geleistet. Sie führt sich in planimetrischer Hinsicht fort in der Verkehrung des spitzwinkligen Dreiecks, das der Körper der abgebildeten Person bildet (vgl. Abb. 1.2), welches nun als Pfeil fungierend den Körper der abgebildeten Person gestalt- und objekthaft vom linken Bildrand ausgehend in den Bildraum hineinschiebt.



Abb. 2: Gedrehte Fotografie von Bronja

Zusammen mit der Irritation der Schwerkraft, welche die Körperspannung hervorhebt, wird insgesamt die Körperhaltung stärker betont, wobei jedoch eine Übertriebenheit der ursprünglich identifizierten Aufrichtung nicht mehr zu erkennen ist. Für die Bildkomposition ist es in diesem Zusammenhang auch von Bedeutung, dass mit der Drehung die dominant vertikal orientierte Planimetrie (vgl. Abb. 1.1) in eine horizontale transformiert wird. Gegenüber der nicht-gedrehten Fotografie wird der abgebildeten Person hier wortwörtlich der Boden unter den Füßen weggezogen. Bedeutend für die Bildwirkung ist, dass die Drehung der Fotografie die Sehgewohnheiten der Bildbetrachtenden irritiert. In erster Linie verstärkt sie dadurch das Sich-Entziehen gegenüber dem Sich-Zeigen, da die abgebildete Person aus der Lesbarkeit herausgenommen wird. Die belebte Weiblichkeit wird weiter entlebt und findet ihren Kontrapunkt in einer ent-individualisierten, objektivierten Puppenhaftigkeit. Die Objektivierung und der darin angelegte artifizielle Charakter der Fotografie werden insofern mit der Drehung verstärkt. Der Objektivierung steht aber einerseits eine Blickführung entgegen, mit der sich die abgebildete Person den Bildbetrachtenden nach wie vor entzieht, werden deren Blicke doch weiterhin über unterschiedliche Mechanismen aus dem Bild geleitet. Andererseits kommt in der Bespielung der Sehgewohnheiten auch eine kritische Künstler*innen-tätigkeit zum Tragen. Die Inszenierung und Objektivierung des weiblichen Körpers werden mit der Drehung der Fotografie irritiert, wenn nicht sogar ironisiert.

In der komparativen Analyse der beiden Fotografien wird deutlich, dass es mit der Drehung der Fotografie zu einer Reduktion des Bildausdrucks kommt, was wesentlich in der Irritation der Sehgewohnheiten begründet liegt. Die Körperhaltung in ihrer Gespanntheit rückt in den Vordergrund und Tiefe und Abgründigkeit wird Raum gegeben. Sie treten in ein ambivalentes Spannungsverhältnis zur Selbst-Ständigkeit und den Vieldeutigkeiten des Gesichtsausdrucks der nicht-gedrehten Fotografie. Wenngleich eine verstärkte Objektivierung rekonstruiert werden konnte, so tritt dieser eine kritische Künstler*innen-tätigkeit hinzu, durch die sich die abgebildete Person einer objektivierenden Festlegung entzieht. Hierin wieder spiegeln sich die in der nicht gedrehten Fotografie rekonstruierten unterschiedlichen Formen von Weiblichkeit. Gleichzeitig findet in der Drehung der Fotografie

ein Handeln Ausdruck, das den Bildsinn zu steuern bzw. zu kontrollieren sucht, was den inszenatorischen Charakter der Darstellung weiter unterstützt.

3.3 Zweite fallinterne Komparation mit der Schnappschuss-Fotografie: Offen-Herzigkeit

Eine weitere Komparation wird nachfolgend anhand einer Fotografie derselben Serie vorgenommen. Sie ist am gleichen Abend entstanden, wird von Bronja jedoch als „Schnappschuss“ (Bronja, Z. 171) beschrieben und hierüber von der als optimal bezeichneten Fotografie unterschieden (vgl. Abb. 3). Das Ziel dieser Kontrastierung ist es, die Eigenheiten der Optimierung des Bildkörpers weiter zu ergründen. Auch in diesem Analyseschritt wird auf ausführliche Analysen des Einzelbildes zugunsten der Komparation der beiden Fotografien verzichtet.

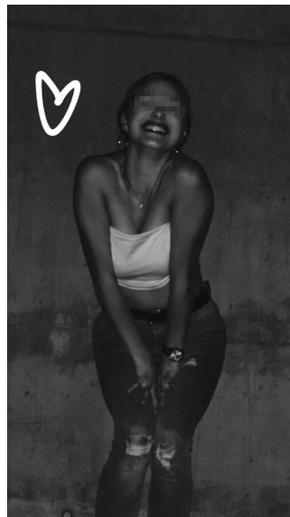


Abb. 3: „Schnappschuss“-Fotografie von Bronja derselben Serie

Gegenüber der Entlebung, Starrheit und Statik der vorhergehenden Fotografien wirkt die Person auf der Schnappschuss-Fotografie förmlich zum Leben erweckt. Sie lacht in einer abgeknickten Pose und wirkt dadurch lustig, fröhlich, ausgelassen und gelöst. Bedeutend für diesen Eindruck ist, dass sie auf dieser Fotografie in Kommunikation und Interaktion einerseits mit der fotografierenden Person, andererseits mit den Bildbetrachtenden tritt. Sie ist der Kamera frontal zugewandt, lächelt und scheint gar mit der fotografierenden Person zu flirten. Diese Zugewandtheit gilt auch den Bildbetrachtenden, mit denen zusätzlich mithilfe eines nachträglich in die Fotografie eingefügten Herzens kommuniziert wird. Es signifiziert sich hierin eine ‚Offen-Herzigkeit‘, die als konkretisierter Gefühlsausdruck deutliche Unterschiede zu den vorangehenden Fotografien aufweist. Gegenüber der Kommunikation und Interaktion der Schnappschuss-Fotografe herrschen dort Distanziertheit und Unnahbarkeit vor, die – über die Drehung der Fotografie – in einer entindividualisierten Puppenhaftigkeit kulminieren. Mit der Marilyn-Monroe-Pose

nimmt die abgebildete Person hier eine sehr eindeutige und erotische Pose ein. Der damit angerufenen fraulichen Verführung treten jedoch mehrere verniedlichende, mädchenhafte Symbole hinzu – wie das Herz oder das pausbäckige Lächeln. Durch die auf den Oberschenkeln platzierten Hände kommt es zu einer Fokussierung der Scham, es ist zugleich aber auch ein verschämtes, unbeholfenes und damit kindliches Verbergen ebendieser. Es wird das Bild der Kindfrau, das „sowohl kindliche als auch frauliche, naive wie auch erotische Züge miteinander“ (Gozalbez Cantó 2012, S. 165) vereint, bedient.

In dieser Kontrastierung wird deutlich, dass die abgebildete Person in der als optimal bezeichneten Darstellung älter wirkt. Sie sieht eher wie eine junge Erwachsene denn ein Mädchen aus. Insofern steht Fraulichkeit deutlicher im Vordergrund. Gegenüber der Ausgelassenheit und Offenheit der Schnappschuss-Fotografie stehen in den anderen beiden Fotografien aber Unnahbarkeit und Distanziertheit im Vordergrund. Gleichwohl alle Fotografien im Posieren inszeniert erscheinen, kommt der kontrastierten Fotografie ein Behind-the-Scenes-Charakter zu, der belebt, wohingegen die als optimal bezeichnete Darstellung entlebt wirkt. Mit der Schnappschuss Fotografie tritt der distanzierten Selbst-Ständigkeit der nicht-gedrehten Fotografie und der in der gedrehten Fotografie kulminierten entlebten, auf die Haltung bedachte Puppenhaftigkeit, eine belebte Offen-Herzigkeit entgegen. Für Mädchenhaftigkeit, für Niedlichkeit und für Lachen scheint in der Optimierung kein Platz zu sein. Sie zeichnet sich durch ein hohes Maß an Kontrolle aus: Kontrolle der Körperhaltung, Kontrolle des Ausdrucks, Kontrolle der Inszenierung.

3.4 Vertiefung der Befunde anhand des Interviews: Der selbstbewusste Körper

Anhand der fallinternen komparativen Bildanalyse konnte die Optimierungsleistung von Bronja bereits als ein unterschiedliche Formen von Weiblichkeit und insbesondere Objektivierung austarierendes bzw. bespielendes, auf Haltung bedachtes, kontrolliertes Handeln erschlossen werden. Die nun folgende Hinwendung zum Interviewmaterial und die damit einhergehende Triangulation der Daten ermöglicht eine weitere Vertiefung der Analysebefunde.

Die Situation, in der die beiden Fotografien – die Schnappschuss-Fotografie und die als optimal beschriebene Fotografie – hergestellt wurden, schildert Bronja im Interview als eine lustige. Sie und der fotografierende Freund haben Blödsinn gemacht und eigentlich wollte sie die ganze Zeit nur lachen. „In diesem Moment ist es (.) wie schon gesagt nachdem wir halt Blödsinn gemacht @haben@ ist=s halt so es ist schon so=ne lustige Stimmung in dem Sinne in der Luft gewesen“ (Bronja, Z. 1356–1357). Für die anvisierte Fotografie (Abb. 1) durfte aber nicht gelacht werden, hier wurde ein erster Ausdruck angestrebt, für den sie das Lachen mit großer Mühe unterdrücken musste: „also es ist nur ganz ganz kurze Sekunden erst //mhm// und nachher weißt du eigentlich bist du mit dieser Person wieder am Lachen“ (Bronja, Z. 1362–1363). So schildert sie also wie sie den eigensinnigen Leib bzw. den widerständigen Leib⁵, der nur lachen wollte, für die gewünschte Fotografie zu unterdrücken und kontrollieren suchte. Vor diesem Hintergrund ist Abbildung 3 dann auch als Schnappschuss zu verstehen, bei dem die leiblichen Regungen nicht unterdrückt wurden, sondern sie sich von der lustigen Atmosphäre vereinnahmen ließ. Für die Darstellung des Optimalen, des optimierten Bildkörpers

ist mithin ein hohes Maß an Kontrolle erforderlich, das in der Bildanalyse als gezielte Inszenierungsleistung, als kontrollierte Körperhaltung sowie Starrheit und Statik der Darstellung zu erkennen ist.

Doch woher kommt diese Notwendigkeit nach Kontrolle des Leiblichen? Dies wird an anderer Stelle im Interview deutlich, als Bronja im Zusammenhang mit der Fotografie von einer medizinischen Diagnose zu berichten beginnt: „Ich habe Skoliose“ (Bronja, Z. 1376). Die Skoliose beschreibt sie selbst als eine Krümmung der Wirbelsäule, die nur noch durch ihre Muskeln aufrechterhalten bleibe (vgl. Bronja, Z. 1376–1378). Sie führt weiter aus: „bei mir ist halt so wenn ich halt so gehe ((*Bronja lässt die Schultern hängen*)) auch wenn ich das ab und zu noch gerne mache ist es halt //mhm// recht schlecht für meine Wirbelsäule“ (Bronja, Z. 1378–1380). Hier deutet sich an, dass es sich bei den hängenden Schultern um eine für sie angenehme Pose – eine Wohlfühlposition – handelt, die sie im Sinne ihrer Skoliose aber zu unterlassen bzw. zu kontrollieren hat. Wie weit diese Kontrolle geht, schildert sie sehr eindrücklich: „als ich das geübt habe mit dem Korrigieren als ich vor den Spiegel stehen musste und sagen musste ‘ja jetzt tust du deine Schultern öffnen und dann leicht nach links oder zwei Grad nach so und so’ einfach um deinem Kopf in Erinnerung zu rufen ‘deine Schultern müssen gerade sein’“ (Bronja, Z. 1386–1389). Bronjas Schilderungen ist ein intensives Training zur Kontrolle ihrer Körperhaltung zu entnehmen. In der medizinischen Diagnose und dem damit verbundenen Training ist eine Objektivierung ihrer Person bzw. ihres Körpers angelegt. So muss sie im Training nicht sich, sondern ihrem Kopf etwas in Erinnerung rufen und klingt in der Formulierung, sie musste im Training etwas sagen, ein marionettenhaftes Nachsprechen von Formeln an. So wird sie, so wird ihr Körper im medizinischen Training zum Objekt, der auf bestimmte Haltungsnormen hin zuge richtet wird. Ihre Erzählung von Anpassungen um „zwei Grad“ lassen einerseits auf ein sehr minutiöses und herausforderndes Training schließen, sie ruft andererseits aber auch Irritationen hervor. Ist eine eigentätige Veränderung der Körperhaltung um zwei Grad überhaupt möglich? Womit die Frage im Raum steht, ob diese Kontrolle des Körpers *nur* eine Antwort auf ein medizinisches Problem ist. Im weiteren Verlauf des Interviews wird deutlich, dass sie auch eine soziale Dimension aufweist. So kommentiert sie die auf der Fotografie abgebildete Körperhaltung: „für mich ist das nicht nur (.) offen und (.) quasi selbstbewusst sondern für mich ist das auch (.) offen und richtig“ (Bronja, Z. 1380–1381). Es mag zunächst überraschen, dass sie der Fotografie eine gewisse Offenheit entnimmt, sind die fotoanalytischen Deutungen doch eher in Richtung einer Distanziertheit und Unnahbarkeit gegangen. Die Offenheit bezieht sie aber auf die Haltung der „offenen Schultern“ (Bronja, Z. 1376), die „richtige“ Körperhaltung, die zur Bearbeitung der Skoliose kontrolliert zu sein hat. Bedeutend ist hier aber insbesondere der Hinweis auf das Selbstbewusstsein. Es ist kennzeichnend für das gesamte Interview, dass Selbstbewusstsein thematisch wird. Wenngleich sie sich als „selbstbewussten Menschen“ (Bronja, Z. 819) bezeichnet, stellt sie doch in Rechnung, dass man ihr das nicht in allen Lebenskontexten zutrauen würde (vgl. Bronja, Z. 820) und relativiert Hinweise zum Selbstbewusstsein: „quasi selbstbewusst“ oder an anderen Stellen auch „ein Stückweit auch Selbstbewusstsein“ (Bronja, Z. 822, 1216). Das Selbstbewusstsein verknüpft sie des Weiteren mit der Körperhaltung, wenn sie sagt: „wenn ich so dastehe [entsprechend dem Training] fühle ich mich nicht nur selbstbewusst sondern ich kann auch von mir sagen so durch das was vorher gewesen ist (2) ‘das ist richtig’ (.) weil ich habe darauf hingearbeitet dass es richtig ist“ (Bronja, Z. 1390–1392). Mit der aufrechten Körperhaltung entspricht Bronja einer Norm, dem „Rich-

tigen“. In dieser Entsprechung stellt sich sodann ein Gefühl von Selbstbewusstsein ein. Ebenso wie das medizinische Problem durch Training bearbeitet werden kann, scheint auch das Selbstbewusstsein bearbeitbar zu sein. Es wird deutlich, dass es Arbeit ist – und den vorhergehenden Schilderungen entnehmend sogar harte Arbeit –, über die sich das Richtige, die richtige Körperhaltung und damit auch Selbstbewusstsein erreichen lässt. Diese Arbeit scheint sie auch dann zu leisten, wenn sie ein optimales Foto von sich herstellen möchte. Hier muss der Leib, müssen leibliche Regungen unterdrückt bzw. kontrolliert werden.

4 Fazit

Der Beitrag fokussiert Optimierungen des Bildkörpers im Kontext fotografischer Selbstdarstellungen in digitalen sozialen Netzwerken. Anhand der vertieften Analyse einer Fotografie einer jungen Erwachsenen mit dem Pseudonym Bronja wurde ein solches Optimierungshandeln vertieft untersucht. Methodisch wurde hierzu mit fallinternen komparativen Analysen gearbeitet, um zwei Spezifika der digitalen Fotografie – das Erstellen von Fotoserien und die Nachbearbeitung von Fotografien – für die Auswertung fruchtbar zu machen. Aus dem Kanon unterschiedlicher Nachbearbeitungen wurde exemplarisch eine 90°-Drehung der Fotografie – verstanden als massiver Eingriff in den Bildsinn – herausgegriffen, um die Handlungsorientierungen der jungen Erwachsenen zu rekonstruieren. Die Analyse der nicht gedrehten Fotografie ließ nicht nur eine Orientierung an gängigen weiblichen Schönheitsnormen erkennen, sondern ebenso das diffizile und zugleich gekonnte Austarieren unterschiedlicher Weiblichkeitsformen: einer im sich Präsentieren und Posieren begehrenswert objektivierten jungen Frau und einer in der aufrecht abgedrehten Haltung unnahbaren, selbst-ständigen jungen Frau. Hierin manifestiert sich eine Übergegensätzlichkeit, über die ein Spannungsfeld ambivalenter Orientierungen sichtbar wird. In der Rekonstruktion der herausgegriffenen Bildmodulation – der 90°-Drehung – konnte sodann einerseits eine Fokussierung des Bildsinns auf die gespannte Körperhaltung herausgearbeitet werden. Andererseits wurden neben einer Verstärkung der Objektivierung auch eine kritische Positionierung und Verhandlung objektivierter Weiblichkeit erkennbar. In dieser fallinternen Komparation wurde deutlich, wie sich Bronja einer objektivierenden Festlegung zu entziehen sucht, ihr aber gleichwohl nicht entkommt, entkommen kann oder entkommen will – welche Bedeutung also der herausgearbeiteten Übergegensätzlichkeit beizumessen ist, was sich nur in der sorgfältigen Analyse und Komparation der gedrehten mit der nicht gedrehten Fotografie erschließen ließ. Die fallinterne Komparation mit der Fotografie aus derselben Serie eröffnete demgegenüber die enorme Kontrolliertheit der als optimal bezeichneten Fotografie, die über den Verzicht auf mädchenhafte Symbole Fraulichkeit herzustellen sucht.

Auf methodischer Ebene wird anhand der vorgetragenen Bildanalysen somit deutlich, dass die Rekonstruktion der Bildeingriffe sich selbstdarstellender Personen einen bedeutenden Beitrag zur Dechiffrierung ihrer Handlungsorientierungen leisten kann. Hierzu muss das Quellenmaterial jedoch entsprechend beschaffen sein. Dies ist dann der Fall, wenn die Heranwachsenden (noch) im Besitz der Fotoserien bzw. der nicht-modulierten Fotografien sind (diese werden nämlich häufig

gelöscht, um Speicherplatz freizugeben) und wenn sie sich bereit erklären, diese Fotografien für die Forschung zur Verfügung zu stellen, können doch gerade die nicht-geposteten Fotografien mit Scham verbunden sein. In diesem Beitrag wurde exemplarisch eine 90°-Drehung einer Fotografie rückgängig gemacht, um die Auswirkungen auf den Bildsinn zu rekonstruieren. Des Weiteren wäre es in diesem Fall auch angezeigt, die Wirkung weiterer 90°-Drehungen der Fotografie zu untersuchen, um die effektiv vorgenommene Bildmodulation und die damit verbundenen Handlungsorientierungen noch besser ausloten zu können. Angesichts der Vielfältigkeit möglicher Bildmodulationen gilt es diesbezüglich in der Analyse flexibel und kreativ zu sein. Letztlich sind dann selbstverständlich weitere, über den Einzelfall hinausgehende komparative Analysen erforderlich, um Typologien erarbeiten zu können.

Das Optimierungshandeln wird in der Triangulation der Befunde der Bild- mit jenen der Interviewanalyse in seiner biographischen Dimension erkennbar (vgl. Kramer 2018). Die Kontrolle ihres Körpers und ihrer Körperhaltung dient einerseits der Bearbeitung eines medizinischen Problems – einer diagnostizierten Skoliose – andererseits weist sie auch eine soziale Dimension auf, verhandelt Bronja damit doch auch Selbstbewusstsein. So scheint ihr Selbstbewusstsein in der Selbstwahrnehmung nicht immer attestiert zu werden, weswegen sie es entsprechend zu verkörpern sucht. Zugleich wird ihr das subjektive Gefühl von Selbstbewusstsein über die aufrechte Körperhaltung zugänglich. Das von Bronja als das Optimale von sich Bezeichnete widerspiegelt sich in der Fotografie mithin in der aufrechten Körperhaltung, dem damit in Zusammenhang stehenden Selbstbewusstsein und den damit wiederum in Zusammenhang stehenden unterschiedlichen Weiblichkeitsformen. In ihrer fotografischen Selbstdarstellung lebt sie die Paradoxie, sich zum Objekt zu machen, wie es mit bestimmten Formen von Weiblichkeit aber auch der körperlichen Zurichtung im medizinischen Training in Zusammenhang steht, und die Objektivierung gleichzeitig zu dekonstruieren, sich also einer objektivierenden Festlegung zu entziehen. Neben einer biographischen Dimension wird hier auch die Wirkmächtigkeit diskrepanter gesellschaftlicher Anforderungen und Normen – im Sinne „virtueller sozialer Identitäten“ (Przyborski 2017, S. 232) –, aber auch gesellschaftlicher Imperative der „Optimierung des Selbst“ (Mayer/Thompson 2013) sichtbar. Es wird deutlich, dass das Optimierungshandeln sich selbstdarstellender Heranwachsender über Verweise auf Marktkonkurrenz, Narzissmus oder Schutz nicht hinreichend zu verstehen ist. Der Fall Bronja sensibilisiert für die (biographische) Bedeutung normierender Körperzuschreibungen und körperleiblicher Zurichtungen – und mithin Objektivierung –, die auf der untersuchten Fotografie verhandelt werden.

Die fotografische Selbstdarstellung wird hierüber zu einer Imagination. Die Frage danach, was andere in diesem Bild sähen, wendet Bronja nämlich dahingehend, was sie in diesem Bild in sich sieht: „ich sehe da jetzt in mir etwas Schö:nes das selbstbewusst ist“ (Z. 832). Die Manifestation des für sie optimierten Bildkörpers ermöglicht es ihr, in ihr etwas zu sehen und fungiert mithin als Imagination von etwas. Eine Imagination davon, dass sie von der richtigen Körperhaltung und damit von Selbstbewusstsein gar nicht so weit entfernt ist (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 356). Eine Imagination der Kontrollierbarkeit von Unsicherheiten, mit der sie Selbstbewusstsein erlangen, zurückerlangen oder erweitern kann. Oder eine Imagination widersprüchliche gesellschaftliche Anforderungen erfüllen, ihnen entsprechen zu können. Denn, so Hans Belting in seiner „Bild-Anthropologie“: „Die Ungewissheit über sich selbst erzeugt im Menschen die Neigung,

sich als anderen und im Bilde zu sehen“ (Belting 2011, S. 12). In einem bildanthropologischen Sinne ließe sich die fotografische Selbstgestaltungsarbeit von Bronja als ein dialektales Wechselspiel von mentalen – d.h. inneren, imaginierten – und materialisierten Bildern deuten. „Die inneren Bilder (Wunschbilder, Angstbilder, Erinnerungsbilder o.ä.) werden in äußere Bilder materialisiert, die ‘entäußerten’ Bilder werden sodann erneut als Wahrnehmungsbilder rezipiert und ins Innere des Körpers zurückgeholt, wo sie wiederum zur Produktion neuer innerer Bilder anregen“ (Strehle 2011, S. 510). Die fotografischen Selbstdarstellungen bilden für Bronja mithin „Möglichkeitsräume“ (Przyborski/Slunecko 2012, S. 22), in sich etwas zu entdecken, etwas zu thematisieren oder etwas zu verdeutlichen, was sie nicht immer ist – wie sie selbst sagt. Womöglich sind fotografische Selbstdarstellungen deswegen so reizvoll, weil sie es ermöglichen, Ambivalenzen und Widersprüchliches gleichzeitig zum Ausdruck zu bringen (Przyborski 2017, S. 231–231). Dabei bietet Bronja mit dem Posten der Fotografie auf einem digitalen sozialen Netzwerk nicht nur sich die Möglichkeit, in sich etwas zu entdecken, sondern sie bietet sie auch anderen. Gleichwohl Bilder aber immer eine Polysemie aufweisen, ist hierin auch eine Unmöglichkeit der Bildkörperoptimierung angelegt, sehen andere in der Fotografie womöglich etwas Anderes.

Literatur

- Astheimer, J. (2010): Doku-Glamour. (Semi-)Professionelle Nightlife-Fotografie und ihre Inszenierungen. In: Neumann-Braun, K./Astheimer, J. (Hrsg.): Doku-Glamour im Web 2.0. Party-Portale und ihre Bilderwelten. Baden-Baden, S. 163–185. <https://doi.org/10.5771/9783845221250-163>
- Autenrieth, U. (2014a): Die Bilderwelten der Social Network Sites. Bildzentrierte Darstellungsstrategien, Freundschaftskommunikation und Handlungsorientierungen von Jugendlichen auf Facebook und Co. Baden-Baden.
- Autenrieth, U. (2014b): Das Phänomen „Selfie“. Handlungsorientierungen und Herausforderungen der fotografischen Selbstinszenierung von Jugendlichen im Social Web. In: Lauffer, J./Röllecke, R. (Hrsg.): Lieben, Liken, Spielen. Digitale Kommunikation und Selbstdarstellung Jugendlicher heute. München, S. 52–59.
- Belting, H. (2011): Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft. 4. Auflage München.
- Bohnsack, R. (2007): Das Verhältnis von Bild- und Textinterpretation in der qualitativen Sozialforschung. In: Friebertshäuser, B./Felden, H.v./Schäffer, B. (Hrsg.): Bild und Text. Methoden und Methodologien visueller Sozialforschung in der Erziehungswissenschaft. Opladen, S. 21–45. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf09j2.4>
- Bohnsack, R. (2009): Qualitative Bild- und Videointerpretation. Die dokumentarische Methode. Farmington Hills. https://doi.org/10.1007/978-3-8349-9441-7_20
- Bohnsack, R. (2011): Dokumentarische Methode. In: Bohnsack, R./Marotzki, W./Meuser, M. (Hrsg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. 3. Auflage Farmington Hills, S. 40–44. https://doi.org/10.1007/978-3-322-99183-6_12
- Bohnsack, R. (2017): Fotointerpretation. In: Gugutzer, R./Klein, G./Meuser, M. (Hrsg.): Handbuch Körpersoziologie. Band 2: Forschungsfelder und Methodische Zugänge. Wiesbaden, S. 423–441. https://doi.org/10.1007/978-3-658-04138-0_30
- Bohnsack, R./Przyborski, A. (2015): Habitus, Pose und Lifestyle in der Ikonik. In: Bohnsack, R./Michel, B./Przyborski, A. (Hrsg.): Dokumentarische Bildinterpreta-

- tion. Methodologie und Forschungspraxis. Berlin/Toronto, S. 343–363. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf05kr.17>
- Bourdieu, P. (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M.
- Buffardi, L.E./Campbell, W.K. (2008): Narcissism and Social Networking Web Sites. In: Personality and Social Psychology Bulletin, 34. Jg., H. 10, S. 1303–1314. <https://doi.org/10.1177/0146167208320061>
- Friebertshäuser, B./Langer, A. (2013): Interviewformen und Interviewpraxis. In: Friebertshäuser, B./Langer, A./Prenzel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. 4. Auflage Weinheim/Basel, S. 437–455.
- Goffman, E. (1976): Geschlecht und Werbung. Frankfurt a.M.
- Gozalbez Cantó, P. (2012): Fotografische Inszenierungen von Weiblichkeit. Massenmediale und künstlerische Frauenbilder der 1920er und 1930er Jahre in Deutschland und Spanien. Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839419489>
- Gugutzer, R. (2012): Verkörperung des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen. Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839419083>
- Imdahl, M. (1980): Giotto – Arenafresken. Ikonographie – Ikonologie – Ikonik. München.
- Imdahl, M. (1994): Ikonik. Bilder und ihre Anschauung. In: Boehm, G. (Hrsg.): Was ist ein Bild. München, S. 300–324.
- Kanter, H. (2016): Ikonische Macht. Zur sozialen Gestaltung von Pressebildern. Berlin/Toronto. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzstd>
- Kramer, M. (2018): Adoleszente Körperinszenierungen und biografische Selbsterzählungen im Kontext der Smartphone-Fotografie. In: Hartung-Griemberg, A./Vollbrecht, R./Dallmann, C. (Hrsg.): Körpergeschichten. Körper als Fluchtpunkte medialer Biografisierung. Baden-Baden, S. 29–42. <https://doi.org/10.5771/9783845279640-29>
- Kruse, J. (2010): Reader „Einführung in die Qualitative Interviewforschung“. Freiburg. <http://www.soziologie.uni-freiburg.de/kruse> (Oktober 2018).
- Mayer, R./Thompson, C./Wimmer, M. (Hrsg.) (2013): Inszenierungen und Optimierungen des Selbst. Zur Analyse gegenwärtiger Selbsttechnologien. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-00465-1>
- Mühlen Achs, G. (2003): Wer führt? Körpersprache und die Ordnung der Geschlechter. München.
- Müller, M.R./Raab, J. (2014): Die Produktivität der Grenze – Das Einzelbild zwischen Rahmung und Kontext. In: Müller, M.R./Raab, J./Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Grenzen der Bildinterpretation. Wiesbaden, S. 197–221. https://doi.org/10.1007/978-3-658-03996-7_10
- Nohl, A.-M. (2017): Interview und Dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. 5. Auflage Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-16080-7>
- Plessner, H. (2003) [1941]: Lachen und Weinen. Eine Untersuchung der Grenzen menschlichen Verhaltens. In: Dux, G./Marquard, O./Ströker, E. (Hrsg.): Helmuth Plessner. Gesammelte Schriften. Bd. VII. Frankfurt a.M., S. 201–387.
- Przyborski, A. (2017): Alltäglicher Umgang mit geschlechtstypischen Normen körperlicher Selbstpräsentation – Bildkommunikation unter kulturpsychologischer Lupe. In: Sluneco, T./Wieser, M./Przyborski, A. (Hrsg.): Kulturpsychologie in Wien. Wien, S. 211–233. <https://doi.org/10.1515/9783110501704>
- Przyborski, A. (2018): Bildkommunikation. Qualitative Bild- und Medienforschung. Berlin/Boston. <https://doi.org/10.1515/9783110501704>
- Przyborski, A./Sluneco, T. (2012): Linie und Erkennen: Die Linie als Instrument sozialwissenschaftlicher Bildinterpretation. In: Journal für Psychologie, 20. Jg., H. 3, S. 1–37.
- Przyborski, A./Wohlrab-Sahr, M. (2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. 4. Auflage München. <https://doi.org/10.1524/9783486719550>

- Reichert, R. (2008): Amateure im Netz. Selbstmanagement und Wissenstechniken im Web 2.0. Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839408612>
- Sorokowski, P./Huk, A./Pissanski, K./Sorokowski, A. (2015): Selfie posting behaviors are associated with narcissism among men. In: *Personality and Individual Differences*, 85. Jg., S. 123–127. <https://doi.org/10.1016/j.paid.2015.05.004>
- Strehle, S. (2011): Hans Belting: „Bild-Anthropologie“ als Kulturtheorie der Bilder. In: Moebius, S./Quadflieg, D. (Hrsg.): *Kultur. Theorien der Gegenwart*. Wiesbaden, S. 507–518.
- Tillmann, A. (2014): Selfies. Selbst- und Körpererkundungen Jugendlicher in einer entgrenzten Gesellschaft. In: Lauffer, J./Röllecke, R. (Hrsg.): *Lieben, Liken, Spielen. Digitale Kommunikation und Selbstdarstellung Jugendlicher heute*. München, S. 42–51.

Anmerkungen

- 1 Das Interviewmaterial liegt in Schweizerdeutsch vor, wurde für die Publikation aber ins Hochdeutsche übersetzt.
- 2 Gemäß einschlägigen Wörterbüchern wird mit dem englischen Begriff „Posting“ das Verfügbarmachen von unterschiedlichen Inhalten – darunter auch Fotografien – in Online-Kontexten (Sozialen Netzwerken, Foren, Blogs etc.) bezeichnet.
- 3 Die Forscherin nahm während des Interviews einerseits schamvolle Gesten des Verbergens der nicht geposteten Fotografien wahr und schaffte es andererseits nicht, ihre eigene Scham, aufdringlich nach der Fotografie zu fragen, zu überwinden.
- 4 Da die Geschlechtskonstruktionen der untersuchten Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Projekt von Interesse sind, werden die dargestellten Menschen im Rahmen der Interpretation nicht als weibliche oder männliche Wesen festgeschrieben, sondern jenseits einer Verortung in einer zweigeschlechtlichen Matrix als „Personen“ bezeichnet.
- 5 Der Begriff „Leib“ wird im Sinne einer analytischen Trennung dem Begriff „Körper“ gegenübergestellt. Mit dem Begriff „Körper“ ist der materielle, äußerlich wahrnehm-, form- und manipulierbare Körper gemeint. Während der „Leib“ den für das Subjekt spür-, erleb- und erfahrbaren Körper beschreibt. Oder mit Plessner (2003) gesprochen: den Körper hat man (Körper-Haben) und den Körper ist man (Körper-Sein) zugleich auch. Über den Leib wird einerseits die Welt sinnlich-affektiv erfahren, andererseits verbirgt sich im leiblichen Zur-Welt-Sein eine Eigensinnigkeit, die bewusstem Handeln vorgelagert ist. So sind die Reproduktion und Produktion sozialer Ordnung – so u.a. über Körperbilder – als körperleibliche Prozesse zu verstehen, in denen der Leib eigensinnig und zuweilen widerständig agiert (vgl. Gugutzer 2012, S. 55–57).

Monika Urban

„Toll. Ich bin froh dabei zu sein“

Studie zur Spende digitaler Körperdaten in der Corona-Krise

“Wonderful. I am happy to be part of this.” Study on the donation of digital body data in times of the Corona crises

Zusammenfassung

Die Verbreitung des Covid-19-Virus birgt sowohl für Gesundheitspolitik und -forschung sowie die Bevölkerung neue Herausforderungen. Als gesundheitspolitische Maßnahmen werden in dieser Zeit u.a. neue Apps beworben, die helfen sollen, die Krise zu bewältigen. Eine dieser Apps ist die durch das Robert-Koch-Institut (RKI) entwickelte Corona-Datenspende-App. Auf freiwilliger Basis können durch diese App Vitaldaten an das RKI transferiert werden, die durch privat eingesetzte Fitness-Tracker generiert wurden. Im Rahmen einer qualitativen Kurzstudie werden die Motive für und die Effekte von Praktiken mit dieser App analysiert. Informiert durch die Science and Technologies Studies und Ansätze des New Materialism rücken die Verschränkungen des Materiel- len (u.a. Technologien, Körper) und des Diskursiven (u.a. Seuchendiskurse, Werturteile) in den Fokus.

Schlagwörter: Corona-Datenspende-App, qualitative Forschung, Körperdaten, Datenspende, New Materialism

Abstract

The spread of the Covid-19 virus poses new challenges for health policy and research as well as for the population. During this period, public health interventions introduce new apps to help overcome the crises. One of these apps is the Corona-Data-Donation-App developed by the Robert-Koch-Institute (RKI). Thereby, on a voluntary basis, users can donate body data generated by privately used fitness trackers. A qualitative short study analyses the motives for and effects of the practices with this app. Informed by science and technology studies and concepts of new materialism the focus will be on the entanglements of the material (e.g. technologies, bodies) and discourses (e.g. epidemic discourse, moral judgments).

Keywords: Corona-Data-Donation-App, qualitative research, body data, data donation, new materialism

1 Einleitung

„Hände waschen, Abstand halten, Daten spenden“. Mit diesem Aufruf wendet sich das Robert-Koch-Institut (RKI) im April 2020 – zu Beginn der Corona-Krise – an die deutsche Bevölkerung (RKI 2020). Diese kann durch die kostenfreie App „Corona-Datenspende“ darin unterstützen, die Ausbreitung von Corona früher zu erkennen und diese somit präziser zu bekämpfen. Diese Infektionsschutzmaßnahme soll über eine durch das RKI erstellte *Fieberkarte für Deutschland* erfolgen, eine für das Bundesgebiet geographisch aufbereitete Darstellung der Prävalenz

fiebriger Erkrankungen, anhand der Rückschlüsse auf akute Covid-19-Hot-Spots gezogen werden soll (RKI Blog 2020). Ziel ist es, langfristig die Dunkelziffern zu reduzieren und die Wirksamkeit bisheriger Maßnahmen zu reflektieren (RKI 2020).

Voraussetzung für das Datenspenden ist die Nutzung von Fitnessstrackern oder Smartwatches. Die von diesen Geräten erfassten Körperdaten werden durch die App „Corona-Datenspende“ extrahiert und an einen eigens hierfür eingerichteten Server des RKI gesendet. Neben der Postleitzahl leitet die „Datenspende-App“ verschiedene Vitaldaten (Puls, Herzratenvariabilität, Stress, Temperatur, Gewicht, Blutdruck) und soziodemografische Daten (Alter, Größe, Geschlecht, Gewicht) weiter, wobei nicht alle Daten obligatorisch erfasst werden, stattdessen sind diese abhängig von den gekoppelten Geräten und der Bereitschaft der User*in. Dadurch, dass jede User*in eine individuelle ID erhält, die über längere Zeiträume zuordenbar ist, können die Körperdaten nur pseudonymisiert erfasst werden.

Das RKI unterzieht diese Daten einem Algorithmus: Einerseits spielt bei diesem der Ruhepuls eine Rolle, denn ist dieser höher als gewöhnlich, könnte dies auf Fieber verweisen und dies ist ein Symptom von Covid-19. Andererseits werden die Puls-Daten mit jenen über die Bewegung der User*in gekoppelt, da durch Bewegung der Puls ebenfalls steigt. Die Verknüpfung von Daten erlaubt auch Rückschlüsse auf Schlafdauer und -qualität zu ziehen und für die Symptomerkennung zu nutzen (RKI 2020). Ein durchaus sinnvoller Ansatz, zeigen erste Studien (Quer et al. 2021).

Die RKI-Kampagne trifft den Nerv einer in der Krise steckenden Bevölkerung. Bereits in den ersten 24 Stunden luden sich 100.000 potentielle User*innen die App herunter (Klotz 2020), Anfang Juli waren es bereits mehr als 500.000 (RKI Blog 2020). In dieser Größenordnung hat es bisher kein wissenschaftliches Projekt gegeben, in dem Bürger*innen und Wissenschaftler*innen im Rahmen von Datenerhebung und Auswertung kooperierten (RKI Blog 2020). Als Gegenleistung zur Datenspende informiert das RKI auf einem Blog mit einer quantitativ aufbereiteten Auswertung der demografischen Merkmale und geografischen Verteilung der Spender*innen, ebenso liefert es Features, wie beispielsweise zum Zusammenhang zwischen Wetter und Pulsfrequenz (RKI Blog 2020).

Fragen einer qualitativen Sozialforschung an die Seite der User*innen sind bisher kaum gestellt worden: Welche Emotionen und Hoffnung sind an das Herunterladen der App geknüpft? Welche Effekte zeigen sich durch die Praktiken mit der neuen App?

Erste Antworten hierauf werden im Folgenden im Rahmen einer qualitativen Kurzstudie gegeben. Hierfür werden im ersten Schritt methodologische Überlegungen vorgestellt, in deren Verlauf in den Forschungsstand zum *Tracking* und *Spenden* von Körperdaten eingeführt wird (Abschnitt 2). Im nächsten Schritt werden die Ergebnisse der Kurzstudie vorgestellt (Abschnitt 3). Nachfolgend werden die Ergebnisse entlang der Forschungsfragen und vor dem Hintergrund des Forschungsstandes diskutiert (Abschnitt 4). Ein Fazit über die Datenpraktiken, die Studie und zukünftige Handlungsbedarfe schließt den Artikel ab (Abschnitt 5).

2 Methodologische Überlegungen

2.1 Forschungsstand und hiesige Perspektive

Bildgebende Verfahren von Körperfunktionen haben eine über zwei Jahrhunderte währende Geschichte. Vor allem die Einführungen von MRTs und Röntgenaufnahmen modifizierten die Vorstellungen von Körpern und damit auch jene von Gesundheit und Krankheit (Burri 2008, S. 16ff). Mit der Entwicklung kostengünstiger, digitaler Technologien erlangen nun private Praktiken des *Trackens*, also der selbstorganisierten, algorithmisch aufbereiteten, numerischen Präsentation von Körperfunktionen und -praktiken, eine hohe Popularität.

Als Teil von Public-Health-Interventionen erfreuen sich *Tracker*, u.a. Fitness-, Gesundheits- und Medizin-Apps, einer hohen Beliebtheit. Hier dominiert ein Fokus auf die Potentiale der Technologien, um Gesundheitsförderung und Prävention zu verbessern. Mehrere systematische Reviews verweisen auf ihre positiven Effekte (Free et al. 2013; Marcolino et al. 2018), auch verglichen mit konventionellen (nicht-digitalen) Interventionsmaßnahmen mit ähnlichem Inhalt (Miller et al. 2017; Yang/Stee 2019). Allerdings betonen Studien, dass es bisher an qualitativ hochwertiger Evidenz für die Effekte der Gesundheitsförderung mangelt (Eysenbach 1999). Außerdem werden unerwünschte Effekte und Nebenwirkungen in facto in größeren systematischen Überblicksarbeiten (u.a. Albrecht 2016) und Rating-Systemen (Orcha 2021) für entsprechende gesundheitsbezogene Apps bisher nur sporadisch behandelt. Eine erste Klassifikation von unerwünschten Effekten von Trackern im Rahmen von Public Health Interventionen arbeitet heraus, dass nicht-intendierte Effekte auf der individuellen und Beziehungsebene und in sozialen Interaktionen auftreten können (Schüz/Urban 2020). Manche Apps können sogar durch Fehldiagnosen nachhaltig gesundheitlichen Schaden verursachen (Chuchu et al. 2018; Huckvale et al. 2015).

Jenseits von Public Health zeigen soziologisch orientierte Studien, wie sich durch das *Tracken* etwa die (Selbst-)Wahrnehmung verändert (Selke 2009, S. 24) und sich Körpergestaltungen bzw. Gesundheitshandlungen normativer ausrichten (Zillien/Fröhlich/Dötsch 2015, S. 91; Selke 2015, S. 69f.; Zhao 2015). Die intuitive Bewegungsgestaltung kann gestört und die Freude an ihr verloren gehen (Attig/Franke 2019; Carter/Green/Speed 2018). Psychologische Arbeiten zeigen, dass *Tracker*, eingesetzt im Bereich der psychischen Gesundheit, sogar den Gesundheitszustand destabilisieren können, wenn die fehlende Kontrolle über die Daten zum Problem wird (Hatch et al. 2018).

Mit der Corona-Datenspende-App wird jedoch nicht *getrackt*, sondern entsprechende Daten *gespendet*, also diese extrahiert und weitergeleitet. Datenspende, oder auch *Data Donation*, ist im Feld von Public Health mittlerweile ein weit verbreitetes, wenn auch nicht unumstrittenes Verfahren (Bietz/Patrick/Bloss 2019). Entsprechende kooperative Public-Health-Initiativen zwischen Laien und Wissenschaft firmieren unter dem Rubrum (*Digital*) *Citizen Science*. Sie nehmen mit dem Interesse an *Big Health Data* zu und werden als neue Formen des Bürgerengagements angepriesen (Franzen 2019). Ihre Stärke liegt darin, dass lokal und in heterogenen Bevölkerungsgruppen vorhandene bzw. dort zu erfassende Daten schnell und kostengünstig der Wissenschaft zur Verfügung gestellt werden (Dinkel/Schrape 2017; Wójcik et al. 2014). *Citizen-Science*-Initiativen unterscheiden

sich im Grad der Einflussnahme der Laien (Dickel/Franzen 2016, S. 341). In diesem Fall beschränkt sie sich auf die Zuarbeit zur Wissenschaft. Die Konzeption der App, die Auswertung und Interpretation der Daten untersteht den Wissenschaftler*innen.

Bei solchen Formen des *Citizen Science* entwickeln sich oftmals spannungsreiche Dynamiken, bei der die Seite der Wissenschaft den *Citizens* nur begrenzt wertvolle Beiträge zugesteht (Golombic et al. 2017) und sie Strategien anwendet, um die Reliabilität der Daten zu erhöhen (Freitag/Meyer/Whiteman 2016). Ein beidseitiges Vorenthalten von Daten bzw. Auswertungen kann vor diesem Hintergrund zum Konfliktfall führen (Kalender/Holmberg 2019). Ethische und rechtliche Fragen nach Eigentum an den Daten und Datenschutz und -sicherheit werden facettenreich debattiert (Bietz/Patrick/Bloss 2019).

Um die oben aufgeworfenen Fragen beantworten zu können, wird im Folgenden die Perspektive einer reflektierenden *Soziologie in Public Health* eingenommen. Eine solche untersucht v.a. soziale und politische Dynamiken und wie diese mit Public-Health-Interventionen, ihren Begriffen oder ihren Forschungsfeldern interagieren (s. Rubscheit et al. 2020, S. 2). Mit dieser Brille sind die digitalen Praktiken als soziales Phänomen zu verstehen, in dem sich Bedeutungen (u.a. Motivation, Wissen, ethische und moralische Urteile), Praktiken (u.a. Tracken, Spenden) sowie Leiberfahrungen (u.a. Wohlsein, Unsicherheit) verschränken (Überblick zu entsprechender Forschung: Lupton 2015; Urban 2021a).

Eine entsprechende methodologische Konzeptionalisierung des Forschungsgegenstandes wird im Folgenden anhand von drei Schritten entwickelt: Erstens wird das *doing health*-Konzept vorgestellt und damit auf Ideen des Performativen im Kontext von Gesundheit(-sförderung) eingegangen. Zweitens werden Begrenzungen des *doing*-Konzepts anhand von Bezugnahmen auf die *Science and Technologie Studies* (STS) erläutert. Im dritten Schritt wird unter Zugriff auf Konzepte des *New Materialism* in das methodologische Fundament dieses Artikels eingeführt. Der hier favorisierte Ansatz basiert auf Ansätzen von Karen Barad (2003, 2007), mit denen Bezugnahmen auf das Performative weiterentwickelt werden. Der Abschnitt endet damit, dass entlang der Auseinandersetzung mit dem barad'schen Konzept die Forschungsfragen erweitert werden.

2.2 Das *Doing*-Konzept und das Performative

Ein prominentes Konzept, um prozesshafte Formationsprozesse des Sozialen zu erklären, ist das *Doing*-Konzept. Sein Ursprung liegt in den 1980er Jahren mit der Entwicklung des *Doing Gender*-Konzepts (West/Zimmerman 1987). Das *Doing* umschreibt, dass es sich bei sozialen Phänomenen (wie Gender aber ebenso Gesundheit, vgl. Urban 2018) um eine soziale Praxis handelt, die in alltäglichen sozialen Interaktionen zwischen Menschen hervorgebracht wird. Gender bzw. Gesundheit entstehen hiernach als Phänomene, da sich Menschen diese wechselseitig in Gestalt von performativen Akten anzeigen.

Der Ansatz des *Doing Health* fungiert als eine Analysestrategie, die ein lebensweltliches Phänomen wie App-basierte Datenspende so erschließen lässt, als vollzöge sich dies und seine Effekte *in situ* und *in actu*. Damit wird an die digitalen Praktiken bspw. die Frage gerichtet, wie sich in diese u.a. soziale Aspekte oder Werte einschreiben bzw. welche sich rekonstruieren lassen. Außerdem rücken Be-

deutungen in den Blick, die beim *doing* den Technologien, Körpern, Daten, Diskursen und Situationen zugewiesen werden und wie diese in Folge ausgehandelt werden. Das *Doing*-Konzept eröffnet damit die Chance, *Tracken* bzw. Gesundheit als kontingente soziale Interaktionen zwischen Menschen zu kartieren.

2.3 Limitationen des *Doing*-Konzepts unter Verweis auf die *Science and Technologie Studies*

Während sich das *Doing*-Konzept dafür eignet, diskursive Einschreibungen in sozialen Interaktionen in den Blick zu nehmen, greift es in Hinblick auf die materiellen Seiten von Praktiken zu kurz (s. Höppner/Urban 2018). Inwiefern dies auf Praktiken mit Apps zutrifft, wird anhand von zwei Aspekten im Folgenden ausgeführt.

Erstens ist das *Tracking* physisch erfahrbar und ein sehr individueller Prozess, in dessen Rahmen sich Organismen, physische wie psychische Kapazitäten verschieben, sich Selbstwahrnehmung und Körpergestaltung verändert (s. Sek. 2.1). Das Performative ist also nicht rein sprachliche Zuweisung, vielmehr kann es nicht von einer sich materialisierenden Dimension losgelöst interpretiert werden (s. van Dyk 2015, S. 117 am Beispiel des Alters).

Zweitens wäre es verkürzt, von einer sozialen Interaktion *zwischen Menschen* auszugehen. Im Besonderen die *science and technologie studies* (STS) heben darauf ab, dass und inwiefern u.a. Technologien in sozialen Interaktionen Agency erlangen (u.a. Latour 2006). Übertragen auf das hier verhandelte Phänomen lässt sich folgern, dass die Corona-Datenspende-App beeinflussend eingreift.

Die STS begreifen die Agency der Technologien jedoch nicht als eine von den Menschen getrennt zu betrachtende Handlungsmächtigkeit. Vielmehr wird die Grenzziehung zwischen den handelnden Menschen und Technologien verworfen. Donna Haraway (1991, S. 14) verbildlicht dies insofern, „that we are already cyborg creatures that are wondrously both human and technological“. Wie bereits oben expliziert, gehen aus Praktiken mit Apps nämlich zum Beispiel Sichtbarkeiten hervor (z.B. Fieberkarten), sie provozieren spezifische körperliche Praktiken (Handlungsbedarfe wie 10.000 Schritte). Aus diesen erwachsen Erfahrungen (z.B. Scheitern an Vorhaben) und leibliche Erscheinungen (z.B. Erschöpfung). Es bildet sich ein Geflecht aus Diskursivem und Materiellen, das wiederum ein Versatzstück viel größerer sozialer Phänomene darstellt (z.B. einer Gesundheitsgesellschaft; Kickbusch 2014). Im Rahmen der Praktiken verzahnt sich also das Technische mit dem Korporealen, wobei beides (re)kodiert, Neubestimmt und (re)formuliert wird (Pau-litz 2005, S. 261).

Um diese Aspekte der Hinwendung zum Materiellen aufzugreifen, ohne die grundsätzliche Idee des Performativen aufzugeben, liegt ein Bezug auf eine Methodologie nahe, die beide Dimensionen – das Diskursive sowie das Materielle – aufeinander bezieht.

2.4 *New Materialism*

Eine solche Hinwendung zum Materiellen sowie Diskursiven findet sich in Konzepten des *New Materialism*, unter dessen Rubrum sowohl auf *Gender Studies* als auch

STS aufgebaut wird (Dolphijn/van der Tuin 2012). Eine prominente Vertreterin ist, neben der bereits oben zitierten Donna Haraway, Karen Barad (2003, 2007). Gemein ist den Ansätzen des *New Materialism*, dass sie Diskurse und Materialitäten verlinken und jene daraus hervorgehenden Effekte als ko-konstituierte, komplexe Phänomene beschreiben (u.a. Coole 2013).

Eine solche Weiterentwicklung liefert Barad mit dem Konzept der „material-discursive practices“ (2003, S. 818). Barad begreift hierbei das Materielle und das Diskursive nicht nur als miteinander verwoben, sondern als sich gegenseitig in einem Spannungsverhältnis konstituierend und konstituiert. Damit grenzt sie den Ansatz von kausalen und statischen Prozessbegriffen ab und bietet eine Basis, weder Körper und Technologien noch Diskurse, Wissensbestände und Normen als unveränderliche, bereits bestehende Elemente oder pure Effekte zu konzeptionalisieren. Vielmehr verfügen die involvierten Elemente nicht per se über Agency, diese entsteht erst im Spannungsfeld der spezifischen Verflechtungen (Barad 2007, S. 194). In anderen Worten, Handlungsmächtigkeit wird als relational und interaktiv hervorgebracht verstanden.

Um diesen performativen Prozess zu veranschaulichen, entwirft Barad (2003, S. 803) den Neologismus der „intra-action“. Dieser Terminus signalisiert die offene und prozesshafte Verbundenheit und damit die Effekte in actu: „[I]ntra-actions iteratively reconfigure what is possible and what is impossible – possibilities do not sit still“ (Barad 2007, S. 234). Mit dem Momentum, dass *Möglichkeiten nicht stillsitzen*, verweist Barad darauf, dass Effekte nicht einfach nur Endpunkte von Verbundenheiten sind, sondern immer neue „conditions of possibility“ eröffnen (2007, S. 218). Somit werden soziale Phänomene zu kontingenten, kontinuierlichen Hervorbringungsprozessen, in Barads Worten: „ongoing reconfiguring of the world“ (2003, S. 818).

Eine diesem Ansatz folgende Sozialforschung bemüht sich damit nicht nur darum, die digitalen Praktiken nachzuzeichnen (s. Höppner/Urban 2018, S. 7). Vielmehr richtet sich der Fokus darauf, wie bspw. Entscheidungen und Erfahrungen durch die App des RKI befördert werden und wozu diese hierauf aufbauend anregen könnten. Und hier schließt sich der Kreis zum *doing*-Ansatz, denn durch die barad'schen Konzepte betrachtet, lässt sich das Performative sozialer Phänomene neu begreifen, nämlich als „intra-active becoming – not a thing, but a doing, a congealing of agency“ (Barad 2007, S. 822).

Ein solches multiples, ko-konstituierendes und ko-konstituiertes *Doing* als theoretischen Ausgangspunkt setzend, stellt sich mit Blick auf die Praktiken mit der Datenspende-App die Frage, „how matter comes to matter“ (Barad 2007, S. 210). Auf die hiesige Untersuchung bezogen, ergänzen sich damit die Forschungsfragen um eine weitere: Welche Verschränkungen des Materiellen und Diskursiven lassen sich in den Praktiken nachvollziehen?

2.5 Datenerhebung

Die Erhebung soll Schlüsse über die *intra-activen Werdensprozesse* ermöglichen. Das klassische Verfahren hierfür sind teilnehmende Beobachtungen (Niewöhner/Sorensen/Beck 2012, S. 19): Solche Beobachtungen können lokalisierte, alltägliche Praktiken, Konfigurationen von Materiellem und Diskursiven sowie implizites und verkörpertes Wissen rekonstruierbar machen (Hirschauer 2001, S. 444).

Das hiesige Vorhaben muss jedoch von diesem Pfad abweichen. Aufgrund der Corona-Pandemie entstehen Anforderungen an den Infektionsschutz, ergo: Reisen und nahe (analoge) Kontakte sind zu vermeiden. Statt also den „intra-actions“ face-à-face begegnen zu können, muss die Datenerhebung arbeitsschutz- bzw. infektionsschutzrechtlichen und forschungspragmatischen Überlegungen folgen.

Als Alternative wurden im hiesigen Vorhaben Daten mit zwei verschiedenen Verfahren erhoben, um den Anforderungen sowie den Einschränkungen zu begegnen: Erstens werden die Beschreibungen der lokalen Prozesse über zehn qualitative, semi-strukturierte Interviews (Flick 2009, S. 194–226) mit User*innen eingefangen. Geführt werden die Interviews über die Bildtelefonie. Die Tonspur wurde transkribiert. Um den Interviews möglichst mehr zu entlocken, als das ins Kognitive übersetzte, wurde einerseits ein Beobachtungsprotokoll über Gesten, Mimik etc. angefertigt, andererseits ein Transkriptionsverfahren gewählt, auf das weiter unten eingegangen wird. Die Interviewpartner*innen wurden über Tweets, Posts auf Facebook, Presseerklärungen und nach dem Schneeballprinzip akquiriert. Es handelt sich um vier Frauen und sechs Männer, zwischen 31 und 52 Jahren, die in mittelgroßen und größeren Städten wohnen.

Zweitens wurden im Rahmen von online Kommunikation produzierte Daten in die Analyse hinzugezogen: Rezensionen der Apps. Rezensionen dienen im virtuellen Raum der Vernetzung und stellen einen Übergang zwischen online und offline Praktiken dar, da hier zu Käufen angeregt bzw. von ihnen abgeraten, Handhabungen mit Technologien erläutert, Erfahrungen geteilt und von Effekten berichtet werden. In den Datenkorpus aufgenommen wurden die obersten 200 Rezensionen (von insg. 11.262; Stand 11.8.2020) der Corona-Datenspende-App beim Google Play Store. Anhand von Redundanzen wurde ab dieser Anzahl von einer Sättigung des Datenkorpus ausgegangen. Beschreibungen der Urheberschaft der Rezensionen verweisen auf 40 weibliche sowie 131 männliche Genderidentitäten, sowie auf 29 undefinierte User*innen, sie tragen Pseudonyme oder sind als Firmennamen auszumachen. Die Profilbilder lassen schließen, dass es sich vorrangig um Personen mittleren Alters handelt.

2.6 Auswertung

Um neben dem kognitiv Reflektierten auch das Nonverbale einer Analyse zuzuführen, sollte neben dem Berichteten und Geschriebenen auch das Verkörperte in den Blick genommen werden. Neben den Beobachtungsprotokollen kann ein entsprechendes Transkriptionssystem dieses (bis zu einem bestimmten Grad) freilegen (s. Höppner/Urban 2018). Selting et al. (1998) entwickelten bspw. zu diesem Zweck ein Transkriptionssystem, mit dem parallel zu dem Gesagten auch para- und nonverbale Aspekte eingefangen werden können. Auf solche Aspekte können Pausen [(.) (3 s)], Geräusche [<Lachen>] und Veränderungen im Ausdruck [<leiser>, <langsamer>], Betonungen und Insistieren [Streckungen von Wörtern (: :: :::), <Akzenturierung>], Hebung/Senkung des Sprachflusses [?, !] verweisen.

Da es sich um ein kleines Sample handelt, wurden keine Fallauswahlverfahren gewählt, stattdessen werden die Interviews anonymisiert und pseudonymisiert in die Analyse einbezogen (Glaser/Strauss 1998). Die Rezensionen werden wie im Netz publiziert, mit Autor*innenbezeichnung, Datum und ggf. die Anzahl der *Li-*

kes, zitiert. Orthografie, Ausdrücke und Symbole werden wie vorgefunden übernommen.

Die Transkriptionen und Rezensionen wurden in die qualitative Datenanalyse-Software MaxQDA eingepflegt. Hier wurden die Daten entlang einer inhaltlich-strukturierenden Form der qualitativen Inhaltsanalyse (Kuckartz 2014, S. 77–98) induktiv-deduktiv kodiert: Während die Oberkategorien aus den Forschungsfragen generiert sind, wurden die Unterkategorien (Codes) induktiv im Rahmen eines iterativen Prozesses entwickelt (Kuckartz 2014, S. 62, S. 69). Die Ergebnisse sind als eine „dichte Beschreibung“ (Geertz 1983) aufbereitet (s. Urban 2021b).

3 Ergebnisse: Motive für und Effekte der digitalen Praktiken

Die Corona-Datenspende-App basiert zwar auf einem *Tracking*, die App leitet jedoch die hierdurch erhobenen Daten nur weiter. So werden sowohl in den Interviews als auch in den Rezensionen keine Erfahrungen und Wahrnehmungen thematisiert, die sich vermittelt durch die numerische Erfassung von Aktivitäten ergeben. Stattdessen stand sowohl in den Interviews als auch den Rezensionen die Usability im Vordergrund. Zumeist werden fehlende Interoperabilitäten und Funktionsdefizite erläutert und darüber Enttäuschung und auch Wut ausgedrückt. Dies geschieht via Worte in den Rezensionen, wie beispielsweise bei Torsten Schnuis, der hierfür 22 Likes erhält: „Enttäuschend. Extrem enttäuschend. Angeblich erfolgreich verbunden mit meinem Garmin Konto, aber es wird kein Tag als gespendet angezeigt.“ Die Interviewpartner*innen veranschaulichen durch ihre Betonungen, erhobene und eindringliche Stimme sowie die Mimik ihre Frustration beim Handling.

In der Minderheit befinden sich Rezensionen, die positive Gefühle und Anerkennung artikulieren, wie im Post von Sara Kaufmann (28.6.2020): „Die öffentlichen Berichte des RKI über die Auswertung der Zahlen finde ich extrem spannend und lesenswert, da man so einen Bezug zu der Arbeitsweise bekommt.“ Bei den Interviewpartner*innen überwiegen die Äußerungen positiver Emotionen in Bezug auf das Handling, vorwiegend unterstrichen mit Lächeln und einem angeregten Tonfall, wie bspw. bei Mo (2.33min): „<Schön> [!] Ich freue mich, dass nun bei mir alles klappt.“

Während dies die dominierenden Inhalte der Interviews und Rezensionen sind, richtet sich die Untersuchung auf die Motive und Effekte der App. Diese lassen sich in vier Punkten stereotypisieren. Wie eingangs beschrieben, werden diese im Folgenden als während der Praktiken entstehende Verschränkungen verstanden, in denen sich potentiell Handlungsmächtigkeit artikuliert und sich diskursive wie materielle Aspekte verschränken.

3.1 Motive und Effekte I: Das Bürgerengagement in der Krise: „Helfen wollen“

In den kodierten Interviews und Rezensionen scheint ein Motiv immer wieder auf: Der Einsatz der App wird als *Hilfeleitung in einer Krise* bewertet. Kaya Pieper

(18.6.2020) postet in diesem Sinne: „Gerne spende ich meine Körperdaten und Fitnessdaten, um das RKI zu unterstützen.“ Ähnliches sprechen Interviewpartner*innen mit Verve an, wenn sie ausführen, welche Effekte ihre Datenspende habe. Eine Interviewpartnerin insistiert beispielsweise mit erhobener Stimme und betonten ersten Worten: „<Gerade jetzt>, ich möchte <gerne> helfen!“ (Rosa, 6.21min).

Vor allem in den Interviews wird durch Stimme und Ausdruck deutlich, dass dieses Anliegen einem enormen sozialen Druck erwächst: Dieser resultiert einerseits aus dem Infektionsgeschehen mit seiner potentiellen gesundheitlichen Bedrohung, andererseits aus der staatlichen Infektionsschutzpolitik und die aus ihr resultierenden Beschränkungen des sozialen und beruflichen Lebens. Diese wird unter anderem als „beklemmend“ und „lähmend“ (beides: Hans, 4.22ff. min) beschrieben und durch gepresste Stimme und gebückte Haltung in Interviews physisch erfahrbar gemacht.

Bei den Rezensionen erhalten jene Posts, die auf eine Überwindung dieses Drucks verweisen, besonders viele *Likes*, wie jener von Michael Dietrich (15.6.2020, 101 Likes): „ich hoffe, dass die Datenspende hilft. (...) Wenn diese gut gemacht ist und von den meisten Anwendern installiert wird, besteht Hoffnung auf ein normales Leben in einigen Wochen bis Monaten.“

Aus den Praktiken mit der App resultieren für die User*innen vorrangig keine auf das Individuum gerichteten Handlungsfelder. Stattdessen eröffnen die Praktiken eine Kooperation mit dem RKI. Im Rahmen dieser wird die Datenspende zur neuen Form des Bürgerengagements, mit dem sie den Infektionsschutz verbessern und damit potentiell die Krise beenden wollen. Die Praktiken mit der App können daher als aktive Beiträge zu einer (erhofften) *kollektiven Befreiung von der Pandemie* verstanden werden: Sie sind zwar ausgeführt von nur einzelnen Individuen, zielen aber auf die Verbesserung der Lage aller Betroffenen.

3.2 Motive und Effekte II: Kampf gegen Viren als digitale Selbstbestimmung

Auf den ersten Blick erscheinen jene Interviewfragmente und Rezensionen ähnlich, in denen die Datenspende als Kampf gegen das Virus beschrieben wird. Ein Interviewpartner (Tom, 4.11min) erklärt seine Motivation beispielsweise entsprechend: „Ich mach das [Tracken] sowieso [::] [eine Handbewegung führt das Wearable am Handgelenk vor] und so kann ich das Virus dazu noch <bekämpfen> [!]“ Durch seinen physisch ausgeführten Verweis und seine Betonung, die eine Normalität des *Trackens* und *Spendens* veranschaulicht, bindet er die Praktiken mit der Datenspende-App in seine digitalen Gewohnheiten ein. In ihrer Zusammenschau drücken sie seinen Lebenswandel aus.

Auch in den Rezensionen wird eine solche Identitätsbeschreibung nachvollziehbar. User jack 21 (16.6.2020) postet zum Beispiel: „Der gesamte Aufwand ist freiwillig. Ich spende meine Daten freiwillig. Dies ist MEIN freiwilliger Beitrag um das Virus zu bekämpfen. Ach ja, GOOGLE weiß ohnehin alles. (...)“. Mit dem Hinweis auf den Internet-Giganten, und dessen ökonomischem Interesse an privaten Daten, hebt der User hervor, wie und wo er sich verortet: Er ist eigeninitiativ, er kämpft und lässt sich dabei von nichts abhalten.

Solche Identitätspositionen, in denen der Kampf, die Eigeninitiative und die digitale Affinität betont werden, sind im Datenkorpus vor allem männlichen Nutzern

zuzuordnen. Sie identifizieren das Virus und mit ihm die Krise als Gegner, den sie durch die Datenspende niederringen. In einem solchen kriegerischen Setting werden potentielle Hürden und Gegenargumente, wie Datensicherheit, der Dringlichkeit des Kampfes untergeordnet und bedingt suspendiert.

Durch einen solchen kämpferischen Einsatz verschiebt sich der Akteursstatus der User*innen: Während beim Motiv des *Helfen-Wollens* eine Allianz mit einem potenten Dritten voraussetzt, das als Bürgerengagement veranschaulicht ist, ist hier der Kampf eine Praktik, die auf die Handlungen der Spender*innen abhebt: *sie* sind es, die mit ihren Vitaldaten gegen das Virus vorgehen. Somit bringen die entsprechenden Unser*innen mit ihren Praktiken ihre (selbstbestimmte und kämpferische) Persönlichkeit zum Ausdruck.

3.3 Effekte III: Der Körper in der Daten-Zwickmühle

Die beiden Motive stehen jedoch nicht für sich. Sie sind sowohl in den Interviews sowie den Rezensionen mit einem Moment verwoben, das sich auf die individuellen Körper- und Vitaldaten bezieht: User*innen deklarieren ihre Datenspende als eine heikle Angelegenheit, da es sich bei den Daten um sensible persönliche Daten handelt und das Teilen der Daten Möglichkeiten des Missbrauchs eröffnet.

Obwohl hierüber sowohl in den Interviews als auch den Rezensionen bei vielen User*innen Einigkeit herrscht, fallen die Schlüsse unterschiedlich aus. Im Gegensatz zu den Interviewpartner*innen, hier handelte es sich lediglich um Nutzer*innen der App, begründen Rezensent*innen auch ihre Ablehnung der App mit fehlendem Datenschutz und -sicherheit, wie beispielweise User ant (7.7.2020): „Würde mich ja gerne beteiligen, aber die App funktioniert nicht mit lokal speichernden Open Source Apps, sondern nur in Zusammenarbeit mit den Cloudservices der jeweiligen Hersteller, denen ich meine Gesundheitsdaten jedoch NICHT anvertraue.“ Eine entsprechende Kritik wird mit Verweis auf Fachkenntnisse, unter Verwendung technischer Terminologie und durch Hervorhebung des eigentlich guten Willens gepostet. *Likes* gustieren solche Sprecherpositionen als anerkennungswürdig. In manchen Fällen schließt sich solchen Ausführungen auch eine explizite Ansprache an die Entwickler*innen an, denen geraten wird, spezifische Weiterentwicklungen vorzunehmen. Als Gegenleistung – im Fall der Weiterentwicklung der App – werden dann Datenspenden in Aussicht gestellt. Auch die Ablehnung der App evoziert also zweierlei Handlungsmöglichkeiten: Dies bietet Raum für Profilierungen. Und sie gestattet, trotz einer Ablehnung, die Rolle des *guten Staatsbürgers* bzw. der *guten Staatsbürgerin* einzunehmen.

In den Interviews wird hingegen eine vertrackte Lage sichtbar. Eine Interviewpartnerin untermalt mit einem Seufzen ihre auf den Datenschutz bezogenen Bedenken: „Das ist halt <schwierig>, ich meine, wenn ich tracke, gibt es halt die Daten und so sicher sind die wohl eh nicht[?!]“ (Mimi, 8.50min). Die App stellt potentielle Nutzer*innen also vor die Notwendigkeit, verschiedene Interessen abzuwägen: Der Beitrag gegen die Krise wird hierbei einer informationellen Selbstbestimmung gegenübergestellt. Eine solche Zwickmühle verkörpert sich bei den Interviewpartner*innen, sie wird physisch erfahrbar, weil die Aussagen mit Seufzen, zweifelnder Mimik, zur Frage erhobenen Satzenden und Gesten der Unsicherheit getroffen werden: Die Nutzer*innen *erleben* durch die App eine unangenehme Er-

fahrung der Entscheidungsschwierigkeit, da sie potentielle zukünftige Handlungen Dritter mit ihren Daten abwägen und verantworten müssen.

Als Entscheidungshilfe werden u.a. moralische Werte ins Feld geführt: die Datenspende als *gute, gemeinnützige Tat* überwindet die Hürde einer potentielle Datenunsicherheit. Dies spiegelt sich in den Posts wider: „Die App bekommt von mir im Interesse des Gemeinwohls einen Vertrauensvorschuss. Ich glaube fest daran, dass die Nutzer als Freunde des RKI von einem Daten-Skandal à la Facebook & Cambridge Analytica verschont bleiben“ (UX Professional, 29.5.2020). Ebenso verweisen Interviewpartner*innen auf einen hehren Zweck als Absicherung „Wird schon[!] [(.) (3 s)], In SO EINER Krise wird schon nichts [mit den Daten] passieren[!] [<leiser>“ (Mo, 12.40min).

Konkludieren lässt sich, dass und wie die Körper von Interviewpartner*innen zum Konfliktfeld werden: Einerseits sind diese Quelle kostbarer Daten, die gespendet werden können. Somit werden sie zu einem Bestandteil einer digital affinen Selbstgestaltung. Andererseits werden diese Objekte potentiell missbräuchlicher Datenpraktiken, da über sie algorithmisch aufbereitete neue Sichtbarkeiten entstehen, die zu späterem Schaden für die Person führen könnten. Unsicherheiten in Ton und Mimik, zweifelnde Gesten verweisen neben dem kognitiv Reflektierten auf eine eingeschränkte Handlungsmöglichkeit.

3.4 Effekte IV: Partizipation und Kompetenzgerangel – die Datenspende als Echokammer

Ein weiterer Moment, der mit den Motiven verknüpft wird, ist eine politische Positionierung. Erstens symbolisieren Praktiken mit der App, wie bereits im Phänomen des *Helfen-Wollens* anklingt, ein soziales Bürgerengagement, mit dem ein Beitrag für das (nationale) Kollektiv geleistet wird. So schreibt Sara Kaufmann (28.6.2020) in ihrem Post: „Toll. Ich bin froh dabei zu sein.“ Ebenso betonen Interviewpartner*innen, dass es ihnen durch die Praktiken mit der App um eine Teilhabe geht. So berichtet Tini (9.21min), mit einem festen und auffordernden Blick in die Kamera: „Echt [!] [::] Da muss ich <mitmachen> [!] `Bin gerne dabei[!]!“

Auch bei diesem Effekt sind es vor allem die Interviews, durch die sichtbar wird, anhand von agitatorischem Ausdruck und auffordernder Mimik, dass die Praktiken mit der App als Ausdruck eines politischen Aktivismus sichtbar gemacht werden sollen: Durch die App entsteht eine gesundheitspolitisch handelnde Gemeinschaft, die sich für das Ende der Krise engagiert.

Zweitens wird über die Kritik an der App ein allgemeiner Unmut über bundespolitische Maßnahmen des Infektionsschutzes kundgetan. In den Rezensionen stehen hauptsächlich die Entwickler*innen der App, die „sich keine großen Gedanken gemacht [haben] um eine möglichst große Nutzerbasis aufzubauen“ (Christian Rohde 21.6.2020) als auch das RKI, bei dem „zu hoffen bleibt, dass andere Bereiche des RKI zuverlässiger arbeiten. Basta“ (Torsten Schnuis 9.6.2020, 22 Likes), in der Kritik.

Entsprechende Beanstandungen in den Interviews werden hingegen andeutungsvoller formuliert: So äußert sich mit leiser werdender Stimme und nachdrücklichem Ausdruck beispielsweise Interviewpartner Karl (14.27min): „Was auch immer DIE [!] da oben damit wollen, mit den ganzen Auflagen. Hier entscheide ICH aber, was ICH weiterleiten will.“ Eine solche Gegenüberstellung bedient sich

Codes, wie „DIE da oben“, die der Sprecherposition gegenübergestellt werden. Sie sind ein sprachliches Mittel, das Tonfall und Gestus unterstreicht, über das Einigkeit hergestellt werden will. Die App modifiziert jedoch den Charakter einer politischen Rede: Durch die App hält der*die potentielle User*in einen Pfand in den Händen, nämlich die Daten, den er*sie nach Belieben gegenüber Dritten einsetzen kann. Damit verleiht die App der politischen Praktik einen materiellen Niederschlag: Zwar können User*innen keine Gesetze erlassen oder aufheben, aber ihre Daten könn(t)en den Infektionsschutz bereichern.

4 Diskussion

Anhand der Zusammensetzung des Datenkorpus und dessen Interpretationen zeigt sich, dass die Datenspende-App nur eine bestimmte Bevölkerungsgruppe anspricht, die eine überschaubare Vielfalt an Motiven zeigen und Handlungen vollziehen. Eine solche Selektivität korrespondiert mit soziologischen Erhebungen über *Citizen Science* Bewegungen: Die Nutzer*innen haben bestimmte soziodemografische Merkmale in Bezug auf Bildung, Geschlecht, Alter, sozioökonomischer Status und ethnische Zugehörigkeit (Franzen 2019). Die Corona-Datenspende-App spricht hauptsächlich Personen zwischen 30-50 Jahren an, vorrangig Männer, artikulierte Personen mit sozioökonomischem Kapital (u.a. expliziert als Fachwissen, sozialem Interesse), das sie in soziale Bewegungen investieren und/oder für spezifische Positionierungen einsetzen.

Ihre Motive sind keine pekuniären. Wie in anderen *Citizen Science*-Bewegungen auch (vgl. Dickel/Franzen 2016, S. 338), werden die Nutzer*innen für ihre Daten nicht entlohnt, sondern diskursiv als *Citizen*, also Bürger, adressiert, die einen Beitrag zum Allgemeinwohl leisten und hierdurch die Aufgabe *guter Staatsbürger*innen* ausfüllen können.

Im Rahmen der Praktiken mit der App, in barad'schen Worten den *intra-activen Werdensprozessen*, entstehen mit diesen Ansprachen und dem entsprechenden Handlungsraum, spezifische Rollen und Handlungsräume: Einerseits treten die User*innen als Gesundheits-Aktivist*innen im Verbund mit dem RKI für die Beendigung der Krise ein. Hieraus resultieren große Datenbestände, denen wiederum Maßnahmen folgen können. Diese materialisieren sich u.a. in Gestalt von Positionspapieren, Verordnungen. Partielle Aufbereitungen werden den Nutzer*innen über den Blog des RKI auch wieder zur Verfügung gestellt, was Nutzer*innen als interessant beziehungsweise befriedigend erleben. Andererseits realisieren sich durch die Praktiken neue potente (Männlichkeits-)Rollen, mit denen – vor dem Hintergrund der eingeschränkten Optionen während der Krise – eine aktive und kämpferische Identität gebildet und damit eine Selbstsorge gepflegt werden kann.

Diese Handlungsfelder stehen, wie dies generell für gesundheitsbezogenes *Citizen Science* konstatiert wird (Heyen et al. 2019), in einem besonderen Spannungsverhältnis zwischen Selbst- und Wissenschaftsbezug: Die App provoziert einen konflikthaften Entscheidungsprozess, dadurch, dass vulnerable Daten weitergeleitet werden, was zwar dem höheren Ziel des Infektionsschutzes dienen soll, aber durch die Programmierung der App der informationellen Selbstbestimmung zuwiderlaufen kann. Dieses Spannungsverhältnis ist typisch für die sogenannte „data phi-

lanthropy“ (Btihaj 2017), also dem Einsatz persönlicher Daten für das menschliche Allgemeinwohl. Dieser Effekt ist der materiellen Seite der *Spende* geschuldet: den Gesundheitsdaten. Auf sie richtet sich großes politisches und ökonomisches Interesse, während rechtliche Rahmenbedingungen Datenschutz und -sicherheit der Datenproduzent*innen nur begrenzt regeln (vgl. Weichert 2018; zu *Trackern* generell: Grundy et al. 2019; Hilt/Parsons/Knockel 2016; Lupton 2018).

Dieses Spannungsverhältnis bleibt den Teilnehmenden nicht äußerlich (generell hierzu beim *Citizen Science* vgl. Kalender/Holmberg 2019): Einerseits verkörpern Interviewpartner*innen diesen Entscheidungskonflikt: Stress und Unsicherheit lassen sich aus ihren Posen, Gesten, ihrer Mimik und über den Tonfall ablesen. Andererseits, und dies lässt sich vor allem über die Posts nachvollziehen, zeigen Nutzer*innen kreative Praktiken, wie eine partielle Zurückhaltung von Daten, um – im Rahmen des Möglichen – eine Schadensbegrenzung vorzunehmen.

Schließlich evoziert die App in der Krise auch *pragmatische Alltagsbewältigungen*, eine Funktion, die grundsätzlich für digitale Selbstvermessung konstatiert wird (Zillien 2020, S. 179f.): Die Praktiken mit der App werden zum Ausdruck politischer Positionierung und bieten entsprechende Handlungsräume der Krisenbewältigung, nach denen Bedarf besteht, da User*innen die Bedrohung der Krise als Belastung erleben.

Die Frage nach den Verschränkungen des Materiellen und Diskursiven im Rahmen dieses *doings* lässt sich entlang dieser Ergebnisse so beantworten, dass vor allem die diskursiven Anrufungen als *gute Staatsbürger*innen* in den Praktiken aufgehen, was wiederum politische Aktivist*innen ins Leben ruft. Bedeutende materielle Einflussfaktoren sind erstens die Funktionen der App, mit der große Datenmengen transferiert werden können, die sie aber zugleich der Kontrolle der Nutzer*innen entziehen. Zweitens spielen die Rahmenbedingungen der Krise eine große Rolle, hier sowohl die gesundheitliche Bedrohung durch das Virus sowie die gesundheitspolitisch begründeten Einschränkungen, die Nutzer*innen zu den Praktiken veranlassen, mit dem Ziel die Krise zu überwinden. So generieren sich aus den Verschränkungen wieder Hoffnungen, sie eröffnen (kämpferische) Positionierungen, schaffen gigantische Datensammlungen, die wiederum erzeugen neben Chancen auch neue Vulnerabilitäten, die nicht zuletzt verkörpert werden.

5 Fazit

Resümierend lässt sich schließen, dass die spezifischen Verwobenheiten im Sinne von „conditions of possibilities“ einem Teil der Bevölkerung in der Krise neue Handlungsräume eröffnen und politische Positionierungen erlauben. Dies gelingt, da die App und die Anrufungen diesem Bevölkerungsteil passende Handlungsangebote machen. Das RKI kommt seiner Verantwortung für die Transferierung und Nutzung der Daten außerdem auf der Ebene der Rückkopplung nach, da sie der Bevölkerung Ergebnisse der Auswertung wieder zur Verfügung stellt (zur Neuverteilung von Verantwortung durch Nutzung von Daten vgl. Bondio et al. 2019, S. 62).

Die Corona-Datenspende-App entkommt allerdings dem *Charing-Dilemma* (Karanasiou/Kang 2017) nicht: Als groß angelegte Public Health-Intervention ist sie einerseits auf den Willen zu entsprechenden Daten-Praktiken der Bevölkerung an-

gewiesen, andererseits gelingt es ihr nicht, diverse Bevölkerungsgruppen anzusprechen sowie Vertrauen in die Datenverarbeitung zu generieren. Sie droht damit, ebenso wie andere digitale Public Health-Interventionen, eine gesundheitliche Ungleichheit zu befördern, indem sie vorrangig jene Bevölkerungsgruppen anspricht, die sowieso schon weniger gesundheitlich belastet sind (Lorenc et al. 2013; Veinot/Mitchell/Ancker 2018). Dieses Dilemma wird eine einzelne App kaum lösen können. Hierfür muss die Datenethik als Public Health Thema verankert werden, um Lösungen zu entwickeln, mit denen eine breite Partizipation – auch und gerade während der Corona-Krise – gelingen kann (vgl. Kompetenznetz Public Health Covid-19 2020; Krutzinna/Floridi 2019).

Dieser qualitative Zugang zu den digitalen Datenspende-Praktiken macht die Eigendynamik digitaler Praktiken sichtbar: Aus den spezifischen Verschränkungen des Diskursiven und Materiellen resultieren nicht nur Handlungsmöglichkeiten, sie evozieren auch nicht-intendierte Effekte, wie Ablehnung der App, körperliches Unbehagen der Nutzer*innen, aber auch selektive Gesundheitsdatensätze, die eine wissenschaftliche Analyse berücksichtigen kann.

Beide hier in der Kurzstudie herangezogenen Datensätze tragen zum Erkenntnisgewinn bei: Die Rezensionen, geboren aus der Anonymität viraler Interaktionen, machen u.a. kreative Praktiken und radikale politische Positionen sichtbar. Die Interviews hingegen, in Verbindung mit dem Transkriptionssystem und den Beobachtungsprotokollen, erlauben die Verkörperungen aufzuspüren. Allerdings fällt diese Spurensuche hinter jener einer Teilnehmenden Beobachtungen zurück, denn die hiesige fußt lediglich auf kurzen Ausschnitten von Praktiken, eingefangen während eines Interviews mit einem vor einem Rechner sitzenden Menschen.

Literatur

- Albrecht, U.-V. (2016): Gesundheits-Apps und Risiken. In: Albrecht, U.-V. (Hrsg.): Chancen und Risiken von Gesundheits-Apps (CHARISMHA). Hannover, S. 25–26.
- Attig, C./Franke, T. (2019): I track, therefore I walk—Exploring the motivational costs of wearing activity trackers in actual users. In: *International Journal of Human-Computer Studies*. 127, S. 211–224. <https://doi.org/10.1016/j.ijhcs.2018.04.007>
- Barad, K. (2003): Posthumanist performativity: toward an understanding of how matter comes to matter. In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 28. Jg., H. 3, S. 801–831. <https://doi.org/10.1086/345321>
- Barad, K. (2007): *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham, NC. <https://doi.org/10.2307/j.ctv12101zq>
- Bietz, M./Patrick, K./Bloss, C. (2019): Data Donation as a Model for Citizen Science Health Research. In: *Citizen Science, Theory and Practice*, 4. Jg., H. 1, 6, S. 1–11. <https://doi.org/10.5334/cstp.178>
- Bondio, M.G./Lehmann, E./Wenniger, A./Brun, T. (2019): De- und Re-Kontextualisieren: Die ‚reale Evidenz‘ von Patient_innen und Citizen Scientists. In: Zachmann, K./Ehlers, S. (Hrsg.): *Wissen und Begründen. Evidenz als umkämpfte Ressource in der Wissensgesellschaft*. Baden-Baden, S. 59–82. <https://doi.org/10.5771/9783748903383-59>
- Btihaj, A. (2017): Digital health and the biopolitics of the Quantified Self. In: *Digital Health*, 3. Jg., S. 1–18. <https://doi.org/10.1177/2055207616689509>

- Burri, R.V. (2008): Doing images. Zur Praxis medizinischer Bilder. Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839408872-006>
- Carter, S./Green, J./Speed, E. (2018): Digital technologies and the biomedicalisation of everyday activities: The case of walking and cycling. In: *Sociology Compass*, 12. Jg., H. 4 <https://doi.org/10.1111/soc4.12572> (27. Februar 2021)
- Chuchu, N./Takwoingi, Y./Dinnes, J./Matin, R.N./Bassett, O./Moreau, J.F./Bayliss, S.E./Davenport, C./Godfrey, K./O'Connell, S./Jain, A./Walter, F.M./Deeks, J.J./Williams, H.C./Cochrane Skin Cancer Diagnostic Test Accuracy Group (2018): Smartphone applications for triaging adults with skin lesions that are suspicious for melanoma. In: *Cochrane Database of Systematic Reviews*, H. 12. <https://www.cochranelibrary.com/cdsr/doi/10.1002/14651858.CD013192/full> (11. August 2021)
- Coole, D. (2013): Agentic capacities and capacious historical materialism: thinking with new materialisms in the political sciences. In: *Millennium: Journal of International Studies*, 41. Jg., H. 3, S. 451–469. <https://doi.org/10.1177/0305829813481006>
- Dickel, S./Franzen, M. (2016): Digitale Inklusion: Zur sozialen Öffnung des Wissenschaftssystems. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 44. Jg. H. 5, S. 330–347. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2015-0503>
- Dickel, S./Schrape, J.-F. (2017): The Logic of Digital Utopianism. In: *Nanoethics. Studies of New and Emerging Technologies*, 11. Jg., H. 1, S. 47–58. <https://doi.org/10.1007/s11569-017-0285-6>
- Dolphijn, R./van der Tuin, I. (2012): New Materialism: Interviews and CARTOGRAPHIES. Ann Arbor. <https://doi.org/10.3998/ohp.11515701.0001.001>
- Eysenbach, G. (1999): Towards the Millennium of Cybermedicine. In: *Journal of Medical Internet Research*, 1. Jg., H. 1. <https://doi.org/10.2196/jmir.1.suppl1.e2>
- Flick, U. (2009): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. 2. Auflage der vollständig überarbeiteten und erweiterten Neuauflage von 2007. Reinbek bei Hamburg.
- Franzen, M. (2019): Zum Wandel der wissenschaftlichen Wissensproduktion durch Big Data: Welche Rolle spielt Citizen Science? In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 44. Jg., H. 1, S. 15–35. <https://doi.org/10.1007/s11614-019-00345-4>
- Free, C./Phillips, G./Galli, L./Watson, L./Felix, L./Edwards, P./Patel, V./Haines, A. (2013): The Effectiveness of Mobile-Health Technology-Based Health Behaviour Change or Disease Management Interventions for Health Care Consumers: A Systematic Review. In: *PLOS Medicine*, 10. Jg., H. 1. <https://doi.org/10.1371/journal.pmed.1001362>
- Freitag, A./Meyer, M./Whiteman, L. (2016): Strategies employed by citizen science programs to increase the credibility of their data. In: *Citizen Science: Theory and Practice* 1. Jg., H. 1. <https://doi.org/10.5334/cstp.6>
- Geertz, C. (1983): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a.M.
- Glaser, B.G./Strauss, A.L. (1998): *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern.
- Golumbic, Y.N./Orr, D./Baram-Tsabari, A./Fishbain, B. (2017): Between Vision and Reality: A Study of Scientists' Views on Citizen Science. In: *Citizen Science: Theory and Practice*, 2. Jg., H. 1, S. 1–13. <https://doi.org/10.5334/cstp.53>
- Grundy, Q./Chiu, K./Held, F./Continella, A./Bero, L./Holz, R. (2019): Data sharing practices of medicines related apps and the mobile ecosystem: Traffic, content, and network analysis. In: *BMJ*, H. 364. <https://doi.org/10.1136/bmj.1920> (27. Februar 2021)
- Haraway, D. (1991): *Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature*. London/New York.
- Hatch, A./Hoffman, J.E./Ross, R./Docherty, J.P. (2018): Expert Consensus Survey on Digital Health Tools for Patients With Serious Mental Illness: Optimizing for User Characteristics and User Support. In: *JMIR Mental Health*, 5. Jg., H. 2. <https://doi.org/10.2196/mental.9777>

- Heyen, N./Dickel, S./Brüninghaus, A. (2019): Personal Health Science. Persönliches Gesundheitswissen zwischen Selbstsorge und Bürgerforschung. Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-16428-7_1
- Hilts, A./Parsons, C./Knockel, J. (2016): Every Step You Fake: A Comparative Analysis of Fitness Tracker Privacy and Security. https://openeffect.ca/reports/Every_Step_You_Fake.pdf (27. Februar 2021)
- Hirschauer, S. (2001): Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. In: Zeitschrift für Soziologie, 30. Jg., H. 6, S. 429–451. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2001-0602>
- Höppner, G./Urban, M. (2018): Where and How Do Aging Processes Take Place in Everyday Life? Answers From a New Materialist Perspective. In: *frontiers in Sociology*, 3. Jg., H. 7. <https://doi.org/10.3389/fsoc.2018.00007>
- Huckvale, K./Adomaviciute, S./Prieto, J.T./Leow, M./Car, J. (2015): Smartphone apps for calculating insulin dose: A systematic assessment. In: *BMC Medicine*, 13. Jg., H. 106. <https://doi.org/10.1186/s12916-015-0314-7> (27. Februar 2021)
- Kalender, U./Holmberg, C. (2019): Zukünftige Datendoppel. Digitale Körpervermessungsgeräte in Kohortenstudien. In: Heyen, N./Dickel, S./Brüninghaus, A. (Hrsg.): Personal Health Science. Persönliches Gesundheitswissen zwischen Selbstsorge und Bürgerforschung. Wiesbaden, S. 91–106. https://doi.org/10.1007/978-3-658-16428-7_5
- Karanasiou, A./Kang, S. (2017): My Quantified Self, my FitBit and I. The Polymorphic Concept of Health Data and the Sharer's Dilemma. In: *Digital Culture and Society*, 2. Jg., H. 1, S. 123–142. <https://doi.org/10.14361/dcs-2016-0109>
- Kickbusch, I. (2014): Die Gesundheitsgesellschaft. 2. Auflage Bern.
- Klotz, C. (2020): Daten von Smartwatch & Co. So funktioniert die Corona-App des RKI. In: *Bild*, 09.04.2020. <https://www.bild.de/digital/smartphone-und-tablet/handy-und-telefon/so-funktioniert-die-corona-app-des-rki-daten-von-smartwatch-co-69908996.bild.html> (27. August 2020)
- Kompetenznetz Public Health Covid-19 (2020): Ethics of digital contact tracing apps for the Covid-19 pandemic response. https://www.public-health-covid19.de/images/2020/Ergebnisse/Ethics_of_digital_contact_tracing-v1.pdf (26. Februar 2021)
- Krutzinna, J./Floridi, L. (2019): The Ethics of Medical Data Donation. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-030-04363-6>
- Kuckartz, Udo (2014): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. 2. Auflage Weinheim/Basel.
- Latour, B. (2006): Über technische Vermittlung: Philosophie, Soziologie und Genealogie. In: Bellinger, A./Krieger, D.J. (Hrsg.): ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld: transcript, S. 483–528.
- Lorenc, T./Petticrew, M./Welch, V./Tugwell, P. (2013): What types of interventions generate inequalities? Evidence from systematic reviews. In: *Journal of Epidemiology and Community Health*, H. 67, S. 190–193. <https://doi.org/10.1136/jech-2012-201257>
- Lupton, D. (2015): Personal Data Practices in the Age of Lively Data. <http://dx.doi.org/10.2139/ssrn.2636709> (26. Februar 2021)
- Lupton, D. (2018): Digital Health: Critical and Cross-Disciplinary Perspectives. London/New York. <https://doi.org/10.4324/9781315648835>
- Marcolino, M.S./Oliveira, J.Q./D'agostino, M./Ribeiro, A.L./Alkmim, M./Novillo-Ortiz, D. (2018): The impact of mHealth interventions: Systematic review of systematic reviews. In: *JMIR mHealth and uHealth*, 6. Jg., H. 1. <https://doi.org/10.2196/mhealth.8873>
- Miller, L./Schüz, B./Walters, J./Walters, E.H. (2017): Mobile Technology Interventions for Asthma Self-Management: Systematic Review and Meta-Analysis. In: *JMIR mHealth uHealth*, 5. Jg., H. 5. <https://doi.org/10.2196/mhealth.7168>
- Niewöhner, J./Sorensen, E./Beck, S. (2012): Einleitung. Science and Technology Studies aus sozial- und kulturanthropologischer Perspektive. In: Niewöhner, J./Sorensen,

- E./Beck, S. (Hrsg.): *Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung*. Bielefeld, S. 9–48.
- Orcha (2021): The ORCHA review. <https://www.orcha.co.uk/our-solution/the-orcha-review/> (27. Februar 2021)
- Paulitz, T. (2005): Netzsubjektivität/en. Konstruktionen von Vernetzungen als Technologien des sozialen Selbst. Eine empirische Untersuchung in Modellprojekten der Informatik. Münster.
- Quer, G./Radin, J./Gadaleta, M./Baca-Motes, K./Ariniello, L./Ramos, E./Kheterpal, V./Topol, E.J./Steinhubl, S.R. (2021): Wearable sensor data and self-reported symptoms for COVID-19 detection. In: *nature medicine*, 27. Jg., S. 73–77. <https://doi.org/10.1038/s41591-020-1123-x>
- RKI (2020): <https://corona-datenspende.de/> (27. August 2020)
- RKI Blog (2020): Blog zur wissenschaftlichen Auswertung der Corona-Datenspende-App. https://www.rki.de/DE/Content/InfAZ/N/Neuartiges_Coronavirus/Corona-Datenspende.html (27. August 2020)
- Rubscheit, S./Schmidt-Semisch, H./Schorb, F./Urban, M./Wachtlin, M. (2020). Schwerpunktthema: Soziologische Perspektiven für Public Health. In: *IPP Info*, 17. Jg., H. 1, S. 1–2.
- Schüz, B./Urban, M. (2020): Unerwünschte Effekte digitaler Gesundheitstechnologie: Eine Public-Health-Perspektive. In: *Bundesgesundheitsblatt, Schwerpunktheft Digital Public Health*. doi:10.1007/s00103-019-03088-5
- Selke, S. (2009): Die Spur zum Menschen wird blasser: Individuum und Gesellschaft im Zeitalter der Postmedien. In: Dittler, U./Selke, S. (Hrsg.): *Postmediale Wirklichkeiten. Wie Zukunftsmedien die Gesellschaft verändern*. Hannover, S. 13–46.
- Selke, S. (2015): Rationale Diskriminierung: Neuordnung des Sozialen durch Lifelogging. In: *Prävention. Zeitschrift für Gesundheitsförderung*, 38. Jg., H. 3, S. 69–73.
- Selting, M./Auer, P./Barden, B./Bergmann, J./Couper-Kuhlen, E./Günthner, S. (1998): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT). https://www.phil.uni-hannover.de/fileadmin/deutsches_seminar/publikationen/gat.pdf (19. Juni 2020)
- Urban, M. (2018): Doing digital health. Zur Verschränkung von Leib und Netz in digitalen Gesundheitspraktiken. In: Klemm, M./Staples, R. (Hrsg.): *Leib und Netz – Sozialität zwischen Verkörperung und Virtualisierung*. Wiesbaden, S. 149–173. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18863-4_9
- Urban, M. (2021a, i.E.): Der digital turn in Public Health. ePublic Health und Digital Public Health Studies. In: Schorb, F./Schmidt-Semisch, H. (Hrsg.): *Social Public Health*. Wiesbaden.
- Urban, M. (2021b, i.E.): New Topographies of Ageing – New Materialists-inspired Analysis of ageing-in-place. In: Peine, A./Marshall, B./Martin, W./Neven, L. (Hrsg.): *Socio-Gerontechnology – New Frontiers in Theorizing Ageing in the Digital Age*. London/New York.
- van Dyk, S. (2015): *Soziologie des Alters*. Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839416327>
- Veinot, T.C./Mitchell, H./Ancker, J.S. (2018): Good intentions are not enough: How informatics interventions can worsen inequality. In: *Journal of the American Medical Informatics Association*, 25. Jg., H. 8, S. 1080–1088. <https://doi.org/10.1093/jamia/ocy052>
- Weichert, T. (2018): Gesundheitsdatenschutz in vernetzten Zeiten. In: *Bundesgesundheitsblatt*, H. 61, S. 285–290. <https://doi.org/10.1007/s00103-017-2686-7> (26. Februar 2021)
- West, C./Zimmerman, D. (1987): Doing gender. In: *Gender & Society*, 1. Jg., H. 2, S. 125–151. <https://doi.org/10.1177/0891243287001002002>
- Wójcik, O./Brownstein, J./Chunara, R./Johansson, M. (2014): Public health for the people: participatory infectious disease surveillance in the digital age. In: *Emerging Themes in Epidemiology*, 11. Jg., H. 7. <https://doi.org/10.1186/1742-7622-11-7> (27. August 2020)

-
- Yang, Q./Stee, v.S.K. (2019): The comparative effectiveness of mobile phone interventions in improving health outcomes: Meta-analytic review. In: *JMIR mHealth and uHealth*, 7. Jg., H. 4. <https://doi.org/10.2196/11244>
- Zhao, S. (2015): The Digital Self: Through the Looking Glass of Telecopresent Others. In: Hahn, K./ Stempfhuber, M. (Hrsg.): *Präsenzen 2.0. Körperinzenierungen in Medienkulturen*. Wiesbaden, S. 205–226.
- Zillien, N. (2020): Digitaler Alltag als Experiment. *Empirie und Epistemologie der reflexiven Selbstverwissenschaftlichung*. Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839448861>
- Zillien, N./Fröhlich, G./Dötsch, M. (2015): Zahlenkörper. Digitale Selbstvermessung als Verdinglichung des Körpers. In: Hahn, K./Stempfhuber, M. (Hrsg.): *Präsenzen 2.0. Körperinzenierungen in Medienkulturen*. Wiesbaden, S. 77–96. https://doi.org/10.1007/978-3-658-04365-0_5

Moritz Meister und Thomas Slunecko

Digitale Dispositive psychischer Gesundheit.

Eine Analyse der Resilienz-App ‚SuperBetter‘

Digital dispositifs of mental health. An analysis of the resilience app ‘SuperBetter’

Zusammenfassung

Der Artikel fragt nach einer gegenstands-adäquaten Methode der qualitativen Untersuchung von Apps und stellt dazu eine für die Analyse von Subjektivierung sensibilisierte Variante der Walkthrough-Methode vor. Apps werden dabei als multimediale Mikrodispositive verstanden, die eine Antwort auf einen gesellschaftlichen Notstand (eine urgence im Sinne Foucaults) darstellen und sich innerhalb eines Makrodispositivs historisch gewachsener Machtverhältnisse bewegen. Die Herausforderung der Methode besteht darin, eine Verbindung zwischen enaktiver Feinanalyse des Interfaces (Zooming In) und einer damit verbundenen gesellschaftlichen Makroperspektive (Zooming Out) greifbar zu machen. Am Beispiel der Resilienz-App ‚SuperBetter‘ wird diese Methode materialiter demonstriert.

Schlagwörter: Resilienz, Analyse von Mikrodispositiven, Walkthrough-Methode, Gamification, Employee-Tracking.

Abstract

In asking for a suitable method for the qualitative analysis of mobile apps, this paper presents a variation of the walkthrough method sensitized for the analysis of subjectivation. In doing so, apps are understood as multimodal micro-dispositifs that answer a societal urgency (in the sense of Foucault) and unfold within the macro-dispositif of power relations in a particular historical moment. The crucial challenge of the method is to link the detailed enactive analysis of an app’s interface (zooming in) with a related societal macro-perspective (zooming-out). The method is demonstrated materialiter using the example of the resilience-app ‘SuperBetter’.

Keywords: resilience, critical app analysis, walkthrough method, gamification, employee-tracking

1 Einleitung

In den Feldern Psychologie, Pädagogik und Psychotherapie ist ‚Resilienz‘ in den letzten Jahren zu einem absoluten Modebegriff geworden. Und spätestens mit der Corona-Krise wird der Begriff in Diskursen zum Umgang mit der Pandemie, sei es mit psychologischem (Veer et al. 2020) oder politischem Fokus (Reckwitz 2020), stark strapaziert. Der Begriff wird dabei durchgehend in einer affirmativen Art und Weise gebraucht. Das überrascht kaum, bedeutet Resilienz allgemein doch Belastbarkeit und Flexibilität unter widrigen Umständen. Die Positive Psychologie, welche den Begriff in den letzten 20 Jahren für sich entdeckt und den Resilienz-Dis-

kurs weitgehend vereinnahmt hat, versteht psychische Resilienz als „ability to bounce back from negative emotional experiences and [...] flexible adaptation to the changing demands of stressful experiences“ (Tugade/Fredrickson 2004, S. 320). Dieses flexible back-bouncing passt zur etymologischen Herkunft des Begriffs in der Materialkunde, wo er Stoffe bezeichnet, die auch unter extremer Spannung nicht brechen oder zerreißen, sondern wieder in ihren Ursprungszustand zurückkehren. In welcher Lebens- oder Arbeitssituation wäre eine solche Anpassungsfähigkeit nicht praktisch? Wer möchte nicht derart ‚unkaputtbar‘ sein, die ‚Gabe der Stehaufmännchen‘ besitzen? Den Verheißungen der Resilienz lässt es sich nur schwer entziehen. Doch sie erfordern harte Arbeit. Als „Qualität, die gepflegt und gesteigert, aber auch vernachlässigt werden kann“, ist Resilienz „Anlage und Aufgabe zugleich“ (Bröckling 2017, S. 115). Bei der psychischen Resilienz geht es folglich primär nicht um ein Sein, sondern ein *Werden*.

Bei der Aufgabe, resilient(er) zu werden, sind Individuen freilich nicht auf sich allein gestellt. Ein boomender Markt an Ratgeber- und Selbsthilfeleratur bzw. Coaching-Workshops hat sich Resilienz auf die Fahnen geschrieben; es gibt Trainingsprogramme für jede erdenkliche Institution oder Personengruppe. Ein Alltagsbereich, in dem sich Resilienz-Programme einfach und direkt an den Mann* bzw. die Frau* bringen lassen, sind Apps. Apps sind wesentlicher Schauplatz der mediatisierten Lebenswelt unserer Gegenwart und den meisten Menschen durch omnipräsente digitale Wegbegleiter (Smartphones, Smartwatches) räumlich wie emotional extrem nah. Mit ca. einer Millionen User*innen weltweit ist die amerikanische App SuperBetter selbsternannter Marktführer unter den Resilienz-Apps. SuperBetter bietet eine konkrete Antwort auf die Frage ‚Was ist Resilienz und wie wird sie gemacht?‘, die hier mit dem breiteren Resilienz-Diskurs in Bezug gesetzt werden soll. Dabei verstehen wir SuperBetter als multimediales Mikrodispositiv, das auf einen spezifischen gesellschaftlichen Notstand (einer urgence im Sinne Foucaults) antwortet und sich innerhalb eines Makrodispositivs historisch gewachsener Machtverhältnisse bewegt. Inhaltlich zielt die vorliegende Untersuchung auf eine Kritik der Resilienz. Parallel dazu ist das Anliegen dieses Beitrags ein methodologisches: Denn einer qualitativ-sozialwissenschaftlichen Methodologie eröffnen Apps ein noch recht wenig kartiertes Forschungsfeld, das unterschiedliche Herausforderungen mit sich bringt. Diese gilt es zu diskutieren und eine Analysemethode zu finden, welche dem Forschungsgegenstand und seinen spezifischen Charakteristika gerecht wird.

2 Methodologische Überlegungen

2.1 Interface und Affordances

Ohne Apps wäre die Digitalisierung in ihrer gegenwärtigen Formation und die damit verbundenen kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Transformationsprozesse nicht denkbar (vgl. Light et al. 2018). Doch was sind Apps eigentlich? Im alltäglichen Sprachgebrauch steht App für ‚mobile application‘, d.h. eine spezifische Anwendungssoftware für mobile digitale Endgeräte (primär Smartphones, aber auch Tablets, Smartwatches, etc.). Der *Anwendungsaspekt* verweist darauf, dass

Apps dafür konzipiert sind, von Nutzer*innen bzw. User*innen praktisch verwendet zu werden. Hier geht die technische Definition bereits in eine lebensweltliche über, nämlich die erfahrbare Interaktion zwischen User*in und App. Solche Interaktionen stehen heutzutage zu unterschiedlichsten Lebensbereichen in Bezug, von intimer Kommunikation bis zur Antizipation des Wetters, von der Finanzplanung bis zur Regulation des Schlafrhythmus. Doch was haben Chat-App, Wetter-App, Banking-App und Bedtime-App gemein? Sie alle besitzen ein Interface, eine Benutzer*innenoberfläche, eine virtuelle Struktur, über welche Interaktion stattfindet. In der Regel umfasst das Interface den Screen des Smartphones, es kann diesen aber auch überschreiten und z.B. durch ein Smartwatch-Display erweitert werden. Wesentlich ist, dass Interfaces auf *Interaktion* ausgelegt sind. Auch ein gebundenes Buch stellt eine Form des Interfaces dar, insofern ich vor- und zurückblättern, Seiten markieren, es zuschlagen kann etc. An diesem Beispiel wird deutlich, wie eng spezifische Kulturtechniken, z.B. das Lesen, mit technisch-materiellen Artefakten verbunden sind.

Diese weit ausholenden Überlegungen sollen für die Spezifität der gar nicht so alten, aber doch schon selbstverständlich erscheinenden *virtuellen* Interfaces sensibilisieren. Gegenwärtige virtuelle Interfaces, die i.d.R. nicht nur aus Text, sondern auch aus Bildern, Animationen, Ton oder auch haptischem Feedback (Vibration) bestehen, bespielen so viele sensorische Kanäle, dass nicht ohne Grund von ‚virtuellen Welten‘ die Rede ist. User*innen befinden sich jedoch nicht bloß passiv-rezipierend innerhalb solcher virtueller Welten, sondern sie bewegen sich in ihnen und interagieren aktiv mit ihnen und über sie mit der ‚realen Welt‘. Der hier eingeschlagene methodische Zugang zu Apps zielt insbesondere auf die Subjektivierungstechniken¹, welche die jeweiligen Interfaces nahe legen. Das Interface wird dabei nicht als Ding, sondern als „dynamic space of relations“ (Drucker 2011, S. 3) verstanden, worin bereits die relationale Ontologie der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) anklingt (Latour 2005). Um diesen dynamischen Raum präziser zu fassen, ist ein Einbezug des Affordance-Begriffs² notwendig. Denn ein Interface ist nichts anderes als „a zone of affordances organized to support and provoke activities and behaviors“ (Drucker 2011, S. 7). Seit seiner Einführung durch James Gibson (1966) hat dieser Terminus eine beachtliche Karriere hingelegt. Gibson verstand unter Affordances „all kinds of action possibilities latent in the physical environment“ (Bucher/Helmond 2018, S. 235). In den folgenden Jahrzehnten waren es Disziplinen wie die Design Studies, welche diesen Begriff am wirkmächtigsten aufgriffen (vgl. Norman 1999) und auf materielle Artefakte übertrugen. Im Designkontext bezeichnet Affordance „a situation where an object’s sensory characteristics intuitively imply its functionality and use“³. Jüngere Studien haben auf die Rolle der sozialen Vermittlung unterschiedlicher Affordance-Vorstellungen hingewiesen (vgl. Nagy/Neff 2015). Ohne an dieser Stelle tiefer auf die Begriffsrezeption eingehen zu können, bleibt als Grundgedanke festzuhalten: „material qualities of technologies constrain or invite practices while also accommodating emergent meanings“ (McVeigh-Schultz/Baym 2015, S. 1). Technologien laden also zu bestimmten Praktiken ein und sind zugleich in der Lage, sich entstehende Bedeutungen zu eigen zu machen.

In nahezu allen Apps wird Bedeutung auch über Sprache vermittelt.⁴ Apps jedoch lediglich als Textkorpora aufzufassen und z.B. diskursanalytisch zu untersuchen, würde zu kurz greifen und wesentliche Charakteristika des Forschungsgegenstandes unterschlagen. Denn „Medienangebote“, zu denen sich Apps zählen lassen, weisen jedenfalls drei Sinnebenen auf: Ihre „Medialität“, damit sind insbeson-

dere die Dimensionen „Ikonizität, Sprachlichkeit und Musizität“ gemeint, den „soziale[n] Zusammenhang“ ihrer „Entstehung“ mit allen seinen impliziten und expliziten Wissensbeständen sowie ihre Eigenschaft als „medientechnisches Dispositiv“ (Przyborski 2018, S. 136; Przyborski/Slunecko 2020). Alle Ebenen bzw. Dimensionen tragen in ihrer je eigenen Selbstreferenzialität zur Sinnkonstitution bei. Als User*innen integrieren wir automatisch bzw. habituell die performative Ebene der Darstellung in die interaktive Sinnkonstitution oder, wie es Drucker (2011, S. 5) ausdrückt, „the format features of presentation into the production of meaning“.⁵

Zwei Dichotomien, die für die abendländische Geistesgeschichte typisch sind, werden damit unterlaufen: jene von Medium (Form) vs. Message (Inhalt) sowie jene von Subjekt (Mensch) vs. Objekt (Technik). Kurzum: Menschliche Subjekte bedienen sich nicht einfach nur technischer/medialer Objekte, um Inhalte zu senden oder zu empfangen. Das Medium ist nicht reiner Kanal, sondern interferiert mit dem, was es transportiert; Bedeutung verändert sich durch die Art und Weise ihrer technischen Vermittlung. Und ebenso sind Subjekte in ihrem Denken, Fühlen und Handeln untrennbar mit ihrer technischen, sozialen und diskursiven Umwelt verbunden (Slunecko 2008). Das Affordance-Konzept positioniert sich so in einem „middle ground between social constructivism and technological determinism“ (McVeigh-Schultz/Baym 2015, S. 1).⁶

Was bedeuten diese Überlegungen für eine Methode, die primär die Art und Weise analysieren möchte, an welchen Subjektivierungstechniken Apps anknüpfen bzw. auf welche sie aufsetzen und welche sie nahelegen? Ebenso wenig, wie ein Interface rein instrumenteller Gebrauchsgegenstand ist, ist ein(e) User*in nicht nur Nutzer*in, sondern ein „subject of interface“, das immer „in a codependent relation“ mit den Affordances eines Interfaces (ent)steht (Drucker 2011, S. 3). Damit verlieren User*innen ihr Monopol auf agency, welches sie gemäß der klassisch-dualistischen Nutzer*in-Technik-Auffassung besitzen würden. Vielmehr ist ihr Handeln um mediale Produkte bzw. Techniken erweitert, d.h. von nicht-menschlichen Akteuren (Mediatoren) mitgeprägt (vgl. Latour 2005). Zwischen User*in und Interface besteht ein Interaktionsverhältnis, was auch heißt: das Interface interagiert mit User*innen. Es handelt sich um eine wechselseitige Konstitution, indem Handlungsoptionen erlaubt, angeboten, nahegelegt und andere blockiert, verschlossen, verunmöglicht oder gar sanktioniert werden (vgl. ebd.). „Features are not passive objects through which human activities flow“ (Burgess/Baym 2020, S. 35), sondern sie besitzen durchaus „enactive power“ (Bucher 2013). Konkrete technische Funktionen wie z.B. die Häkchen-Funktion, die anzeigt, dass ein Chatpartner eine Nachricht gelesen hat (vgl. Schulz 2019), wirken als Mediatoren – in diesem Fall beeinflussen sie die soziale Interaktion. Aus User*innen-Sicht erscheinen solche Funktionen häufig als unveränderliche technische *Gegebenheiten*.

2.2 Walkthrough-Methode

Die bisherigen Überlegungen zur Natur eines App-Interfaces haben konkrete Implikationen für deren qualitative Untersuchung. Würden wir als Forscher*innen ein Interface als Ding betrachten und die App als Summe von Standbildern aus sicherer Distanz vor uns legen, dann könnte die User*innen-Interaktion mit ihrem spezifischen Rhythmus nicht in den Blick geraten. Demgegenüber möchten wir mit der von Light, Burgess und Duguay (2018) entwickelten ‚Walkthrough‘-Methode

das enaktive Momentum stark machen: „The walkthrough method is a way of engaging directly with an app’s interface to examine its technological mechanisms and embedded cultural references to understand how it guides users and shapes their experiences“ (Light et al. 2018, S. 882). Die Forschungshaltung pendelt dabei zwischen zwei Polen bzw. Zeitlichkeiten: Zum einen setzt man sich, wie in einer immersiven Feldstudie – durchaus im Sinne der Idee, dass „qualitative Forschung [...] Feldforschung“ ist (Przyborski/Wohlrab-Sahra 2014, S. 39) – selbst dem Untersuchungsgegenstand aus, lässt sich von ihm unmittelbar affizieren, erfährt bzw. erleidet ihn und dokumentiert diese Beobachtungen zeitnah in ‚Feldnotizen‘. Bei den Durchgängen durch die App wird aber auch Schritt für Schritt das jeweilige Interface mittels Screenshots festgehalten. Beides sind klassische Techniken der teilnehmenden Beobachtung (u.a. Spradley 2016). So ergibt sich ein Datenkorpus, der dann in einem davon abgesetzten Schritt, d.h. ohne unmittelbar in die App involviert zu sein, in jenem viel langsameren Tempo feinanalysiert werden kann, das etwa für die Diskurs- oder Bildanalyse (u.a. Keller 2001; Przyborski 2018) typisch ist: Light et al. (2018, S. 882) sprechen hier von einem „slowing down [of] the mundane actions and interactions that form part of normal app use in order to make them salient and therefore available for critical analysis“. Typischerweise ist das Vorgehen zirkulär, d.h. immersive und non-immersive Phasen wechseln einander ab bzw. stimulieren einander. Auf diese Weise zu forschen bedeutet immer auch einen Übersetzungsprozess des multimodalen Erlebens einer App in die lineare Text-(Bild)-Formation wissenschaftlicher Texte.

An das oben erörterte Mediator-Konzept anschließend lassen sich im Material häufig vier Arten von Mediatoren spezifizieren. Diese Typologie soll rein forschungspraktische Zwecke erfüllen, indem sie für Facetten sensibilisiert, die im trivialen Umgang mit einer App leicht in den Hintergrund geraten (vgl. Light et al. 2018, S. 892f.). Mit der *Interface*-Struktur sind Komposition und Platzierung von Buttons, Reglern, Menüleisten etc. gemeint. *Funktionen* bzw. *Features* sind Interaktionsmöglichkeiten im engeren Sinn, z.B. Auswahl- und Pflichtfelder oder Verbindungsmöglichkeiten zu anderen User*innen (Chat-Fenster, Like-Funktion, etc.). Die Ebene des *Viskurses* beinhaltet graphische Elemente von Icons über Symbole bis zu Animationen und Photographien. *Diskurs* schließlich bezieht sich hier auf jeglichen Text im Interface. Alle vier Mediatoren können explizite oder implizite Anrufungen an das Subjekt transportieren und „Selbstwahrnehmung und -deutung beförder[n]“ (Caborn Wengler et al. 2013, S. 12). Eine scharfe Abgrenzung der Mediatoren voneinander ist nicht immer möglich (z.B. überschneiden sich Diskurs und Viskurs in Text-Symbol-Einheiten, oder Diskurs und Interface-Struktur in der Formatierung von Textfeldern).

Die Schritte des Walkthrough folgen der Chronologie einer typischen App-Rezeption mit Einstieg, alltäglichem Gebrauch und Ausstieg. Die Art und Weise, wie neue User*innen in eine App eingeführt werden und welchen Anforderungen sie dabei ausgesetzt sind (Erstellung eines Accounts, Preisgabe persönlicher Daten, Vernetzung mit Social Media-Profil etc.), macht diese erste Phase, d.h. das Andocken an die App, besonders relevant (Light et al. 2018, S. 892). Häufig kommunizieren „Visions“ oder „Welcome Screens“ bereits (normative) Erwartungen zur Nutzungspraxis. Der darauffolgende alltägliche Gebrauch der App bedeutet einen teilnehmenden Prozess über mehrere Tage oder Wochen, in dessen Verlauf Feldnotizen in einem Forschungstagebuch organisiert werden können. Um auf Möglichkeiten der sozialen Interaktion, die eine App User*innen bietet, zugreifen zu können, ist es ggf. notwendig, weitere Profile zu erstellen⁷. Falls im Interface ein Menü vor-

handen ist, können die Schritte des Walkthrough daran strukturiert werden, um die Nachvollziehbarkeit der Analyse zu erleichtern (Light et al. 2018, S. 893). Die Beendigung der App-Nutzung ist wiederum eine ‚heiße‘ Phase, da hier oft die Interessen von Urheber*innen und User*innen am offenkundigsten auseinandergehen. Entsprechend ‚sträuben‘ sich die meisten Apps dagegen und versuchen auf verschiedensten Wegen, das Engagement der User*innen aufrechtzuerhalten (Light et al. 2018, S. 894; vgl. Schulz 2019).

Die enaktiv-ethnographische Grundgeste der Walkthrough-Methode besteht darin, „den sachkundigen und empfindsamen Organismus der Beobachter_in als zentrales Untersuchungswerkzeug einzusetzen“ (Wacquant 2014, S. 97). Die direkte Beteiligung als App-User*in bedeutet, „möglichst tief in den Fluss des Geschehens einzutauchen, anstatt ihn nur vom Ufer aus zu beobachten“ (ebd., S. 98) und dabei eigene Affizierungen und Irritationen als unhintergehbaren Teil des Erkenntnisprozesses zu verstehen – eine epistemologische Haltung, die wir für kulturpsychologische Forschung grundsätzlich proklamieren und aus der sich eine besondere Notwendigkeit der Reflexion des eigenen Beobachter*innenstandpunkts ergibt (Slunecko 2020).

2.3 Kontext einer App



Abb. 1: Kontext-Material der vorliegenden Untersuchung

Eine App besteht aus mehr als nur dem Interface, auf das sich die bisher diskutierten Schritte des Walkthrough beziehen. Die Kapazität einer gegenstandsangemessenen Methode darf sich entsprechend nicht darin erschöpfen, das sichtbare Interface auf einer detaillierten Ebene zu analysieren – mit Nicolini (2009): Zooming In –, sondern muss den jeweiligen Kontext einer App mit weiterer Skalierung erfassen können (Zooming Out). Bereiche, die im vorliegenden Projekt zur Resilienz-App SuperBetter untersucht wurden, sind in Abb. 1 dargestellt.

Was den relevanten Kontext einer App ausmacht, muss je nach Gegenstand und Forschungsfrage entschieden werden. Das Interface einer App schwebt nicht im

luftleeren Raum, sondern ist in ein komplexes technologisches und wirtschaftliches Ökosystem eingebettet, welches Entstehung, Nutzung und Weiterentwicklung beeinflusst, wie Burgess und Baym (2020) jüngst eindrucksvoll für Twitter demonstriert haben. Ob z.B. das Geschäftsmodell auf Spenden, einmaligen Käufen, einem zeitlich begrenzten Abonnement oder Werbung basiert, beeinflusst Entwicklung und User*innen-Verhältnis gravierend. Nicht alle diese Aspekte können allein durch die Auseinandersetzung mit dem Interface rekonstruiert werden. Stattdessen wird ein systematischer Blick ‚hinter die Kulissen‘ erforderlich, wie es z.B. durch Recherche auf Online-Datenbanken möglich ist⁸.

2.4 Limitationen des Zugangs

Die vorgestellte Forschungsperspektive fokussiert nicht auf die Praxis der Akteur*innen bzw. User*innen, sondern auf das digitale Gestell⁹ selbst, d.h. auf die impliziten wie expliziten Affordances und Anrufungen, welche die App ihren User*innen anbietet bzw. zumutet oder anders ausgedrückt: die Bedeutungsstruktur oder mit Mannheim (1980) die „Weltanschauung“, die in der „Kulturobjektivation“ App manifestiert ist. Inwiefern solche Affordances und Anrufungen durch die Subjekte affirmiert, modifiziert oder negiert werden, kann dieser Zugang nicht beantworten – subjektivierungstheoretisch gesprochen: „Die Vermessung gouvernementaler Kraftfelder erlaubt keine Aussagen darüber, wie die Menschen sich tatsächlich in ihnen bewegen“ (Bröckling/Krasmann 2010, S. 28). Das Erkenntnisinteresse zielt damit auf jene Sinngehalte, die durch die Produzent*innen resp. Entwickler*innen in Interaktion mit bestehenden, ebenfalls sinnstrukturierten Technologien, eingeschrieben sind (Przyborski 2018, S. 130; Bohnsack/Geimer 2015).

Diese Kraftfelder sind, wie wir in Anlehnung an den oben erörterten Interface-Begriff weiter argumentieren möchten, in Apps jedoch auf eine andere Weise wirkmächtig als z.B. in Textdokumenten – und zwar aufgrund deren interaktiver Natur. Denn Apps zeichnen sich dadurch aus, dass sie nicht passiv rezipiert werden können, da ohne Interaktion nichts passieren würde. Für uns Forschende bedeutet das: Wir wissen zwar nicht, was User*innen mit der App machen, doch wenn sie sich nicht an gewisse Affordances der Produzent*innen halten, können sie gar nichts damit tun. Weil eine App also nur im Gebrauch begreifbar ist, machen Produzent*innen User*innen damit gewissermaßen ein Angebot, das letztere nicht ablehnen können – oder nur um den Preis der Teilhabe¹⁰.

Die Relevanz der Erkenntnisse eines konkreten Walkthroughs steht und fällt damit, inwiefern aufgezeigt werden kann, dass die Subjektivierungsweisen einer App in wechselseitiger Verbindung zu übergreifenden gesellschaftlichen Dispositionen stehen (d.h. auf diese reagiert, sie umlenkt, verstärkt usw.) – mit anderen Worten: inwiefern beim Zooming In und -Out ein kohärentes Bild (in unterschiedlichen Auflösungsgraden) erkennbar bleibt.

2.5 Leitfragen

Für eine fokussierte Auseinandersetzung ist es sinnvoll, während des Walkthroughs Leitfragen zu formulieren und immer wieder zu spezifizieren, welche an

das empirische Material herangetragen werden. Im hier vorgestellten Projekt richtete sich das Forschungsinteresse auf folgende Fragen:

- Wie wird Resilienz innerhalb der App SuperBetter und in deren unmittelbarem Kontext diskursiv eingebettet, wie materiell – in diesem Fall digital – vermittelt?
- Wie werden User*innen adressiert? Was für ein Verhältnis wird zwischen ihnen und anderen User*innen evoziert?
- In welche Ziel- und Zweckordnungen werden User*innen bei der Nutzung der App eingespannt? Was bedeutet Erfolg in der App und wie wird er erfasst?

Da der Umfang dieses Artikels weder einen vollständigen Walkthrough durch das gesamte Interface wiedergeben kann, noch eine umfassende Kontextualisierung der App erlaubt, wird die Methode in der Folge anhand einiger markanter Stellen exemplifiziert.

3 Empirische Analyse der Resilienz-App SuperBetter

3.1 Einstieg

Sucht man im Apple-App-Store nach dem Begriff ‚resilience‘, erscheint SuperBetter an oberster Stelle¹¹. Die App kann kostenlos auf iPhones heruntergeladen werden¹². Im Beschreibungstext heißt es:

„Join nearly a million people who have played SuperBetter so far to build resilience, achieve goals, and tackle challenges including anxiety, depression, stress, chronic pain, concussion recovery and more. We make the Original SuperBetter available for free to anyone around the world.“¹³

Nach dem Download erscheint das Icon der App auf dem Home-Screen meines Geräts. Tippe ich¹⁴ es erstmalig an, öffnet sich folgendes Interface (Abb. 2): Augenfällig ist das zentrale Logo SuperBetter, die Buchstaben SB, welche aus der Mitte heraus in grellen Regenbogenfarben strahlen. Das obere Textfeld ‚begrüßt‘ mich als neuen User in der App. Unterhalb des Logos steht, fett hervorgehoben, eine Textzeile mit dem Mantra „SuperBetter is Strength“; darunter wird „personal resilience“ definiert. Ganz unten befindet sich ein violettes Feld, das durch seine farbliche Hervorhebung mit dezenter Schattierung und weißem Rand, v.a. aber die Inschrift „I WANT TO PLAY!“ als Button erkennbar ist. Der sprachliche Inhalt des Buttons rahmt die Nutzung der App als ein Spiel und gibt damit einen ersten Hinweis auf Mechanismen der Gamification, welche SuperBetter durchziehen und im Lauf der Analyse immer wieder aufscheinen werden.

Tippe ich nun also den violetten Button an, muss ich mich anmelden bzw. neu registrieren. Eine Möglichkeit, ohne Anmeldung auf Inhalte der App zuzugreifen, besteht nicht. Der dritte und letzte Einführungsschritt besteht in einem Interface, das mit „CHOOSE YOUR CHALLENGE“ betitelt ist (Abb. 3).

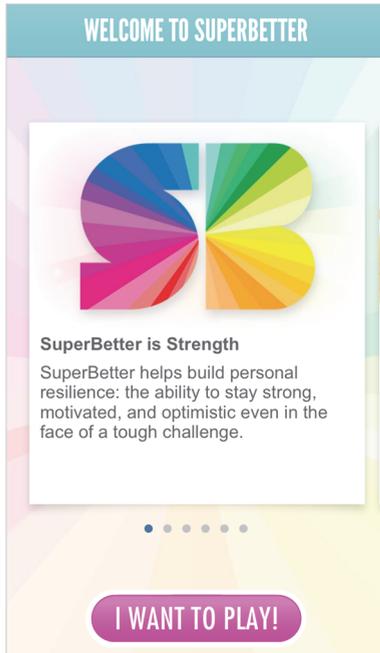


Abb. 2: Welcome-Screen

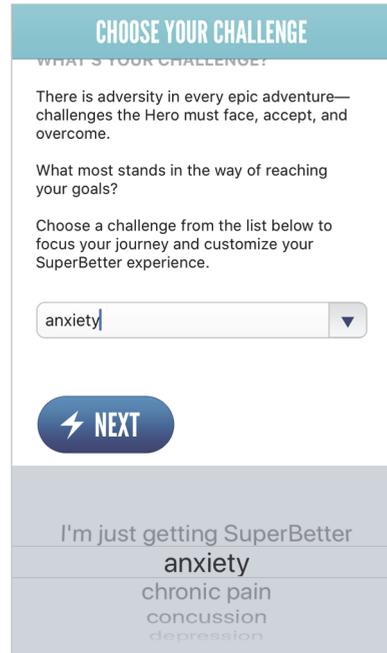


Abb. 3: Choose Your Challenge

Der Text darin spielt auf das Motiv eines epischen Abenteurers an, in welchem sich „the Hero“ verschiedene Herausforderungen stellen müsse. Damit wird eine prominente Anrede-Figur innerhalb SuperBettters vorweggenommen, nämlich die des *Hero You*¹⁵. Die vorgeschlagene Interaktionsmöglichkeit besteht in der Auswahl aus einer vorgegebenen Liste (die Optionen lauten: I'm just getting SuperBetter, anxiety, chronic pain, concussion, depression, eating healthier, losing weight, lowering stress, more energy, physical injury, sleeping better, transition, will power!, working out, other¹⁶).

Obgleich sich diese bemerkenswerte Auflistung noch weiter untersuchen ließe, ist für das Anliegen dieses Artikels die Tatsache entscheidend, dass ich als User*in eine Wahl treffen muss, um überhaupt weiter zu kommen und SuperBetter ‚spielen‘ zu können. Die Aussage, die der App durch einen solchen ‚gatekeeper‘ eingeschrieben ist, lässt sich folgend explizieren: Herein darf nur, wer bereit ist, eine Challenge auf sich zu nehmen. Worin diese im Konkreten besteht, wird offengelassen – was zählt, ist der Modus der Challenge.

3.2 Alltägliche Nutzung: Aufbau und Funktionen

Habe ich ein User*innen-Profil erstellt und alle einführenden Schritte durchlaufen, gelange ich zu dem Interface der App, wie es sich während der alltäglichen Nutzung präsentiert. Standardmäßig als erste erscheint die Ansicht „TO DO TODAY“ (Abb. 4). Diese ist gleichzeitig Mittelpunkt der Menü-Leiste am unteren Bildschirmrand, wo die einzelnen Menüpunkte jeweils durch Symbol und Text repräsentiert sind. „To-do“ sticht aus dieser Reihe durch das bunte SB-Logo, die überdurchschnittliche

Größe und die halbrunde Form hervor. Es wird deutlich, dass diesem eine zentrale Position innerhalb der App zufällt.

Der „To-do“-Bereich gliedert sich vertikal in drei Unterbereiche, die sich beim Scrollen nach unten automatisch ausklappen: „ACTIVATE 3 POWER-UPS“, „BATTLE 1 BAD GUY“ und „DO 3 QUESTS“. Hierbei handelt es sich um drei wesentliche Features von SuperBetter, welche den alltäglichen Gebrauch lenken. Zugleich spiegelt diese dreigliedrige Struktur die Analogie SuperBettlers zu Videospieleleuten wider (die ‚Erfinderin‘ Jane McGonigal ist ausgebildete Game-Designerin): Als Spieler*in bewege ich mich auf ein Ziel (Quest) zu, bekämpfe dabei Bösewichte (Bad Guys) und nutze diverse Energiequellen als Antrieb (Power Ups). In der Folge werden die einzelnen Features vorgestellt.

Power-Ups sind in SuperBetter definiert als „quick, easy, and positive actions that make you feel better“.¹⁷ Die bei der erstmaligen Benützung angezeigten Power-Ups fordern zu folgenden Aktionen auf: Ein Glas Wasser in einem Zug zu trinken, einmal um den Block zu gehen, mich selbst zu umarmen, etwas zu essen, auf das ich Hunger habe, und in meinem Alltag einen „positiven Kontakt mit einer anderen Person zu kreieren“.

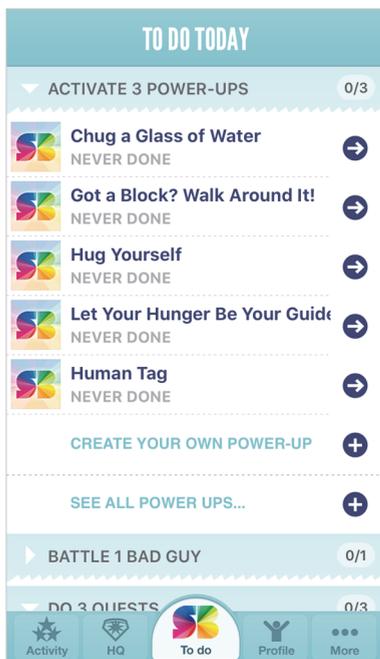


Abb. 4: To-do Today



Abb. 5: +2 Resilience

Wenn ich ein Power-Up als erledigt markiere, passiert Folgendes (Abb. 5, hier für das Power-Up „Hug Yourself“): Akustisch von einer kurzen Abfolge harmonisch steigender Töne begleitet, verwandelt sich der gesamte Bildschirm in ein Feld schimmernder Lichtstrahlen in den Farben des Regenbogens (bzw. des SuperBettler-Logos), welche von der weißlich-hellen Bildmitte ausgehend sternförmig strahlen und sich dabei leicht hin- und herbewegen. In der Bildmitte, wo sich die Quelle des blendenden Lichts befinden müsste, erscheint ein Text, laut dem ich gerade das

Level 2 verdient (‘earned’) hätte. Links daneben ist ein orangefenes Emblem zu sehen, das an ein militärisches Rangabzeichen mit einem Stern erinnert. Es handelt sich hierbei, wie ich im Menüpunkt HQ nachlesen kann, um eins von zahlreichen definierten „Achievements“, die mir SuperBetter als zu erringen vorgibt. Die vorgegebenen Ziele beziehen sich auf eine möglichst häufige, zeitnahe und vielseitige Nutzung der App (hier z.B.: „Use 6 different Power-Ups“). Symbolisiert werden „Achievements“ durch unterschiedlich gestaltete Abzeichen bzw. Badges (vgl. Reichert 2018).

Am unteren Bildrand sind die Logos zweier Social Media-Konzerne sichtbar. Nicht nur in deren visueller Präsenz, sondern auch durch den expliziten Text „Post this to Facebook“ bzw. „Tweet this“ wird die Aufforderung spürbar, den erzielten Erfolg auf den entsprechenden Plattformen zu teilen. Möchte ich das nicht tun, verrät ein unscheinbarer grauer Text am oberen Bildschirmrand, wie ich wieder in das „To-do“-Interface gelangen kann. Die subtile Anleitung meines Verhaltens, welche diesem Design eingeschrieben ist, weist klar in Richtung des Teilens, Vernetzens und Vergleichens dieses virtuellen Zeugnisses meines Erfolgs.

Oberhalb der Bildmitte befinden sich der Text „+2 Resilience“ sowie vier Kreise, von denen zwei jeweils mit einer Farbe und einem Symbol gefüllt, zwei jedoch grau geblieben sind. In diesem Fall habe ich das Power-Up ‚Human Tag‘ aktiviert und dafür je einen Punkt in meiner „Emotional-“ (Herz) und „Social Resilience“ (zwei einander umschlingende Hände) gewonnen.

Daneben gibt es in SuperBetter noch Scores in „Physical-“ und „Mental Resilience“. Nicht in der App selbst, aber in der zugehörigen Desktop-Version kann ich nach dem Log-in visuell aufbereitete Graphiken zu meinen jeweiligen Punkteständen einsehen und den Verlauf meiner Resilienz über die Zeit hinweg in einem Balkendiagramm verfolgen (Abb. 6). Auch wenn in diesem Beitrag eine ausführliche Untersuchung der Desktop-Version ausgespart werden muss, lohnt sich ein kurzer Blick auf diese Funktionen. Neben der Resilienz-Score-Visualisierung gibt es im gleichen Bereich der Desktop-Version noch zwei zusätzliche Features: den *SuperBetter-Tracker* und den *Wellbeing-Tracker*. Dabei handelt es sich um zwei täglich bzw. wöchentlich auszufüllende Fragebögen zum aktuellen Befinden¹⁸, deren Resultate ebenfalls in Form eines Diagramms dargestellt werden (Abb. 7).

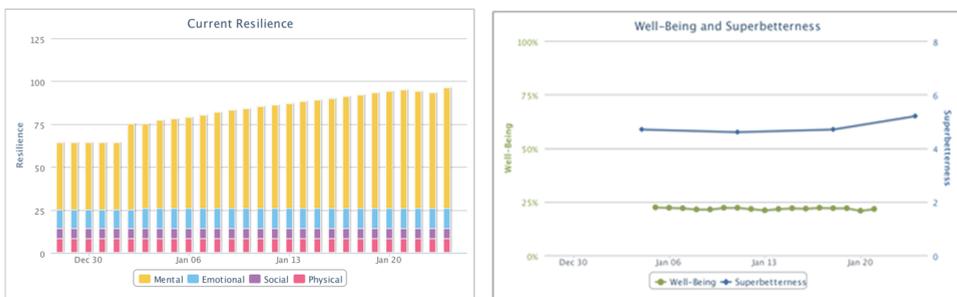


Abb. 6/7: Current Resilience, Well-Being and Superbetterness (Screenshots der Desktop-Version)

Einerseits wird schon der tägliche Log-in durch einen Punkt in mentaler Resilienz belohnt und die regelmäßige Nutzung der App damit zum Selbstzweck. Andererseits sind befriedigende Tätigkeiten meines Alltags, wenn ich sie als ‚Power Up‘ von der To-Do-Liste abhake, nicht mehr bloß Selbstzweck, sondern (auch) Punkteliefe-

ranten, die zur Steigung meines Graphen beitragen. Umgekehrt schlägt sich ein Tag ohne SuperBetter sofort in einem Knick der Kurve nieder.

Bad Guys sind quasi das Gegenteil der Power-Ups. Unter Titeln wie „The Sticky Chair“, „The Self-Critic“ oder „Liquid Calories“ werden „habits and mindsets“ beschrieben, die unproduktiv, unglücklich oder dick machen würden. Unter der Annahme, dass ich diese als User*in an den Tag legen würde, sieht SuperBetter vor, solche ‚inneren Schweinehunde‘ zu bekämpfen: „If you want to get SuperBetter, you can't hide from the bad guys. You have to identify and battle them instead!“. Neben den von Beginn an vorhandenen Inhalten habe ich auch an dieser Stelle wieder die Möglichkeit, meine ganz persönlichen Bad Guys qua Texteingabe zu erstellen.

Quests, dritter und letzter Bestandteil der To-do-Liste, sind kleine Aufgaben, die mich einem größeren Ziel – worin auch immer das bestehen mag – näher bringen: „activities that make you stronger and bring you closer to your Epic Win“, wie es in den ‚Science Cards‘, einem Bereich innerhalb der App, der ganz der wissenschaftlichen Legitimation der Features gewidmet ist, erklärt wird. Dort heißt es weiter: „Remember: For the process to work, you have to **want** to do everything on your list [fett i.O.]“. User*innen ‚müssen‘ wollen, sonst funktioniert die Bewältigung der individuellen Challenge und der Fortschritt zum resilienteren Selbst nicht. Sie sollen, so erläutert ein Post im SuperBetter-Blog (13.06.2012), *intrinsisch*, d.h. aus sich selbst heraus, motiviert sein.

Andererseits scheint SuperBetter der intrinsischen Motivation seiner User*innen nicht so recht zu trauen, etabliert es doch gerade diverse Belohnungssysteme (Punkte, Badges, visuelles und akustisches Feedback, s. Abb. 5) und bietet an, mich mit regelmäßigen ‚Remindern‘ an ausstehende To-do's zu erinnern. Bei dem Versuch, einen Quest auszusetzen, wird dieses zweite Gesicht der App als strenge „Gouvernante“ (Schulz 2019, S. 148) besonders salient. Die folgende Passage verdeutlicht darüber hinaus unsere in Abschnitt 2.1 ausgeführte Argumentation, die der Interface-Struktur eine wesentliche, ja sogar konstitutive Rolle bei der Erzeugung von Sinn und Bedeutung zwischen App und User*in zugesteht.

Im Gegensatz zu Power-Ups und Bad Guys werden Quests nicht gleichzeitig, sondern sequenziell in der To-do-Liste angezeigt. An dem als erstes erscheinenden Quest – „HERO, START HERE!“ – interessiert hier nun weniger der Inhalt (da es sich nur um eine nochmalige Einführung in die bereits bekannten Features handelt), sondern primär die Form. Scrolle ich den Text des Quests ganz nach unten, sticht als erstes der blaue Button „I DID THIS“ mit stilisiertem Blitz ins Auge (Abb. 8). Darunter befinden sich jedoch noch die grauen Textfelder „DO IT LATER“ und „SKIP IT“. Ohne die Button-Umrahmung wird erst auf den zweiten Blick erkennbar, dass es sich hier ebenfalls um Interaktionsmöglichkeiten handelt. Tippe ich „DO IT LATER“ an, werde ich zurück zur To-Do Liste geleitet, wo dieser Quest weiterhin angeschrieben steht. Bei „SKIP IT“ verändert sich jedoch die gesamte Struktur des Interfaces: Wie in Abb. 9 ersichtlich, öffnet sich hier ein ganz neues Fenster, das nicht im App-eigenen Design, sondern dem allgemeinen Design des iOS Betriebssystems gehalten ist. Der übrige Bildschirm wird zum grau getönten Hintergrund, mit dem ich nicht mehr interagieren kann. In der Terminologie der *Human Interface Guidelines*, welche Apple für externe App-Entwickler*innen veröffentlicht, handelt es sich bei dieser Art Fenster um einen *Alert*. Solche Warnsignale „disrupt the user experience and should only be used in important situations“¹⁹, etwa wenn der Akkustand des Geräts niedrig ist. Die Information und Wahlmöglichkeit, einen Quest auszusetzen, erscheint also auf einer Art Metaebene jenseits des bunten App-Designs, die viel ernster wirkt. Aus der Alert-Ansicht

komme ich nur heraus, wenn ich eine der beiden dargebotenen Optionen wähle, wobei „Cancel“ durch fetteren Schriftschnitt betont wird. Tippe ich darauf, komme ich wieder zurück und kann mir quasi ein zweites Mal überlegen, ob ich diesen Quest nicht doch annehmen möchte. Entscheide ich mich hingegen für „OK“ – womit hier gemeint ist, den Quest zu überspringen – erscheint nachfolgend ein neuer Quest in meiner To-do-Liste. Ohne Einbezug formaler Eigenschaften des Interfaces wäre die Brisanz dieser Passage leicht zu übersehen. Wenn SuperBetter an dieser (und nur an dieser) Stelle aus seinem üblichen Design herausfällt und stattdessen auf den ‚Alert‘ Apples setzt, werden die latenten Bahnen spürbar, in die SuperBetter seine User*innen lenkt und leitet.

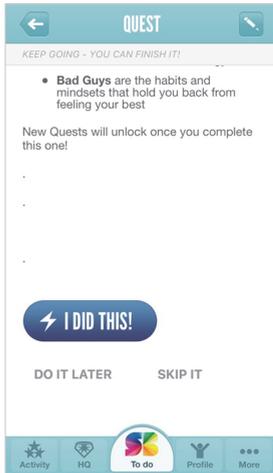


Abb. 8: Quest

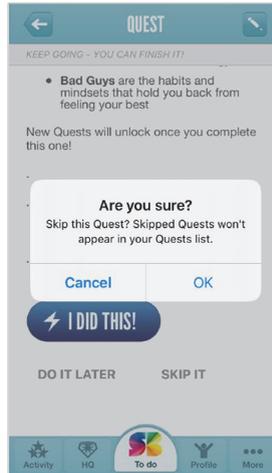


Abb. 9: Are you sure?



Abb. 10: Activity

Zuletzt sollen noch der Menüpunkt Activity sowie die Ally-Funktion von SuperBetter beleuchtet werden. Beide hängen eng miteinander zusammen und werden im Übergang zur Unternehmensversion SuperBetter At Work besonders relevant (s. unten.)

Unter *Activity* findet sich eine Mischung aus Pinnwand, personalisiertem Newsfeed und Aktivitätsprotokoll (Abb. 10). Dieser Bereich wird in den FAQ, im Gegensatz zu den übrigen Features der App, nicht explizit erläutert, was damit erklärbar wäre, dass diese Medien-Form aus den ubiquitären Social Media-Plattformen als bekannt vorausgesetzt wird. In den Activity-Feed eingespeist wird alles, was ich als User*in selbst in der App tue, aber auch, was alle meine Allies tun.

Allies können Freunde oder Verwandte aus dem ‚real-life‘, oder auch Online-Bekanntschaften sein, welche z.B. über die *SuperBetter Official Community Group* auf Facebook geknüpft werden können. Jedenfalls müssen sie ebenfalls ein SuperBetter-Profil besitzen bzw. erstellen und eine Anfrage (über die App, E-Mail oder Facebook) annehmen, damit eine Ally-Verbindung geknüpft ist. Sie kann von beiden Seiten aus jederzeit gelöscht werden. Die Bedeutung von Ally-Verbindungen wird dadurch unterstrichen, dass SuperBetter eigene Ally-Skills erfasst, die Interaktionen in einem Punktesystem erfassen und belohnen. Die Punkte erhalte ich z.B. dafür, einen Ally zu loben, ihr*ihm einen Quest vorzuschlagen oder eine ihrer*seiner Aktionen im Activity-Feed zu liken.

Um diese Funktionen untersuchen zu können, wurde auf einem zweiten Gerät ein weiteres Profil erstellt. Abb. 10 zeigt den Activity-Feed aus Sicht des Profils ‚Foucault‘ (das Ally-Profil heißt ‚Deleuze‘). Der Activity-Feed lässt sich direkt gestalten, indem unter dem Eingabefeld „What’s up?“ Text gepostet wird. Gleichzeitig werden automatisch Aktivitäten wie absolvierte (bzw. gescheiterte) Power-Ups, Quests oder Bad Guys – sowohl von der/dem entsprechenden User*in selbst als auch von deren/dessen Allies – getrackt. Es resultiert ein allseitig einsehbarer Aktivitätsmonitor, ohne dass diese Funktion in den Settings der App deaktiviert werden könnte. Gepostete Inhalte, Likes und Kommentare lassen sich, im Gegensatz zu anderen Social Media-Plattformen, nicht nachträglich löschen. In diesem starren technischen Korsett wird die Abhängigkeit der User*innen von der vorprogrammierten Struktur der App deutlich.

3.3 Ausstieg

Der letzte Teil dieses gerafften Walkthroughs befasst sich mit dem Ausstieg aus SuperBetter. Würde ich die App schlicht auf meinem Endgerät löschen, bliebe das eigene Profil vollkommen erhalten; ich bräuchte die App nur wieder herunterladen oder mich auf einem anderen Gerät einloggen, um fortfahren zu können. Den Account nachhaltig zu löschen, erweist sich als deutlich komplizierteres Unterfangen, denn dies ist nur über die Desktop-Version von SuperBetter möglich. Der Ausstieg erscheint bereits dadurch technisch erschwert, während zur Anmeldung und Nutzung von SuperBetter die App allein reicht. Im Desktop-Interface muss ich mich wiederum durch Warnhinweise klicken und mehrfach versichern, dass ich mir sicher bin, meinen Account löschen zu wollen, auch wenn danach kein Zurück möglich ist. Die letzte Warnung lautet: „Just so we’re extra super clear: you seriously can’t undo this“.

3.4 Kontext

Die Gründerin Jane McGonigal präsentierte SuperBetter im Jahr 2012 in einem millionenfach angeklickten TED-Talk mit dem Titel „The game that can add 10 years to your life“²⁰. Ihre damalige Ausgangslage, so der ‚Gründungsmythos‘ der App, wie ihn McGonigal u.a. in ihrem Buch *SuperBetter: The power of living gamely* (2016) erzählt, war folgende: Nach einer Kopfverletzung litt McGonigal an einer chronischen Gehirnerschütterung mit gravierenden Folgen – „Unable to think clearly or work or even get out of bed, she became anxious and depressed, even suicidal. But rather than let herself sink further, she decided to get better by doing what she does best: she turned her recovery process into a resilience-building game.“²¹ Im Zuge ihrer Verletzung wurde auch der Name des Spiels geboren: „Everyone had told me to ‚get better soon‘ while I was recovering from the concussion, but I didn’t want just to get better, as in back to normal. I wanted to get superbetter: happier and healthier than I’d been before the injury“ (McGonigal 2016, S. 4).

Dabei bezieht sich McGonigal auf das Konzept des ‚posttraumatischen Wachstums‘, das v.a. von der Positiven Psychologie (z.B. Peterson et al. 2008) stark gemacht wird: „traumatic events don’t always lead to long-term difficulty. Instead,

some individuals find that struggling with highly challenging life circumstances helps them unleash their best qualities and eventually lead happier lives“ (McGonigal 2016, S. 5). Eine Krise erscheint somit als Ausgangslage der positiven Selbsttransformation zumindest notwendig, wenn nicht geradezu erwünscht. Denn „There is adversity in every epic adventure“, wie es beim Einstieg in die App heißt (s. oben: Abb. 3). Am effektivsten lässt sich SuperBetter bei einer bestehenden ‚Challenge‘ wie Depressionen oder körperliche Erkrankungen ‚spielen‘. Auch in den ‚Science Cards‘ der App wird posttraumatisches Wachstum zum Ziel erklärt: „By learning to focus on your own heroic qualities [...] you can experience what researchers call post-traumatic growth“.

Auch wenn hier kein Quellenverweis stattfindet, handelt es sich bei diesen „researchers“ wohl u.a. um die ‚SuperBetter Scientists‘, die an der Entwicklung der App beteiligt waren (SuperBetter Blog, 25.02.2012). Unter ihnen befindet sich mit der Positiven Psychologin Ann Marie Roepke eine Schülerin Martin Seligmans. Unter Roepkes Federführung wurde ein Randomised-Controlled Trial zur Wirksamkeit SuperBetter gegen depressive Symptome publiziert (Roepke et al. 2015). Trotz des Labels einer „science-based mental health/wellbeing solution“²² gelang es dem Unternehmen SuperBetter, LLC offenbar nicht, mit der kostenlosen App wirtschaftlich erfolgreich zu sein. Der Versuch, 2015 eine kostenpflichtige ‚Pro 2.0 Version‘ über eine Fundraising-Plattform zu finanzieren, scheiterte an unzureichenden Investitionen²³. Ende 2017 präsentierte SuperBetter, LLC in Kooperation mit einer Firma für ‚employee wellbeing solutions‘ das kostenpflichtige Programm *SuperBetter At Work*²⁴. Doch bevor dieses in die Analyse einbezogen wird, sollen die bisherigen Signaturen im Material zusammengetragen und interpretiert werden.

4 Analyse der Bedeutungsstruktur: Urgence und Makrodispositiv

Wir wollen hier mit Schaupp das Mikrodispositiv SuperBetter und anschließend auch seine Weiterentwicklung SuperBetter At Work als Teil des „Versuch[s] einer Lösung für ein existierendes gesellschaftliches Problem“ (urgence) (Schaupp 2019, S. 233) verstehen. Es kann jedoch „den Notstand, zu dessen Überwindung es geschaffen wurde, nicht einfach im Sinne einer mechanischen Reparatur beseitigen“ (ebd.). Stattdessen erzeugt es „negative“, „nicht gewollte oder sogar positive Effekte [...] und dadurch weitere Notstände“ (Foucault 1978, S. 233). Der Fokus der Untersuchung wird hier nun breiter, die analytische Linse ‚zoomt‘ gleichermaßen heraus und fragt schließlich nach dem Makrodispositiv: In welchen Welt- und Selbstverhältnissen stehen Subjekte, die ihre Resilienz mittels SuperBetter zu steigern versuchen? Der erste Teil (4.1) dieser Analyse untersucht die App dabei als Selbst-Technologie in einem grundlegend Foucaultschen, in diesem Fall aber auch wörtlich zu verstehenden Sinn. Der zweite Abschnitt (4.2) geht der Frage nach, auf welche Krise(n) SuperBetter antwortet und wie diese Antworten aussehen. Um der jüngsten Entwicklung des Materials – der 2017 erstmals präsentierten Unternehmensversion SuperBetter At Work – gerecht zu werden, deren Erscheinen auch unsere Interpretation SuperBetter selbst rückwirkend beeinflusst, wird diese knapp

eingeführt (4.3). Damit verschiebt sich der Fokus eher auf arbeitsweltliche Fragen, die wir im letzten Teil der Analyse (4.4) diskutieren.

4.1 SuperBetter als Selbst-Technologie

SuperBetter bildet psychisches Befinden sowie diverse Verhaltensweisen, die dieses beeinflussen, in einem digitalen Raum ab und verhandelt diese dort nach einer spezifischen Eigenlogik. Als prägenden Teil dieser Logik lassen sich Prinzipien der *Gamification* identifizieren. Ausgehend von einer allgemeinen Definition der *Gamification* als „use of game design elements in non-game contexts“ (Deterding et al. 2011, S. 9) erschafft SuperBetter durch seine Adressierung psychischen Innenlebens in Verbindung mit seinen Belohnungsmechanismen, Punktesystemen, Levels und Achievements ein halb virtuelles, halb reales Game. Das ‚Game‘ der *Gamification* hat jedoch kaum etwas mit spontanem, situativem Spiel (engl.: play) gemein, sondern ist als klar zweck- und zielorientierter Wettbewerb definiert.

Eine krisenhafte Ausgangslage, z.B. in Form individueller Depression, wird zur Challenge umgedeutet, die User*innen eigenverantwortlich gewinnen (oder verlieren) können. Die App gibt unmittelbares positives bzw. negatives Feedback auf das Erreichen bzw. Scheitern an einem To-do. Virtuelle Abzeichen liefern den motivationalen Treibstoff, während personalisierte Statistiken und Diagramme jegliche Fort- bzw. Rückschritte aufzeichnen. Funktionen wie der Activity-Feed setzen das Vorankommen in der App (und den in ihr erfassten Lebensbereichen) der Sichtbarkeit durch Andere (Allies) aus. Diese Allies sollen unterstützen, aber auch fordern, z.B. indem sie weitere To-do's vorschlagen.

Die Tatsache, dass sich die Subjekte von SuperBetter eines digitalen Devices bedienen, um ihr Verhalten und Erleben zu ‚tracken‘ und zu steuern, ist dabei alles andere als trivial. Denn so werden alltägliche Aktivitäten (z.B. ein Glas Wasser zu trinken) in messbare Resilienzpunkte übersetzt. *Gamification* und Quantifizierungspraktiken sind konstitutionell ineinander verschlungen: „What is important about digitized gamification is how good it is at getting us to quantify ourselves, enrolling automatic data collection and feedback practices into an intimate care of the self“ (Whitson 2013, S. 168). Dabei erhalten User*innen „Informationen über sich selbst, die ihnen ohne technische Hilfsmittel nicht zugänglich wären“ (Schaupp 2016, S. 83). Durch die tägliche Nutzung der App und ihr permanentes Feedback über aktuelle Resilienz-Scores erscheint „die Black Box Leben“ als ein „machbares Spiel“ (Nosthoff/Maschewski 2019, S. 25) – vielleicht liegt gerade in diesem Phantasma der Schlüssel zur Anziehungskraft SuperBetter.

Auch wenn User*innen von SuperBetter primär als Individuen adressiert werden, kennt die App eine spezifische Form des Sozialen, deren Bedeutung unseres Erachtens nicht unterschätzt werden darf. Die verlinkten sozialen Netzwerke, v.a. aber die Ally-Dyaden, fungieren als „Unterstützungs- und Konkurrenzgemeinschaften, in denen sich die Einzelnen wechselseitig beobachten und aufeinander Einfluss nehmen (können)“ (Duttweiler 2016, S. 228). SuperBetter scheint die motivationale Energie, welche der (antizipierte) Blick eines Gegenübers dem Selbstoptimierungsprojekt des Einzelnen zuführen kann, erkannt zu haben. Denn die „wechselseitige Sichtbarkeit forciert eine Dynamik permanenter Selbst- und Fremdüberwindung“ (Nosthoff/Maschewski 2019, S. 41). Ich sehe meine Allies und meines Allies sehen mich: So wird „ganz spielerisch klar, dass man [...] immer bei-

des ist: Freund und Gegner, Exhibitionist und Spitzel, Subjekt und Objekt auf der Richterskala“ (ebd.).

Wie auch in anderen Self-Tracking Programmen üblich, ist „die Interpretation und Verwendung [...] der ‚getrackten‘] Daten unverkennbar mit den Zielen der ‚Verbesserung‘ verbunden“ (Mämecke 2016, S. 110). So zeigt SuperBetter den aktuellen Resilienz-Score immer im Vergleich zum zeitübergreifenden Höchstwert der Userin*des Users. Die Psyche erscheint in einem Modus der kybernetisch optimierten Anpassung zwischen Ist- und Soll-Zustand.

In der bis hierhin dargestellten Neuartigkeit der digital-medialen Vermittlung können Programme wie SuperBetter mit Schaupp (2016, S. 72) „durchaus wörtlich“ als „Selbst-Technologien“ begriffen werden – in Abgrenzung zu „älteren diskursiven Technologien des Selbst, wie sie zum Beispiel in Ratgeber-Büchern präsentiert werden“ (ebd.). Selbstvermessung und Feedbackschleifen in Richtung der Optimierung des messenden bzw. gemessenen Subjekts begreifen wir mit Schaupp (2019) als gegenwärtig virulente „digitale Selbstevaluation“, wobei SuperBetter seine besondere Brisanz daraus gewinnt, dass es im Gegensatz zu anderen Self-Tracking-Programmen nicht (nur) auf körperliche (Schrittzahl, Kalorien etc.), sondern insbesondere auf psychische Parameter abzielt.

4.2 Resilient durch Krisen

Weiters sehen wir eine inhaltliche Spezifik der von SuperBetter vermittelten Resilienz gegenüber anderen Selbstoptimierungsprogrammen. Diese betrifft gesellschaftliche Fragen der Wahrnehmung, Bewertung und Bearbeitung von *Krisen*, wie wir in der Folge explizieren wollen. Resilienz geht per Definition von Krisen (d.h. unvorhersehbar einbrechenden Ereignissen) aus – in einem Blog-Post von SuperBetter heißt es: „when the future looks dark and unknown, [...] we return to the basics of Resilience“ (09.11.2012). Problematisch erscheint uns jedoch, wie im Namen der Resilienz auf diese Ausgangsfeststellung reagiert wird; mit Graefe (2019, S. 186) gesprochen: Resilienz liefert „die falsche Antwort auf die richtige Frage“. Dies in zweierlei Hinsicht: Einerseits wird im individualistischen Weltbild des Resilienz-Diskurses die Umwelt zwar als dauerhafte Quelle potentieller Widrigkeiten aufgefasst, dieselbe jedoch nicht als adäquater Ort zu deren Bearbeitung thematisiert – ganz nach einem populären Leitsatz der Positiven Psychologie: „Change your actions, not your circumstances“ (Sheldon/Lyubomirsky 2006, S. 55).

Aus dieser nach innen gerichteten, man könnte auch sagen pessimistischen oder hilflosen Haltung gegenüber der Gestaltung der (politischen, materiellen, ökologischen) Lebensumstände heraus, ist wohl der ‚Rückzug‘ in individuelle Resilienz zu verstehen. SuperBetter reagiert somit auf einen Notstand allgemeiner Krisenstimmung bzw. -erfahrungen, verortet deren Bearbeitungsmöglichkeit jedoch – hier liegt sein zutiefst apolitisches (und damit politisches!) Momentum – sofort im Individuum und dessen Psyche, nicht etwa in ökonomischen Strukturen oder unserem gesellschaftlichen Zusammenleben. Eine Konsequenz der Ausklammerung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen ist, dass damit auch die Unterscheidung zwischen tragischen Schicksalsschlägen und menschengemachten, d.h. vermeidbaren Konflikten (wie z.B. der Finanzkrise, Klimakrise, ausbeuterischen Arbeitsbedingungen oder kriegerischen Auseinandersetzungen) hinfällig erscheint.

Jedoch geht die Resilienz, und auch das zeigt sich in SuperBetter, noch einen Schritt weiter: Denn das resiliente Subjekt speist gar seine produktive Energie und seinen persönlichen Sinn, indem es aus diesen widrigen Lebensumständen ‚wächst‘ (posttraumatisches Wachstum). Gerade durch traumatische Krisenerfahrungen würde das Selbst erst tiefgreifend in die gewünschte Richtung modellierbar. Es zieht seine Stärke, ja Unbesiegbarkeit gerade aus seiner Verletzbarkeit (*Vulnerable but invincible*; Werner/Smith 1989). So wird z.B. im SuperBetter-Blog die Geschichte eines US-Veteranen aus dem Afghanistan- Krieg unter dem Titel „The surprising benefits of traumatic events“ erzählt (28.03.2012). Durch die Erklärung der Krise zur Wachstumschance, bei gleichzeitiger Ausblendung allfälliger politisch-ökonomischer Krisenursachen, erscheint Resilienz damit als „passgenaues Konzept des flexiblen Krisenkapitalismus“ (Graefe 2019, S. 151).

Die Figur eines unter widrigen Umständen noch produktiven Subjekts, welchem die flexible Anpassung an ebendiese Umstände gelingt, anstatt auszubrennen oder depressiv zu werden, das trotzdem sozial kompatibel und kommunikativ bleibt, wirkt aber nicht nur als erstrebenswertes Selbstideal von privaten SuperBetter-User*innen. Sie geht Hand in Hand mit konkreten Interessen der Arbeitswelt. So zumindest ließe sich die jüngste Wendung in der Entwicklung SuperBetter deuten: SuperBetter At Work.

4.3 Ausblick: SuperBetter At Work

„Engage your employees with a powerful mindset, critical skills and teamwork to manage stress, reduce burnout, and improve productivity, mental wellbeing and adaptability to change.“²⁵

So verspricht es SuperBetter At Work auf seiner Website. In dieser Weiterentwicklung werden Konzept und Funktionen von SuperBetter als Management- und Human-Ressources-Programm an Unternehmen verkauft, die es bei ihren Arbeitnehmer*innen implementieren. Die Anschlussfähigkeit des Vokabulars aus der Privatpersonen-Version an unternehmerische Rhetorik ist bemerkenswert: „Goals are turned into epic wins, colleagues are recruited as allies, and obstacles are reframed as bad guys.“ Auch die Nutzungsweise erscheint fast ident: „Accessible 24/7 on computers and smartphones, SuperBetter At Work engages employees for a few minutes a day to build resilience“.

Funktionen SuperBetter wie das Tracking des eigenen Wohlbefindens, die gegenseitige Unterstützung und Anspornung in Ally-Dyaden, die Erfassung und Protokollierung jeglicher Aktivität in einem Feed, das Framing von Aufgaben als spielerisch zu lösende Challenges etc. werden im Übergang von der Privat- zur Unternehmensvariante also ‚scharf gemacht‘. Im Streben nach psychischer Resilienz fallen ideale User*innen-Selbst und ideale Arbeitnehmer*innen-Selbst ineinander.

Auch an dieser Stelle empfiehlt es sich, noch einmal auf die SuperBetter inhärenten Gamification-Mechanismen zu fokussieren. Um die Folgen der Implementierung von Gamification am Arbeitsplatz spezifizieren zu können, schlägt P.J. Rey (2014) den Begriff *Playbor* vor. Wie er feststellt, kann kein wirtschaftliches Unternehmen daran interessiert sein, Arbeit in zweckfreies, unproduktives Spiel zu verwandeln. Erwünscht und gefördert wird jedoch „play-like activity that is, ultimately, still productive“ (S. 288). Konkret zielen die Maßnahmen darauf ab, kooperative ebenso wie kompetitive Impulse zu setzen (ebd.). Aus der Gestaltung von

Erwerbsarbeit als gamifizierte Playbor profitieren Arbeitgeber*innen, indem Innovation gefördert und Produktivität gesteigert wird (ebd.). So bewirbt SuperBetter At Work seine Effekte: „When employees adopt a gameful mindset to tackle real-life goals and challenges, they harness psychological skills such as optimism, determination, creativity, and cooperation“. Darüber hinaus lassen sich, einmal als ‚Teil des Spiels‘ deklariert, Abläufe und Eigenschaften quantifizieren, die zuvor jenseits der numerischen Erfassung (und damit Kontrolle) durch Vorgesetzte waren.

4.4 Resiliente Arbeitnehmer*innen

Nach Nikolas Rose erfährt die „Arbeitswelt“ seit einiger Zeit eine Umdeutung hin zu einem Ort, in dem „durch das aktive Engagement der selbsterfüllenden Impulse der Arbeitnehmer*innen, durch Vereinbarung der Organisationsziele mit den Wünschen des Selbst“ die „Produktivität gesteigert, Qualität gesichert und Innovation vorangetrieben werden soll“ (Rose 2000, S. 18). Das Zusammenfallen von intrinsischer, spielerisch geweckter Motivation und Unternehmensvorgaben verspricht maximale Produktivität. SuperBetter At Work, mit seinen nahtlos vom Privaten in die Unternehmenswelt wechselnden „Epic Wins“, dokumentiert diese Verschränkung und liefert dabei gleichzeitig auch noch eine Antwort auf das Problem der Prekarisierung; denn wenn Mitarbeiter*innen nur resilient genug sind (bzw. effizient dazu trainiert werden), muss hinsichtlich Arbeitszeit, Entlohnung oder Jobsicherheit nichts geändert werden. Dabei erfüllt das digitale ‚Spiel‘ SuperBetter At Work Zwecke der Motivation ebenso gut wie die der numerischen und sozialen Kontrolle (Resilienz-Punkte/Allies).

Doch auch Fragen der Privatsphäre und Transparenz werden durch panoptische Einsichtsmöglichkeiten in die Wohlbefindens- und Resilienz-Werte der Mitarbeiter*innen, welche SuperBetter At Work Arbeitgeber*innen bietet, hochrelevant (vgl. Moussa 2015).

Programme, die Unternehmen mittels digital aufgerüsteter Psychotechniken explizit die Erreichung ihrer ‚human capital goals‘ versprechen, liegen gegenwärtig im Trend (vgl. Moore 2018)²⁶. Wir fassen sie unter der Begriffsschöpfung ‚Employee-Tracking‘ zusammen. Employee-Tracking beinhaltet, oft von simpleren Programmen wie dem durch Unternehmen geförderten Fitness-Tracking ausgehend, die digitale Erfassung (d.h. Quantifizierung, Überwachung und Kontrolle) produktivitätsrelevanter ‚soft factors‘, wie emotionale Stabilität, empathische Kommunikation und soziale Kompetenz. Dabei wird ein „Hack der Intimität“ (Schulz 2019, S. 150) unternommen, insofern „Kommunikationsweisen“ und „emotionale[] Reaktionen, die ihren primären Ort in intimen, engen, gefühlsmäßig intensiven Relationen haben“ (ebd., S. 149), gleichsam ‚gehackt‘ und „in berufliche, unpersönliche oder menschmaschinellen Beziehungen überführt“ (ebd.) werden – „How good do you feel today, EMOTIONALLY?“ fragt der tägliche Tracker von SuperBetter, und jede Antwort erscheint als Fortschreibung meines Wellbeing-Diagramms (s. oben, Abb. 7).

5 Fazit

Fragen des emotionalen Erlebens und der Autonomie werden im Rahmen des digitalen Gestells SuperBetter in einer sehr spezifischen Art und Weise verhandelt. Resilienz, wie hier vermittelt, erweist sich als Selbst-Technologie, die dazu anhält, das psychische Innenleben als kompetitives Spiel zu problematisieren und digital aufgerüstet zu bearbeiten. In diesem Spiel können Individuen gewinnen oder verlieren. Gefragt sind z.B. positives Denken, achtsames Stressmanagement, ausreichend Bewegung und gesunde Ernährung, oder auch der effektive Einsatz sozialer Ressourcen. Dabei sind intrinsische Motivation und Selbstständigkeit nur solange gut, wie sie die ‚Spielregeln‘ und -bedingungen nicht in Frage stellen und Mitmenschen nur, solange sie hilfreiche Verbündete abgeben. Das Außen verkümmert hierbei zu einer gänzlich unveränderbaren Kontextvariable, die nicht etwa durch politisch-ökonomische Konflikte, sondern durch eine allgemeine, unkontrollierbare Krisenhaftigkeit gekennzeichnet ist. Als Hauptgewinn in diesem Spiel winkt ein durch Krisenerfahrung abgehärtetes, post-traumatisch gestärktes, unschlagbar produktives Selbst; eine dem Krisenkapitalismus unserer Gegenwart ideal angepasste Subjektivität.

Resilienz am Arbeitsplatz, wie sie in SuperBetter At Work und ähnlichen Programmen gefordert und gefördert wird, bedeutet, dass Arbeitnehmer*innen sich vorgegebenen Arbeitsanforderungen flexibel anpassen, ohne psychisch zusammenzubrechen – mit anderen Worten: sich verbiegen, ohne zu brechen. Auf diese Weise zugerichtete Subjekte hinterfragen auch prekäre Arbeitsbedingungen nicht und bringen ihr gesamtes psychisches Potential zur Steigerung ihrer Produktivität – d.h. in der betreffenden Arbeitswelt: Flexibilität, Kreativität, Sozialität und strategisch eingesetzte Emotionalität – ein. Bei der vorliegenden Verbindung aus Resilienz-Versprechen, Playbor und Employee-Tracking handelt es sich in unseren Augen um einen neuartigen, großflächigen (und zutiefst fragwürdigen) Versuch der kapitalistischen Verwertung menschlichen Innen- und Soziallebens.

Indem die Walkthrough-Methode User*innen-Interaktivität, Bewegungsmöglichkeiten und -räume innerhalb eines digitalen Gestells mit seinen spezifischen Affordances und Anrufungen abschreitet, dokumentiert, feinalysiert (Zooming In) und kontextualisiert (Zooming Out), ermöglicht sie eine Rekonstruktion des dynamischen Verhältnisses von Subjektivierungsweise und gesellschaftlichem Kontext auf dem Gebiet digitaler Interfaces, das von der qualitativen Sozialforschung noch weitgehend unkartiert ist. Materialiter lässt sich im gegebenen Fall demonstrieren, wie sich Machtverhältnisse in Formen der Subjektivierung so transponieren, dass die resultierenden Subjekte für den neoliberalen Weltlauf brauchbar werden. Indem diskursive wie nicht-diskursive Praktiken uns auf eine spezifische Weise ‚anrufen‘, unsere ‚Ambitionsreaktoren‘ spielerisch so zünden, dass wir zu intrinsisch motivierten, selbstreguliert resilienten und wirtschaftlich verwertbaren Subjekten werden und diese Subjekte wiederum in spezifisch kompetitiv-kooperative Sozialbeziehungen zueinander gesetzt werden, wird erkennbar, wie sich im Durchlauf durch das Subjekt gleichzeitig die gegenwärtigen ökonomischen Verhältnisse stabilisieren und legitimieren.

Literatur

- Bohnsack, R./Geimer, A. (2015): Filminterpretation als Produktanalyse in Relation zur Rezeptionsanalyse. In: Bohnsack, R./Fritsche, B./Wagner-Willi, M. (Hrsg.): Dokumentarische Video- und Filminterpretation. Methodologie und Forschungspraxis. Opladen, S. 295–318. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf03gd.14>
- Bröckling, U. (2017): Gute Hirten führen sanft: Über Menschenregierungskünste. Berlin.
- Bröckling, U./Krasmann, S. (2010): Ni méthode, ni approche. In: Angermüller, J./Van Dyk, S. (Hrsg.): Diskursanalyse meets Gouvernementalitätsforschung. Frankfurt a.M., S. 23–42.
- Bucher, T. (2013): Objects of intense feeling: The case of the Twitter API. In: Computational Culture, H. 3. <http://computationalculture.net/objects-of-intense-feeling-the-case-of-the-twitter-api/> (05. Oktober 2020)
- Bucher, T./Helmond, A. (2018): The affordances of social media platforms. In: Burgess, J./Marwick, A./Poell, T. (Hrsg.): The SAGE handbook of social media. London, S. 233–253. <https://doi.org/10.4135/9781473984066.n14>
- Burgess, J./Baym, N.K. (2020): Twitter: A biography. New York.
- Caborn Wengler, J./Hoffarth, B./Kumiega, L. (Hrsg.) (2013): Verortungen des Dispositiv-Begriffs. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-94260-5>
- Deterding, S./Dixon, D./Khaled, R./Nacke, L. (2011). From game design elements to gamefulness: defining gamification. In: Proceedings of the 15th international academic MindTrek conference: Envisioning future media environments, S. 9–15. <https://doi.org/10.1145/2181037.2181040>
- Drucker, J. (2011): Humanities approaches to interface theory. In: Culture machine, H. 12, S. 1–20.
- Duttweiler, S. (2016): Körperbilder und Zahlenkörper: Zur Verschränkung von Medien- und Selbsttechnologien in Fitness-Apps. In: Duttweiler, S./Gugutzer, R./Passoth, J.-H./Strübing, J. (Hrsg.): Leben nach Zahlen: Self-Tracking als Optimierungsprojekt? Bielefeld, S. 221–251. <https://doi.org/10.14361/9783839431368-011>
- Foucault, M. (1978): Dispositive der Macht. Berlin.
- Foucault, M. (1981): Archäologie des Wissens. Frankfurt a.M.
- Gibson, J.J. (1966): The Senses Considered as Perceptual Systems. London.
- Graefe, S. (2019): Resilienz im Krisenkapitalismus: Wider das Lob der Anpassungsfähigkeit. Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839443392>
- Heidegger, M. (1978): Die Technik und die Kehre. Pfullingen.
- Keller, R. (2001): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Bd. 1: Theorien und Methoden. Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-99906-1>
- Latour, B. (2005): Reassembling the social: An introduction to actor-network-theory. New York.
- Light, B.A./Burgess, J.E./Duguay, S. (2018): The walkthrough method: An approach to the study of apps. In: New Media and Society, 20. Jg., H. 3, S. 881–900. <https://doi.org/10.1177/1461444816675438>
- Mämecke, T. (2016): Die Statistik des Selbst: Zur Gouvernementalität der (Selbst-)Verdatung. In: Selke, S. (Hrsg.): Lifelogging. Digitale Selbstvermessung und Lebensprotokollierung zwischen disruptiver Technologie und kulturellem Wandel. Wiesbaden, S. 97–125. https://doi.org/10.1007/978-3-658-10416-0_5
- Mannheim, K. (1980): Strukturen des Denkens. Frankfurt a.M.
- McGonigal, J. (2016): SuperBetter: The power of living gamefully. New York.
- McVeigh-Schultz, J./Baym, N.K. (2015): Thinking of you: Vernacular affordance in the context of the microsocial relationship app, Couple. In: Social Media+Society, 1. Jg., H. 2, S. 1–13. <https://doi.org/10.1177/2056305115604649>

- Moore, P.V. (2018): *The Quantified Self in Precarity. Work, Technology and What Counts*. London. <https://doi.org/10.4324/9781315561523>
- Moussa, M. (2015): *Monitoring Employee Behavior Through the Use of Technology and Issues of Employee Privacy in America*. In: *SAGE Open*, 5. Jg., H. 2, S. 1–13. <https://doi.org/10.1177%2F2158244015580168>
- Nagy, P./Neff, G. (2015): *Imagined affordance: Reconstructing a keyword for communication theory*. In: *Social Media+Society*, 1. Jg., H. 2, S. 1–9. <https://doi.org/10.1177%2F2056305115603385>
- Nicolini, D. (2009): *Zooming in and out: Studying practices by switching theoretical lenses and trailing connections*. In: *Organization studies*, 30. Jg., H. 12, S. 1391–1418. <https://doi.org/10.1177%2F0170840609349875>
- Norman, D.A. (1999): *Affordance, conventions, and design*. In: *Interactions*, 6. Jg., H. 3, S. 38–42. <https://doi.org/10.1145/301153.301168>
- Nosthoff, A.-V./Maschewski, F. (2019): *Die Gesellschaft der Wearables: Digitale Verführung und soziale Kontrolle*. Berlin.
- Peterson, C./Park, N./Pole, N./D'Andrea, W./Seligman, M.E. (2008): *Strengths of character and posttraumatic growth*. In: *Journal of Traumatic Stress*, 21. Jg., H. 2, S. 214–217. <https://doi.org/10.1002/jts.20332>
- Przyborski, A. (2018): *Bildkommunikation. Qualitative Bild- und Medienforschung*. Berlin. <https://doi.org/10.1515/9783110501704>
- Przyborski, A./Slunecko, T. (2020): *Understanding media communication. On the significance of iconic thinking for a praxeological model of communication*. In: *SAGE Open*, 10. Jg., H. 3, S. 1–13. <https://doi.org/10.1177/2158244020952064>
- Przyborski, A./Wohlrab-Sahr, M. (2014): *Qualitative Sozialforschung*. München. <https://doi.org/10.1524/9783486719550>
- Reckwitz, A. (2020): *Verblendet vom Augenblick*. In: *Die Zeit*, 10.06.2020, S. 45.
- Reichert, R. (2018): *Biosurveillance, Self-Tracking und digitale Gouvernamentalität*. In: *Buhr, L./Hammer, S./Schölzel, H. (Hrsg.): Staat, Internet und digitale Gouvernamentalität*. Wiesbaden, S. 65–86. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18271-7_4
- Rey, P.J. (2014): *Gamification and Post-Fordist Capitalism*. In: *Walz, S./Deterding, S. (Hrsg.): The Gameful World*. Cambridge, S. 277–295.
- Roepke, A.M./Jaffee, S.R./Riffle, O.M./McGonigal, J./Broome, R./Maxwell, B. (2015): *Randomized Controlled Trial of SuperBetter, a Smartphone-Based/Internet-Based Self-Help Tool to Reduce Depressive Symptoms*. In: *Games for Health Journal*, 4. Jg., H. 3, S. 235–246. <https://doi.org/10.1089/g4h.2014.0046>
- Rose, N. (2000): *Das Regieren von unternehmerischen Individuen*. In: *Kurswechsel*, H. 2, S. 8–27.
- Schaupp, S. (2016): *„Wir nennen es flexible Selbstkontrolle.“ Self-Tracking als Selbsttechnologie des kybernetischen Kapitalismus*. In: *Duttweiler, S./Gugutzer, R./Passoth, J.-H./Strübing, J. (Hrsg.): Leben nach Zahlen: Self-Tracking als Optimierungsprojekt? Bielefeld*, S. 63–86. <https://doi.org/10.14361/9783839431368-003>
- Schaupp, S. (2019): *Die totale Evaluation. Skizze zu einer materialistischen Dispositionanalyse*. In: *Rode, D./Stern, M. (Hrsg.): Self-Tracking, Selfies, Tinder und Co*. Bielefeld, S. 225–248. <https://doi.org/10.14361/9783839439081-010>
- Schulz, J. (2019): *Klicklust und Verfügbarkeitszwang. Techno-affektive Gefüge einer neuen digitalen Hörigkeit*. In: *Mühlhoff, R./Breljak, A./Slaby, J. (Hrsg.): Affekt Macht Netz*. Bielefeld, S. 131–154. <https://doi.org/10.14361/9783839444399-006>
- Sheldon, K.M./Lyubomirsky, S. (2006): *Achieving sustainable gains in happiness: Change your actions, not your circumstances*. In: *Journal of Happiness Studies*, 7. Jg., H. 1, S. 55–86. <https://doi.org/10.1007/s10902-005-0868-8>
- Slunecko, T. (2008): *Von der Konstruktion zur dynamischen Konstitution. Beobachtungen auf der eigenen Spur*. Wien.
- Slunecko, T. (2020): *Tracking One's Own Path. A methodological leitmotif of cultural psychology*. In: *Integrative Psychological and Behavioral Science*, H. 54, S. 196–214. <https://doi.org/10.1007/s12124-019-09479-2>

- Spradley, J.P. (2016): Participant observation. Long Grove.
 SuperBetter-Blog (2012): <https://blog.superbetter.com/> (15. Juli 2021)
- Tugade, M.M./Frederickson, B.L. (2004): Resilient Individuals Use Positive Emotions to Bounce Back From Negative Emotional Experiences. In: *Journal of Personality and Social Psychology*, 86. Jg., H. 2, S. 320–333. <https://doi.org/10.1037/0022-3514.86.2.320>
- Veer, I.M./Riepenhausen, A./Zerban, M./Wackerhagen, C./Engen, H./Puhmann, L./.../Kalisch, R. (2020): Mental resilience in the Corona lockdown: First empirical insights from Europe. *PsyArXiv Preprint*. <https://doi.org/10.31234/osf.io/4z62t>
- Wacquant, L. (2014): Für eine Soziologie aus Fleisch und Blut. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung*, 2. Jg., H. 3, S. 93–106. <https://doi.org/10.36900/suburban.v2i3.151>
- Werner, E.E./Smith, R.S. (1989): *Vulnerable, but Invincible. A Longitudinal Study of Resilient Children and Youth*. New York.
- Whitson, J.R. (2013): Gaming the Quantified Self. In: *Surveillance & Society*, 11. Jg., H. 1/2, S. 163–176. <https://doi.org/10.24908/ss.v11i1/2.4454>

Anmerkungen

- 1 Subjektivierung verstehen wir in Anschluss an Foucault (1981) und Schaupp (2019) als den Prozess, in dem Individuen Selbsttechniken in Anschlag bringen, um gesellschaftlichen Anforderungen entsprechen zu können, und dabei bestimmte Subjektpositionen akzentuieren und andere verwerfen. Dieser Prozess beinhaltet „in einer bestimmten Weise als Subjekt angesprochen zu werden, sich selbst als ein Subjekt zu begreifen und im Sinne dieses Selbst-Verständnisses an sich zu arbeiten“ (Bröckling/Krasmann 2010, S. 29).
- 2 Der Begriff lässt sich ins Deutsche nur schlecht als „Angebots-“ oder „Aufforderungscharakter“ übersetzen.
- 3 <https://www.usabilityfirst.com/glossary/affordance/> (03.09.2020).
- 4 Wie sich leicht zeigen lässt, wenn z.B. die Spracheinstellung eines Smartphones auf Koreanisch umgestellt wird.
- 5 Zu Formeigenschaften zählen: Größe, Form, Position, Orientierung, Farbe, Textur, Tonwert, Symmetrie etc. sowie, speziell im digitalen Kontext, Änderungsrate und Bewegung (Drucker 2011, S. 6).
- 6 Eine ähnliche Kritik findet sich bei Przyborski (2018). Dem klassischen Sender-Empfänger-Modell, in dem das Medium lediglich ein mehr oder weniger komplexer Kanal ist, setzt sie ein „praxeologisches Kommunikationsmodell“ entgegen, in dem sie von einer wechselseitigen Konstitution von Medien und Gesellschaft ausgeht. Bedeutung ist hier weder von den jeweiligen Handlungspraxen noch von Kulturobjektivationen wie z.B. Apps gelöst (Przyborski 2018, S. 129f.; Przyborski/Slunecko 2020).
- 7 Ein alternatives Vorgehen, das unseres Wissens aber noch nicht praktisch erprobt wurde, bestünde darin, die Methode auf die kollektive Autoethnographie einer in der App interagierenden Forschungsgruppe auszuweiten.
- 8 Z.B. <https://www.crunchbase.com/>; <https://www.kickstarter.com/> (beide 21.09.2020).
- 9 Um den Zentralbegriff von Heideggers (1978) Technikphilosophie ins Spiel zu bringen, mit dem dieser die Eigenmacht und Vorgängigkeit des Techn(olog)ischen gegenüber der menschlichen Handlungsmacht betont, so wie dies auch heutige technikorientierte Ansätze (z.B. Latour 2005) auszeichnet.

- 10 Damit soll nicht verleugnet werden, dass es im konkreten Fall immer Zwischenräume und Freiheitsgrade gibt; auch als Forschende bewegen wir uns in ebendiesen, probieren Funktionen aus, erstellen zusätzliche Accounts, etc.
- 11 Stand: Juli 2020.
- 12 Für Android-Geräte existiert ebenfalls eine – später erschienene – kostenlose Version, die hier jedoch nicht im Detail untersucht werden kann.
- 13 <https://apps.apple.com/de/app/superbetter/id536634968> (06.09.2020).
- 14 Wenn in der Folge die Ich-Form verwendet wird, geschieht dies, um das Interface aus der Perspektive einer Userin* eines Users in zu beschreiben.
- 15 Dabei handelt es sich, wie hier vorweggenommen werden kann, in Referenz zu populären Superhelden-Narrativen um ein fiktionales Spiel-Selbst; in den Worten der SuperBetter-Gründerin: “a way to start feeling heroic and determined instead of hopeless“ (McGonigal 2016, S. 3).
- 16 Wenn ich „other“ wähle, werde ich anschließend gebeten, die Challenge in einem freien Texteingabefeld zu spezifizieren.
- 17 <https://www.superbetter.com/faq> (21.09.2020).
- 18 Mit Aussagen wie: “I’m optimistic about my future”, “I view challenging situations as opportunities to learn or grow”, “Setbacks don’t discourage me” (https://www.superbetter.com/heroes/935098/secret_lab#; 12.08.2020).
- 19 <https://developer.apple.com/design/human-interface-guidelines/ios/views/alerts/> (08.09.2020).
- 20 https://www.ted.com/talks/jane_mcgonigal_the_game_that_can_give_you_10_extra_years_of_life (21.09.2020).
- 21 <https://www.amazon.com/gp/product/0143109774> (30.01.2021).
- 22 <https://www.crunchbase.com/organization/superbetter#section-overview> (21.09.2020).
- 23 <https://www.indiegogo.com/projects/superbetter-2-0-live-gamefully#/> (12.08.2020). Das Ausbleiben wirtschaftlichen Erfolgs könnte viele Ursachen haben und liegt jenseits unserer Expertise. Für die nach wie vor aktuelle Relevanz der App spricht die Tatsache, dass sie noch verfügbar ist, und die hohe User*innenzahl.
- 24 <https://www.econotimes.com/New-SuperBetter-At-Work-Helps-Employers-Build-a-More-Resilient-Workforce-936908> (12.08.2020).
- 25 Nachdem der Lizenzpartner Abound Wellbeing, LLC im August 2020 insolvent ging, ist die Website <https://www.superbetteratwork.com> von SuperBetter At Work derzeit offline (16.09.2020, Stand: Juli 2021). Archivierung unter <https://web.archive.org/web/20200812035446/https://www.superbetteratwork.com/> (15.07.2021). Archivierung ist hier einsehbar: <https://web.archive.org/web/20191024224935/>; <https://www.superbetteratwork.com/> (16.09.2020). Zitate stammen aus Screenshots der Autoren von Oktober 2019 bis Juni 2020.
- 26 Weitere Beispiele für solche Anwendungen sind Wellspace (<https://yourwellspace.com>) und Okina Care (<https://www.peoplesmatter.tech/>; beide 14.07.2021).

Tanja Sturm

Praxeologisch-wissenssoziologische Unterrichtsforschung: Norm und Habitus in fachunterrichtlichen Praxen der Sekundarstufe in Kanada

Classroom Research with the Praxeological Sociology of Knowledge: Norm and Habitus in Subject teaching practices in Secondary Schools in Canada

Zusammenfassung

Der Beitrag fragt nach den Möglichkeiten mithilfe der Kategorien der Praxeologischen Wissenssoziologie, die zur Beschreibung organisationaler konjunktiver Erfahrungsräume kürzlich entwickelt wurden, für empirische Rekonstruktionen von Fachunterricht und der Anleitung eines transnationalen Vergleichs fachunterrichtlicher Praxen. Die Analyse erfolgt auf der Grundlage videografierten Mathematikunterrichts und einer Gruppendiskussion mit Schüler:innen, die eine Secondary School in Kanada besuchen. Die Ausführungen zeigen nicht nur, dass die neuen Kategorien sich sehr gut eignen, um die Bearbeitung des Spannungsverhältnisses von Norm und Habitus in Organisationen zu analysieren, sondern auch, dass die gesellschaftlich-schulischen Normen und die ihnen inhärenten sozialen bzw. Schüler:innenidentitäten in diesen Praxen bearbeitet werden.

Schlagwörter: videografische Unterrichtsforschung, Leistungsdifferenzen, gesellschaftlich-institutionelle Normen, Kanada

Abstract

This paper explores the possibilities of using the recently developed categories of the Praxeological Sociology of Knowledge, to describe conjunctive spaces of experience generated in organizations, to empirically reconstruct classroom practice and to guide a transnational comparison. The analysis is based on videotaped mathematics lessons and a group discussion with student attending a secondary school in Canada. The results show not only that the new categories are well suited for analyzing how the tensions between norm and habitus are dealt with in organizations, but also that societal-school norms and their inherent social or student identities are dealt with in these practices.

Keywords: video-based classroom research, achievement differences, societal-institutional norms, Canada

1 Spannungsverhältnis von Norm und Habitus in sozialen Praxen

Praxeologische Wissenssoziologie und Dokumentarische Methode, wie sie Ralf Bohnsack (2021) in seinem Beitrag beschreibt, wurden in den letzten Jahren, inspiriert durch empirische Rekonstruktionen, metatheoretisch fundiert und weiterentwickelt. Die kontinuierliche und kooperative Entwicklung dieses sozialwissenschaftlichen Zugangs eröffnet ihrerseits differenziertere Rekonstruktionen sozialer Praxen und ihrer Genese sowie weitere, gegenstandsbezogene Erkenntnisse in unterschiedlichen Disziplinen, wie z.B. der Medien- und Rezeptionsforschung, der Kulturwissenschaft, aber v.a. der Soziologie und zentral der Erziehungswissenschaft mit ihren zahlreichen teildisziplinären Diskursen (vgl. Übersicht: Nohl 2021). Zugleich kann für die letzten Jahre ein nicht unerheblicher Bedeutungszuwachs von Praxeologischer Wissenssoziologie und Dokumentarischer Methode in sozialwissenschaftlichen Arbeitskontexten konstatiert werden, der sich u.a. in Publikationen, Arbeitstagungen sowie in Forschungswerkstätten zeigt. Die letztgenannten werden mittlerweile an (fast allen) Universitäten und zunehmend auch standortübergreifend in digitalen Formaten regelmäßig gestaltet.

Ralf Bohnsack hat mit den beiden Bänden „Praxeologische Wissenssoziologie“ (2017) und „Professionalisierung in praxeologischer Perspektive“ (2020) eine differenzierte metatheoretische Fundierung der Spezifika vorgelegt, die Praxen, ihre soziale Genese und ihre Beforschung auszeichnen, die in gesellschaftlichen Institutionen und Organisationen hervorgebracht werden, wie z.B. der Schule. In seinen Ausführungen beschreibt er allgemeine Besonderheiten dieser „*organisationalen konjunktiven Erfahrungsräume*“ (Bohnsack 2017, S. 128, Herv. im Orig.) und konkretisiert diese für pädagogische Zusammenhänge. Die Spezifika von Erfahrungsräumen in Organisationen beschreibt Ralf Bohnsack (2017, S. 102ff.) auf der Grundlage der Differenzierung der zentralen Kategorien der Praxeologischen Wissenssoziologie. Der Orientierungsrahmen wird in einen „im engeren“ und einen im „weiteren Sinne“ unterschieden und die Mannheim'sche Leitdifferenz von kommunikativem und konjunktivem Wissen zu propositionaler und performativer Logik bzw. Norm und Habitus resp. Norm und Praxis, die in einem Spannungsverhältnis, also in „notorischer Diskrepanz“ miteinander verbunden sind, differenziert (ebd.; S. 92ff; S. 102ff.). Dazu gehören die „*doppelte Doppelstruktur*“ (ebd. 2017, S. 129, Herv. im Orig.), also die Verdopplung der Relation von Normen und Praxis, die neben gesellschaftlichen Normen diejenigen der jeweiligen Organisation umfassen. Zu den organisationspezifischen Normen zählen u.a. „*virtuale soziale Identitäten*“ (Goffman 2012, S. 10, Herv. im Orig.), also die mit Rollen verbundenen Identitätserwartungen an die sozialen Akteur:innen, die sich in den Organisationen begegnen. Bezogen auf Schule und Unterricht sind neben den Erwartungen der konkreten, einzelnen Organisation und ihrer Erfahrungsräume die gesellschaftlich-institutionellen Normen und Erwartungen zentral, wie sie u.a. in kodifizierter Form in Schulgesetzen, Bildungs- und Rahmenplänen sowie in ergänzenden Verwaltungsvorschriften vorliegen (vgl. Helbig/Nikolai 2015, S. 35ff.).

Die Schule bezeichnet Ralf Bohnsack anknüpfend an Niklas Luhmann (1978, S. 248) als „people-processing-organization“, da in ihr klientelbezogene Biografie- und Identitätsentscheidungen z.B. entlang von Leistung bzw. Leistungsmessung (vgl. Bohnsack 2017, S. 136) hervorgebracht werden. Derartige Entscheidungsan-

forderungen konstituieren sich als „Fremdrahmungen“, die „als organisationale Strukturbedingung für den jeweiligen Interaktionsmodus“ (Bohnsack 2017, S. 135) fungieren, der in der Organisation generiert wird und die Ralf Bohnsack (2017, S. 135, Herv. im Orig.) auf *organisationaler Ebene* als „*konstituierende Rahmung*“ bezeichnet, die wesentlich durch professionalisierte Praxen von Lehrpersonen hervorgebracht wird. Die (leistungsbezogene) Fremdrahmung in schulischen Organisationen ist dabei in ihrer Beziehung zur normativen Programmatik weder kausal noch deterministisch. Vielmehr sind die sozialen Akteur:innen gefordert, sich v.a. handlungspraktisch mit den unterschiedlichen (kodifizierten) Normen auseinanderzusetzen resp. sie in Relation mit weiteren und eigenen Normen, z.B. der Fachlichkeit und/oder Gerechtigkeit ihres schulisch-unterrichtlichen Handelns betreffend, handlungspraktisch zu bearbeiten. Mit anderen Worten: Erfolgt die Bewältigung der konstituierenden Rahmung habituell als Bearbeitung des Spannungsverhältnisses von Norm und Habitus in einer Weise, welche die Kontinuität der Praxis gewährleistet, kann von „*organisationalen konjunktiven Erfahrungsräumen*“ (ebd. 2017, S. 128, Herv. im Orig.) gesprochen werden. Die institutionsspezifische „Erst-Codierung“ der Leistung in Schule und Unterricht kann dabei im Zusammenspiel mit einer Übertragung auf die gesamte Person, einer „Zweit-Codierung“, im Sinne der Konstruktion „totaler Identität“ (Garfinkel 1967) und der Verschleierung des Konstruktionsprozesses zu *Macht* werden, die den schulischen bzw. unterrichtlichen Interaktionssystemen dann inhärent ist (vgl. Bohnsack 2017, S. 134ff.).

Im Folgenden geht es mir nicht um eine Diskussion und Kritik der theorieimmanenten Konsistenten und Plausibilitäten der genannten Entwicklungen der Praxeologischen Wissenssoziologie, sondern um die Frage, inwieweit die theoretischen Kategorien für die empirische Rekonstruktion unterrichtlicher Formen der Bearbeitung der Spannungsverhältnisse zwischen Norm und Habitus im Zuge der Bewältigung der konstituierenden Rahmung im Unterricht herangezogen und auf diese Weise auch illustriert werden können. Dabei geht es auch um die Frage, inwieweit die Kategorien der Praxeologischen Wissenssoziologie geeignet sind, einen internationalen Vergleich anzuleiten. Denn die Prüfung und Illustration der Kategorien erfolgt auf der Grundlage von Daten des Projekts *Soziale Genese unterrichtlicher Praxen der Konstruktion von (Leistungs-)Differenzen im transnationalen Vergleich*, das entlang seines leitenden Erkenntnisinteresses zunächst kurz vorgestellt wird (Abschnitt 2). Anschließend werden eine Sequenz aus einem Mathematikkurs der neunten Jahrgangsstufe einer kanadischen Secondary School und eine Passage einer Gruppendiskussion mit Schüler:innen des gleichen Kurses dokumentarisch ausgewertet und vergleichend betrachtet (Abschnitt 3). Abschließend werden Perspektiven für eine praxeologisch-wissenssoziologisch fundierte Unterrichts- und Professionalisierungsforschung dargelegt, also sich eröffnende Erkenntnismöglichkeiten für erziehungswissenschaftliche Diskurse mit einem Fokus auf unterrichtliche und professionalisierte Praxen in Relation zu den normativen Programmatiken und Erwartungen der Schule (Abschnitt 4).

2 Projekt *Soziale Genese unterrichtlicher Praxen der Konstruktion von (Leistungs-)Differenzen im transnationalen Vergleich*

Das Projekt ist metatheoretisch in der Praxeologischen Wissenssoziologie verankert und wird von dem Erkenntnisinteresse einer empirischen Rekonstruktion unterschiedlicher unterrichtlicher Formen der konstituierenden Rahmung geleitet. Dieses Interesse an „*organisationalen konjunktiven Erfahrungsräumen*“ (Bohnsack 2017, S. 128, Herv. im Orig.) wird mit Fokus auf die Konstruktion von (Leistungs-)Differenzen und damit verbundener Identitätskonstruktionen bearbeitet. Es konkretisiert sich in der Frage, in welchem Verhältnis differente normative, kodifiziert vorliegenden Programmatiken und *unterrichtliche Praxen* stehen. Damit wird ein Forschungsdesiderat der erziehungswissenschaftlichen Differenz- und Inklusionsdiskurse – Erklärungen für unterrichtliche Formen der Nicht-/Behinderung sozialer und akademischer Teilhabe zu generieren – bearbeitet und erweitert, indem unterrichtliche Praxen nicht als Mikrophänomene, sondern in Relation zum gesellschaftlichen Rahmen betrachtet werden.

Kodifizierte gesellschaftliche Normen und Erwartungen der Schule als gesellschaftliche Institution finden ihren organisationalen Ausdruck u.a. in den Schulstrukturen. Die mehrgliedrigen Schulsysteme des deutschsprachigen Raums sind Ausdruck der Unterscheidung von Bildungsgängen, die entlang von Leistungen resp. Leistungserwartungen und damit verbundenen „*virtualen sozialen Identitäten*“ (Goffman 2012, S. 10, Herv. im Orig.) hierarchisch unterschieden werden. Das Schulsystem der kanadischen Provinz British Columbia ist – vergleichbar denen aller Provinzen Kanadas – integrativ, d.h. es gibt bis zur 12. Jahrgangsstufe nur einen Bildungsgang, dem alle Schüler:innen angehören – auch dann, wenn ihnen *special educational needs* (vgl. BCME 2016) attestiert werden. Seit knapp vierzig Jahren stellt *inclusive education* eine zentrale Programmatik des gesamten kanadischen Schulsystems dar (vgl. z.B. Köpfer/Óskarsdóttir 2019). Im Vergleich zu den mehrgliedrigen Schulsystemen des deutschsprachigen Raums ist Leistungsmessung als *normatives Programm* auf Ebene der Institution und der Organisation also kein Differenzierungs- und Entscheidungskriterium.

Vor dem Hintergrund bereits vorliegender Studien (vgl. z.B. Sturm 2013; Wagne 2020) zur Konstruktion von (Leistungs-)Differenzen in unterrichtlichen Praxen des deutschsprachigen Raums, die Typen resp. Basistypiken aufzeigen, die sich wesentlich durch individualisierte und hierarchisierte Formen der Zuschreibung von Leistung auszeichnen, verfolgt das Projekt *Soziale Genese unterrichtlicher Praxen der Konstruktion von (Leistungs-)Differenzen im transnationalen Vergleich* v.a. ein soziogenetisches Erkenntnisinteresse. Die dafür notwendige komparative Analyse nimmt die Schulstruktur zum *Tertium Comparationis* und vergleicht fachunterrichtliche Praxen ein- und mehrgliedriger Schulsysteme.

In diesem Beitrag sollen Analysen unterrichtlicher Praxen aus dem Mathematikunterricht einer Secondary School, die die Jahrgänge 8 bis 12 umfasst, der kanadischen Provinz British Columbia dargelegt werden, die unmittelbar vor Beginn der Corona-Pandemie videografisch und mittels Gruppendiskussionen erhoben wurden. Die Ausführungen fokussieren die *unterrichtlichen Praxen* und die in ihnen erkennbaren Bezüge zur organisationalen Ebene, also den normativen Erwartungen.

3 Konstituierende Rahmung im Mathematikunterricht einer kanadischen Secondary School

Anhand der Sequenz „Number Five“ eines Unterrichtsvideos aus dem Mathematikkurs der 9. Jahrgangsstufe von *Mrs. Wilson*¹ sowie einer Passage einer Gruppendiskussion mit vier Schüler:innen dieses Kurses sollen Formen der Bearbeitung des Spannungsverhältnisses zwischen normativer Programmatik und Praxis im Zuge der Bewältigung der konstituierenden Rahmung analysiert und vergleichend betrachtet werden. Während das Unterrichtsvideo Zugang zur performativen Performanz des Unterrichts eröffnet, an dem eine Lehrerin und etwa 30 Schüler:innen beteiligt sind, ermöglichen die Gruppendiskussionen, im Sinne der propozitierten Performanz, auch die Rekonstruktion der Perspektiven und normativer Erwartungen der Schüler:innen an die fachunterrichtliche Praxis. Die Auswertung des Videos erfolgt zunächst getrennt für die *Simultaneität* und die *Sequenzialität*, anschließend werden Homologien und Differenzen der Rekonstruktionen herausgearbeitet (vgl. Bohnsack 2009; Fritzsche/Wagner-Willi 2015). Die für die Rekonstruktion der Simultaneität zentralen Fotogramme, also Standbilder, können aufgrund der nicht für alle Schüler:innen vorliegenden Einverständniserklärungen hier nur in Form von Skizzen dargelegt werden, die damit v.a. illustrierenden Charakter haben. Den empirischen Rekonstruktionen der Orientierungen der Schüler:innen in der Passage „They don’t call you out“ folgt eine komparative Analyse der zwei empirischen Praxiszugänge.

3.1 Sequenz „Number Five“

Die Sequenz „Number Five“ dauert knapp anderthalb Minuten und entstand im ersten Drittel der 80-minütigen Unterrichtsstunde. Sie wurde ausgewählt, da sie (neben individueller bzw. partnerbezogener Arbeit an den Whiteboards) mit dem von der Lehrerin angeleiteten Unterrichtsgespräch die zweite zentrale Sozialform des Unterrichts darstellt, also *repräsentativ* für den Unterricht ist. Zugleich stellt die Sequenz einen „Fokussierungsakt“ (Nentwig-Gesemann 2006, S. 28) dar, da eine Äußerung des Schülers *Noah* eine fokussierte fachbegriffliche Klärung in einem Unterrichtsgespräch zur Folge hat. Inhaltlich geht es um die Besprechung der Ergebnisse von Hausaufgaben, die unmittelbar zuvor von den Schüler:innen an den Whiteboards, die an allen vier Wänden des Raums montiert sind, notiert wurden. Zu Beginn dieser Arbeitsphase formuliert *Mrs. Wilson* folgenden Arbeitsauftrag „So I am gonna go through each of the questions and you’re just gonna say quickly yes or no. Yes means you think the answer is good, no means they are wrong.“ Die Schüler:innen kommen dieser Aufforderung zum Teil zeitgleich und ohne Meldungen klassenöffentlich nach, nachdem die Lehrerin das jeweilige Ergebnis vorgelesen hat.

3.1.1 Simultaneität im Fotogramm

In der hier vorgelegten Darstellung der Fotogrammanalyse (vgl. Bohnsack 2009, S. 117ff.; Sturm/Wagener 2021) werden vor-ikonografische, ikonografische und ikonologische Aspekte der Interpretationen miteinander verbunden. Aufgrund der nur

3.1.2 Sequenzanalyse

Die Sequenzanalyse erfolgt auf der Grundlage eines Videotranskripts, das verbale und körperliche Aspekte enthält. Aufgrund der hohen Komplexität der unterrichtlichen Situation werden nachfolgend v.a. jene Elemente dargelegt, die in unmittelbarem Bezug zu *Mrs. Wilson* und der Auseinandersetzung mit der Aufgabe „Number Five“ stehen.

Mrs. Wilson steht mit vor ihrem Körper verschränkten Armen vor dem Whiteboard, an dem mathematische Symbole in schwarzer Schrift notiert sind. Ihr Körper ist im linken Profil den sitzenden Schüler:innen zugewandt, ihr Kopf leicht nach oben und etwas stärker als der Körper auf das Whiteboard gerichtet. Sie sagt *Okay next one; uhm number five* und dreht ihren Körper nach links, sodass sie den Schüler:innen nun fast gerade gegenübersteht. Ihre Arme hat sie vor ihrem Körper verschränkt und sagt *six x cubed*, sie dreht ihren Körper nach rechts und streckt den rechten Arm und die Hand aus, während sie *plus thirty-five x squared* äußert, wendet den Kopf kurz, in der Körperhaltung bleibend, in Richtung der Schüler:innen *y minus eight x y squared*, sie zieht die Finger, mit Ausnahme des Zeigefingers, an und zeigt mit dem Zeigefinger auf die untere Zeile der Symbole *I think that's a minus; minus twelve y cubed* und wendet ihren Kopf in Richtung der Schüler:innen. *Noah* sagt *Yes, Mrs. Wilson* dreht ihren Kopf leicht nach links in Richtung *Noah* und fragt *Yes?*, dreht ihren Kopf wieder in Richtung des Whiteboards und hebt die Hand, mit weiterhin gestrecktem Zeigefinger, während *Noah* sagt *I think that's a minus. Mrs. Wilson* sagt *Okay.* und bewegt ihren rechten gestreckten Zeigefinger über die obere Zeile der Rechnung und fragt *Why is there so much work for this one? (.)*, wendet sich dann körperlich wieder der Klasse zu und verschränkt die Arme vor dem Körper, den Kopf und Blick in Richtung der Schüler:innen gerichtet. *James* sagt etwas im Video nicht Verständliches. *Mrs. Wilson* dreht sich dann wieder halb nach rechts an das Whiteboard, streckt ihre rechte Hand aus und sagt, während sie zwei Schritte nach vorne geht und mit der rechten Hand auf eine weitere, in blauer Farbe notierte Rechnung zeigt *Well compare the amount of the multiplications;* geht zwei Schritte rückwärts in Richtung der schwarz notierten Rechnung *Why do we have so many more multiplications for this one?.* Die Lehrerin verschränkt ihre Arme erneut vor dem Körper, dreht sich körperlich wieder in Richtung der Schüler:innen und sagt, während sie ihren Blick über sie schweifen lässt *How many multiplications do we have at the beginning?.* Noch während *Mrs. Wilson* spricht, strecken *Ethan* und *Noah* ihre rechten Arme nach oben. *Mrs. Wilson* streckt ihren rechten Arm leicht nach vorne und sagt *Noah.* *Noah* nimmt seine rechte Hand nach unten und steckt diese hinten in den Kragen seines Pullovers, während er sagt *Umm at the beginning you should just combine them instead of putting the (.) what is (.) the multiplication for everything down at the bottom.* Während er spricht, nimmt *Ethan* seinen Arm wieder nach unten, *Mrs. Wilson* blickt in *Noahs* Richtung, kurz zur Rechnung am Whiteboard und wieder zu *Noah*. Dann sagt sie, ihre rechte Hand an die Rechnung streckend und den Körper halb an das Whiteboard gelehnt, *Hm; I think they did, I'm just. Mrs. Wilson* hebt ihre rechte Hand an den Kopf, wendet sich körperlich den Schüler:innen zu und sagt, während sie ihren Kopf leicht nach links bewegt *I it's just there's a lot of writing and I don't it's I don't think that person wrote too much;* sie bewegt ihre rechte Hand vor ihren Körper und dort kurz

hoch und runter, dann verschränkt sie die Arme erneut vor ihrem Körper I think this question has a lot of writing in it; so why does this question have more work or more writing? *Ethan* und *Noah* strecken ihre Arme und *Mrs. Wilson* sagt *Ethan?*. Dieser sagt, seinen Arm nach unten ziehend The other one is wrong; like two times three. *Mrs. Wilson* geht einen Schritt in Richtung der Rechnung, körperlich ist sie auf *Ethan* gerichtet like two times three; *Mrs. Wilson* geht drei große Schritte in Richtung der blau notierten Rechnung, zeigt mit ihrer rechten Hand auf diese, ihr Kopf ist in Richtung der Schüler:innen gerichtet. So what do we call it? what do call something that has two terms? the polynomial two terms? Mehrere Schüler:innen sagen Binomial. *Mrs. Wilson* sagt Binomial, zieht ihren rechten Arm nach unten, dreht sich erst links, dann rechts um ihre Achse, hebt die Hand an die schwarz notierte Rechnung, blickt die Schüler:innen zu ihrer rechten Seite an und sagt and what do we call. *Ava* sagt Trinomial woraufhin mehrere Schüler:innen lachen. *Mrs. Wilson* sagt And the one with three terms is a trinomial; während ihre Hand an der Rechnung bleibt, wandert ihr Kopf bzw. ihr Blick über die Schüler:innen so this is a binomial times a trinomial, there is six multiplications cause you got to do the first times three and the second times three; okay? so there is more multiplications. *Mrs. Wilson* zieht ihren rechten Arm wieder vor ihren Körper, ihr Kopf und Blick richten sich auf das Whiteboard an der Wand links von ihr.

Reflektierende Interpretation

Mit der stehenden Position *Mrs. Wilsons* vor dem Whiteboard, ihrem Zeigen auf die Aufgabe „Number Five“, der gleichzeitigen körperlichen Zuwendung zu den Schüler:innen und ihrer verbalen Äußerung „Number Five“ proponiert sie die Auseinandersetzung mit dieser Aufgabe, deren Ergebnis sie vorliest. Dabei zeigt sie auf die untere Zeile der Rechnung und sagt, dass sie vermutet, dass vor $12y^2$ ein „minus“ notiert sei. *Noah* validiert *Mrs. Wilsons* Vorlesen mit einem „yes“, was sie anschließend in wörtlicher Wiederholung, aber durch einen fragenden Ton infrage stellt. In seiner folgenden Äußerung hebt *Noah*, der nach einer Meldung von *Mrs. Wilson* aufgerufen wird, differenziert hervor, dass er ein „minus“ lese. *Mrs. Wilson* ratifiziert dies mit einem „okay“ und konkludiert damit rituell den Abschluss der Notationsfrage. Sie transponiert mit ihrer anschließenden Frage nach dem hohen Arbeitsaufwand dieser Aufgabe, auf die sie weiter zeigt, das Thema von der Bewertung der Aufgabe mit „yes/no“ zu einer sachlichen Klärung; die Aufforderung an die Schüler:innen, dies zu beantworten, wird durch ihre korporierte Zuwendung zu ihnen unterstrichen. Inwiefern *James* anschließende Äußerung darauf Bezug nimmt oder nicht, kann aus dem videografischen Material nicht erschlossen werden. Verbal geht *Mrs. Wilson* auf diese nicht ein, körperlich wendet sie sich zunächst der im Bild links neben der Aufgabe „Number Five“ notierten Rechnung zu und dann den Schüler:innen, die sie verbal auffordert, die Anzahl der Multiplikationen zu vergleichen. Sie wiederholt diese Proposition nach sachlicher Erklärung mehrfach und geht damit konträr zum anfänglichen Arbeitsauftrag, Ergebnisse „quickly“ mit „yes/no“ zu bewerten, vor. Zwei Schüler, *Ethan* und *Noah*, enactieren die Aufforderung der Bearbeitung korporiert durch Hochstrecken eines Arms. *Mrs. Wilson* ruft *Noah* auf, der mit seiner Äußerung anmerkt, dass zu viele Zwischenschritte notiert wurden. Dabei scheint er „you“ im Sinne des deutschen „man“ zu verwenden und merkt einen (Notations-)Fehler an, der die bis dato nicht erfolgte

Bewertung der Aufgabe entlang von „yes/no“ implizit vornimmt, die Sachfrage jedoch nicht klärt. *Mrs. Wilson* elaboriert den propositionalen Gehalt von *Noahs* Äußerung, indem sie zunächst den anonymen Plural („they“), dann in einen anonymen Singular wechselnd („the person“) verwendend, ausführt, dass die Notation zwar viele, aber nicht zu viele Zwischenschritte umfasst. Damit widerspricht sie *Noahs* Proposition einer fehlerhaften Notation, validiert die Richtigkeit der Darstellung und greift erneut die Frage nach sachlicher Klärung der umfangreichen Notationen auf, indem sie nach dem Warum fragt. Sie scheint die Antwort zu kennen, erwartet jedoch von den Schüler:innen, dass sie diese benennen. *Mrs. Wilson* strukturiert das Gespräch als „Frage-Antwort-Bewertungssequenz“ (Holzkamp 1995, S. 462). *Noah* und *Ethan* enactieren den propositionalen Gehalt der Aufforderung erneut korporiert durch Meldungen. *Mrs. Wilson* ruft *Ethan* auf, der zunächst ebenfalls einen Fehler benennt, wobei offenbleibt, worauf er sich mit „the other one is wrong“ bezieht, während „two times three“ eine Erklärung für den Schreibaufwand sein könnte. *Mrs. Wilson* wiederholt den zweiten Teil von *Ethans* Äußerung, während sie sich korporiert der blau notierten Rechnung zuwendet und, ohne explizite Bewertung von *Ethans* Antwort, eine Anschlussfrage, die an alle Schüler:innen gerichtet ist, nach der Bezeichnung von Aufgaben mit zwei Termen stellt und so *Ethans* Antwort implizit als sachlich unkorrekt rahmt. Ihre Frage wird von mehreren Schüler:innen gleichzeitig klassenöffentlich mit „binominal“ beantwortet. Die Lehrerin wiederholt die kollektive Antwort, während sie sich körperlich wieder „Number Five“ zuwendet. *Ava* sagt „Trinominal“, was mehrere Schüler:innen mit Lachen elaborieren. Somit rahmen sie die Antwort als falsch und attribuieren diese zugleich *Ava* persönlich. *Mrs. Wilson* wiederholt *Avas* Äußerung und differenziert diese, indem sie den Begriff entlang von „three terms“ erläutert und auf die Rechnung zeigt. Damit bewertet sie *Avas* Äußerung als sachlich korrekt bzw. erwartungskonform und bearbeitet zugleich die Äußerungen der anderen Schüler:innen antithetisch, bevor sie sie ihre eingangs formulierte Frage nach dem hohen Schreibaufwand der Aufgabe „Number Five“ selbst beantwortet, indem sie die Anzahl der Multiplikationen nennt. Sie fragt dann, rituell konkludierend, „okay“, wiederholt ihre Antwort und geht verbal und körperlich zur nächsten Aufgabe über.

In der Sequenz dokumentiert sich ein sich-fragend-entwickelndes Unterrichtsgespräch entlang der von der Lehrperson strukturierten Interaktion, das dem Schema einer „Frage-Antwort-Bewertungssequenz“ (Holzkamp 1995, S. 462) folgt; dabei werden die Fragen und Antworten verbal explizit, die Bewertungen durch die Lehrerin implizit vorgenommen, indem sie, v.a. bei fachlich nicht korrekten Antworten, weitere Fragen stellt, während sie korrekte bzw. erwartungskonforme durch Wiederholung der Antwort ratifiziert. Die Orientierung an der sachlichen Auseinandersetzung, die sich in Form der Suche nach einer Erklärung für den hohen Schreibaufwand einer Aufgabe konkretisiert, bricht mit ihrem eingangs formulierten Arbeitsauftrag, die einzelnen Ergebnisse „quickly“ mit „yes/no“ zu bewerten. Hier dokumentiert sich ebenso wie in der Erläuterung des hohen Schreibaufwandes, dass Aufgaben prinzipiell entweder korrekt oder nicht-korrekt sind und dass es Regeln gibt, entlang derer dies bestimmt wird. Die beteiligten Akteur:innen teilen die Orientierung, dass sachlich korrekte Ergebnisse das Ziel sind und, dies dokumentiert sich v.a. in den Fragen der Lehrerin, dass die Regeln, nach denen korrekte Ergebnisse bzw. Notationen generiert werden, von den Schüler:innen nachvollzogen werden. Die Lehrerin verfügt dabei in ihrer Rolle bzw. in der ihr zugeschriebenen sozialen Identität über dieses Wissen der fachlich-sachlichen Normen. In der Praxis der Lehrerin dokumentiert sich die angestrebte Art der Vermittlung

der sachlichen Inhalte: In sich-fragend-entwickelnd organisierten Interaktionen fokussiert sie Begründungen in Form von Regelwissen; dabei differenziert sie ihre Fragen zunehmend, bis das erwartete Ergebnis von den Schüler:innen formuliert wird. In der Sequenz dokumentiert sich eine durchgängig sachliche Auseinandersetzung der Lehrerin, die nicht entlang der Person, die eine sachlich nicht-/korrekte Äußerung vorgenommen hat, erfolgt. Dies unterscheidet sich von den Schüler:innen, die im Anschluss an *Avas* Äußerung lachen.

Zusammenfassend dokumentiert sich ein *Orientierungsrahmen im weiteren Sinne bzw. eine konstituierende Rahmung*, die primär durch die fachliche Norm von nicht-/korrekt entlang sachlicher Begründungen gerahmt ist. Die Lehrerin wie auch die Schüler:innen teilen diese Orientierung ebenso wie diejenige, dass die Lehrerin über das Wissen zur Unterscheidung verfügt und dass in korrekten Ergebnissen der positive Horizont der Auseinandersetzung liegt. Die Praxis der Lehrerin ist an Vermittlung und einer Fokussierung der Sache orientiert; dort, wo dies vonseiten der Schüler:innen handlungspraktisch in Frage gestellt wird (Lachen nach *Avas* Antwort), hält *Mrs. Wilson* einen rahmenden, sachlichen Bezug dagegen, in dem sie die Antwort als richtig herausstellt und damit das Lachen der Schüler:innen relativiert bzw. als nicht-angemessen rahmt.

3.2 Gruppendiskussion mit Schüler:innen: „They don’t call you out“

Die Passage „They don’t call you out“ entstammt einer Gruppendiskussion, an der vier Schüler:innen aus dem Mathematikkurs von *Mrs. Wilson* teilnahmen. Das Gespräch hat etwa 40 Minuten gedauert und wurde in einem schulischen Besprechungsraum geführt. Das Gespräch begann mit dem Eingangsimpuls bzw. der Frage nach den Erfahrungen der Schüler:innen in ihrem Mathematikkurs im laufenden Schuljahr. Die ausgewählte Passage entstand kurz nach Beginn. Unmittelbar vorher berichten die Schüler:innen, dass sie im Mathematikunterricht jeden Tag etwas lernen, dass die Unterrichtseinheiten wenige Unterrichtsstunden umfassen, die mit kurzen Tests („Quizzes“) abgeschlossen werden, dass es „das Beste“ am Unterricht von *Mrs. Wilson* sei, jeden Tag neben anderen Schüler:innen zu sitzen und dass sich die Tischpartner:innen helfen können. Dann entspannt sich die Passage, die zur besseren Lesbarkeit in zwei Teile, die im Gespräch unmittelbar nacheinander erfolgen, unterteilt wurde.

Noah³: And um (.) often we usually (.) like work on the board; (.) a lot when (.) we’re doing our questions, so we have like a, it helps because we have like a visua:l (2) and we can work with other people on the board to solve the questions;

Fatehjit: It makes it much more fun as well;

Alma: Yeah, (.)and it’s especially

Noah: | Yeah.

Alma: | it’s it’s nicer;

Terrence: | It’s a lot better than just sitting in a (.) chair

Alma: | Yeah;

Terrence: and answering questions on a piece of paper;

Alma: Yeah

Noah proponiert zunächst, dass im Unterricht sehr häufig „board work“ gemacht werde, wenn „we’re doing our questions“. In *Noahs* Äußerung deutet sich an, dass die Bearbeitung von Aufgaben konstitutiver Bestandteil von Mathematikunterricht (allgemein) ist. Er führt weiter aus, dass es hilft, so zu arbeiten, da eine visuelle Darstellung gegeben ist und mit anderen zusammengearbeitet werden kann. *Fatehjit* und *Terrence* differenzieren *Noahs* propositionalen Gehalt, dass „board work“ die bessere Form sei, zu arbeiten. Dieser stellen sie einen negativen Horizont gegenüber, bei dem auf dem Stuhl gesessen wird und Fragen auf Arbeitsblättern bearbeitet werden. *Alma* ratifiziert daraufhin die Äußerung *Fatehjits*. Es zeigt sich die geteilte Orientierung, dass „board work“ und damit der Mathematikunterricht, in dem es zentral um die (gemeinsame) Berechnung von Aufgaben geht, den Schüler:innen gefällt, da sie kooperativ arbeiten können und Helfen erlaubt ist. Die Hilfe bezieht sich dabei auf Unterstützung bei der Bearbeitung der Aufgaben resp. der erwarteten Leistung.

Alma: It’s nicer too because like (.) n- usually if you do something on the board it’s not like (.) when you go to sit back down and we’re correcting it we’re looking through the board it’s not (.) it’s not like you were a:sked, and if you were wrong then you feel bad that you’re wrong, (.) but not everyone knows that you wrote it there, (.) so that (.) it’s everyone if someone else got it wro:ng (.) then (.) you don’t feel like as ba:d, (.) ‘cause they don’t really call you out, (.) it’s kind of just correcting it, (.) like (.) not like you don’t know who drew it on the board, so then if it was wro:ng (.) then it wouldn’t really matter, ‘cause you would just correct it as a cla:ss and then we’d just move on; (.) you wouldn’t really feel bad if like you knew that if someone else knew that you (.) did (.) the question wrong;

Alma differenziert die Vorteile der „board work“ gegenüber dem negativen Horizont des „sitting in a chair“ und der individuellen Auseinandersetzung entlang der klassenöffentlichen Besprechung und Korrektur notierter Aufgaben. Der positive Horizont der „board work“ liegt in der nicht-individuellen Zuordnung von (fehlerhaften) Rechnungen. Hier dokumentiert sich ein negativer Horizont der sachlich-inkorrekten Berechnungen von Aufgaben, die einzelnen Schüler:innen als Fehler zugeordnet werden können. Dieser wird mit „you don’t feel like as bad“ v.a. als individuelle Emotion derjenigen beschrieben, denen die Aufgaben bzw. inkorrekt berechneten Aufgaben zugeschrieben werden. Die Proposition „they don’t really call you out“, die eine Fokussierungsmetapher darstellt, verweist auf eine Besprechung bzw. Korrektur mit klassenöffentlicher, individueller Identifizierung einer einzelnen Person vor und durch andere. Diese Person wird somit aus der Anonymität der Gruppe, hier der Schüler:innen des Kurses, herausgenommen, ohne sich gegen die Adressierung wehren zu können. Dies findet im Rahmen der „board work“ nicht statt. Eine falsch berechnete Aufgabe geht in dieser unterrichtlichen Sozialform nicht mit einer Degradierung für die Person einher. Weiter führt *Alma* aus, dass es sich im Rahmen von „board work“ nicht schlimm anfühlt, wenn einzelne andere wissen, dass du selbst die Frage falsch bearbeitet hast.

Zusammenfassend dokumentiert sich der positive Horizont der Orientierung der Schüler:innen, *nicht* klassenöffentlich für inkorrekte Berechnungen verantwortlich gemacht bzw. bloßgestellt zu werden. Dies ist im Mathematikunterricht enacted. Die Schüler:innen beziehen dies gleichermaßen auf die Sozialform der individuellen bzw. Partnerarbeit der „board work“ wie auf die Gestaltung der an-

schließenden Besprechung der Berechnungen im Plenum. Weiter teilen sie die Perspektive einer binären Unterscheidung nicht-/korrekter Rechnungen, wobei korrekt den positiven Horizont darstellt. Korrekte Rechnungen werden von den Schüler:innen erwartet, es gelingt ihnen jedoch nicht durchgängig; Inkorrekte Rechnungen rahmen sie als etwas, das allen Schüler:innen passieren kann. Der Mathematikunterricht von *Mrs. Wilson* stellt gegenüber einer solchen Praxis einen positiven Horizont dar; zugleich scheinen die Schüler:innen über derartige Erfahrungen öffentlicher Bewertung zu verfügen und den Unterricht von *Mrs. Wilson* entsprechend nicht als selbstverständliche unterrichtliche Praxis zu erleben. Die Norm bzw. die unterrichtliche Erwartung an ihre Schüler:innen-Identität, Aufgaben erwartungskonform zu berechnen, steht in Diskrepanz zu der Praxis, dass ihnen dies in der Praxis nicht durchgängig gelingt bzw. ihnen Inkorrektheiten unterlaufen. Dies scheint für sie Teil ihrer Schüler:innenpraxis zu sein, die an sich nicht problematisch ist; sie wird erst durch klassenöffentliche bzw. individuelle Zuschreibungen als Fehler durch Dritte – vermutlich der Lehrperson – zum Problem.

3.3 Homologien und Differenzen der Bearbeitung der Spannungsverhältnisse von Norm und Praxis im kanadischen Mathematikunterricht: konstituierende Rahmung und Schüler:innenperspektive

Eine komparative Analyse der rekonstruierten Bearbeitungsformen der Spannungsverhältnisse von Norm und Habitus bei der Bewältigung der konstituierenden Rahmung der videografierten Unterrichtssequenz „Number Five“ und der Passage „They don’t call you out“ der Gruppendiskussion mit den Schüler:innen erfolgt entlang von Homologien und Differenzen. Homologe Formen der Bearbeitung des Spannungsverhältnisses von Norm und Habitus im Zuge der Hervorbringung und Bewältigung der konstituierenden Rahmung liegen in beiden Dimensionen in der *primären Rahmung eines Sachbezugs*, der wesentlich entlang von sachlicher In-/Korrektheit bearbeitet wird. Im Fall inkorrekt bearbeiteter Aufgaben werden diese klassenöffentlich korrigiert, wobei korrekt in beiden Fällen den positiven Horizont der Bearbeitung darstellt. Während in der professionalisierten Praxis der Lehrerin die sachlich inkorrekte Bearbeitung mathematischer Aufgaben mit der Vermittlung bzw. Erläuterung der Regeln, die die Bearbeitung begründen, verbunden ist, verbinden die Schüler:innen (in der Gruppendiskussion) die Unterscheidung in-/korrekt auch mit einer möglichen Bedrohung, dass Inkorrektheiten als Fehler klassenöffentlich einer Person zugeschrieben werden. Dies zu vermeiden, machen sie auch für den Mathematikunterricht normativ geltend. Dennoch sind es in der Unterrichtssequenz Schüler:innen, die nach *Avas* Äußerung lachen und so eine (peer-bezogene) Form der klassenöffentlichen Bloßstellung und zugleich sachlichen Distanzierung praktizieren. Die Schüler:innen werden somit den eigenen normativen Erwartungen nicht gerecht. Sie stehen in einer gewissen Diskrepanz zu ihrer Praxis. Im Unterschied dazu wird die Lehrerin in ihrer Praxis diesen Erwartungen durchgängig gerecht, sie sind wesentliche Komponenten ihres professionalisierten Habitus. Die normativen Erwartungen sind zugleich in direktem Zusammenhang mit der kodifizierten normativen Programmatik der Schulen Kanadas zu sehen, die

sich von der Orientierung an individueller Leistungsmessung im deutschsprachigen Raum deutlich unterscheidet.

Eine weitere Homologie der zwei Dimensionen des Falls liegt in der Anerkennung, dass die Lehrerin die Unterscheidung trifft bzw. darüber entscheidet, ob ein Ergebnis in/korrekt ist, ohne dass diese binäre Unterscheidung und/oder die jeweilige Gültigkeit selbst infrage gestellt werden. Wenngleich die Schüler:innen in der unterrichtlichen Praxis Person und Produkt bzw. Äußerung in engerer Verbindung sehen als *Mrs. Wilson*, lässt sich ihre Perspektive nicht im Sinne einer „Zweit-Codierung“ verstehen, bei der die Übertragung von Leistung auf die gesamte Person erfolgt (vgl. Bohnsack 2017, S. 136ff.); vielmehr scheint die Verbindung situativ bzw. aufgabenbezogen zu sein. Die enaktierte Praxis des Mathematikunterrichts zeichnet sich dadurch aus, dass ‚Fehler‘ sachlich gerahmt und kooperativ bearbeitet bzw. korrigiert werden. Vergleichbare Ergebnisse einer primären fachunterrichtlichen Rahmung durch Sachorientierung konnte für zwei weitere Sequenzen des Mathematikunterrichts von *Mrs. Wilson* (vgl. Sturm 2022b) sowie für eine unterrichtliche Sequenz ihres Kollegen *Mr. Williams* rekonstruiert werden (vgl. Sturm/Wagener 2022). Insbesondere die letztgenannten Homologien deuten darauf hin, dass die rekonstruierte Praxis nicht nur typisch für *Mrs. Wilsons* Unterricht ist.

4 Resümee und Perspektiven einer praxeologisch-wissenssoziologisch verankerten Unterrichts- und Professionalisierungsforschung zu Habitus und Norm

Die rekonstruierten Ergebnisse zur Bearbeitung der Spannungsverhältnisse zwischen Norm und Praxis im Zuge der Bewältigung der konstituierenden Rahmung von Mathematikunterricht einer kanadischen Secondary School lassen sich als eine *primär sachorientiert gerahmte fachunterrichtliche Praxis* zusammenfassen, in der sachlich inkorrekte Produkte und/oder Äußerungen von Schüler:innen einen Anlass für Erläuterungen der Regeln und Korrekturen darstellen, entlang derer die Entscheidung sich begründet. Während die Lehrerin diese Praxis habitualisiert hat, teilen die Schüler:innen diese Norm und orientieren sich an ihr. Zugleich zeigt die Unterrichtssequenz, dass diese Norm nicht durchgängig in der Praxis aller Schüler:innen enaktiert wird (Reaktionen auf *Avas* Antwort). Diese sinngenetischen Rekonstruktionsergebnisse sollen abschließend kurz mit dem zentralen Ergebnis verglichen werden, dass Leistung in den mehrgliedrigen, nach Leistungsmessungen differenzierten Schulsystemen des deutschsprachigen Raums in individualisierter und hierarchisierter Form den Schüler:innen zugeschrieben wird und die zentrale unterrichtliche Differenz darstellt (vgl. z.B. Sturm 2013; Sturm/Wagener/Wagner-Willi 2020; Wagener 2020). Der Vergleich, der v.a. für den Mathematikunterricht in der Sekundarstufe erfolgen soll, hat auch zum Ziel, mögliche soziogenetische Erklärungen zu erkennen.

Benjamin Wagener (2020, S. 130ff.) rekonstruiert für den Mathematikunterricht in Sekundarschul- und Gymnasialklassen eine „Primäre Rahmung des Sach-

bezugs und Individualisierung“, die mit einer Orientierung am „*sachbezogenen und reibungslosen Unterrichtsablauf*“ (ebd., S. 130, Herv. im Orig.) v.a. seitens der Lehrpersonen verbunden ist. Individualisierung steht dabei nicht für klassenöffentliche Formen der De-/Gradierung oder (totalen) Identitätskonstruktionen, wie Wagener sie für die im Deutsch- und Kunstunterricht rekonstruierten Typen aufzeigen konnte. Die Schüler:innen werden jedoch als für ihren unterrichtlichen Leistungs(miss)erfolg individuell verantwortlich konstruiert. Während die sachliche Rahmung des Mathematikunterrichts eine Homologie zum kanadischen Sample darstellt, unterscheidet sich die Zuschreibung von Verantwortung für das Erreichen sachlich korrekter Ergebnisse an die Individuen gegenüber einer gemeinsamen Klärung. Während inkorrekte Antworten in dem kanadischen Fall entlang der Sache kooperativ-angeleitet unterrichtlich aufgegriffen und bearbeitet werden, wird dies in der Deutschschweiz in außerunterrichtliche Nachhilfekontexte delegiert und/oder kollektiviert im sogenannten Förderunterricht bearbeitet (vgl. Wagener 2020, S. 130ff.). Ein Vergleich mit dem ebenfalls in Kanada erhobenen Sozialkundeunterricht soll zeigen, inwiefern die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Praxen in Relation zur normativen Programmatik des jeweiligen Schulsystems und/oder des Unterrichtsfachs stehen.

Dieser sehr knappe Vergleich unterrichtlicher Praxen, die in ein- und mehrgliedrigen Schulsystemen generiert wurden, deutet darauf hin, dass die unterschiedliche Bedeutung, welche der Leistungsmessung in der rechtlichen Struktur und *kodifizierten normativen Programmatik* der Schulen und des Schulsystems in Kanada einerseits und der deutschsprachigen Schulen andererseits zukommt, sich auch – wenn auch nicht spannungsfrei – in der jeweiligen unterrichtlichen *Praxis* niederschlägt. Die individuelle Zuschreibung von Verantwortung für die unterrichtliche Leistung einzelner Schüler:innen des schweizer Samples findet im mehrgliedrigen Schulsystem ein Pendant in der Unterscheidung von Bildungsgängen, die nach Leistung und Leistungserwartung sowie damit einhergehende virtualen sozialen Schüler:innen-Identitäten gestuft sind. Eine vergleichbare Rahmung und damit verbundene, erwartete Entscheidungen, ob die Zugehörigkeit einzelner Schüler:innen zu einem Bildungsgang und/oder einer Klassenstufe (noch) angemessen ist, findet sich im formalen schulischen Rahmen des integrativen Schulsystems der kanadischen Provinz British Columbia nicht. Die hier aufscheinenden Unterschiede der Fremdrahmung, die es perspektivisch weiter zu betrachten gilt, legen nahe, dass die unterrichtlichen Praxen mehrgliedriger Schulsysteme als ein „pausenlos funktionierenden[r] Prüfungsapparat“ (Foucault 1976, S. 240) gestaltet werden, der „*die Individualität dokumentierbar*“ (ebd., S. 243, Herv. im Orig.) und die Individuen verantwortlich macht. Dass sich keine vergleichbare Individualisierung in dem kanadischen Fall findet, obwohl die Schüler:innen dies in der Gruppendiskussion als negativen Horizont formulieren, geht mit den Möglichkeiten v.a. sachlicher Formen unterrichtlicher Auseinandersetzung einher; ohne, dass dies – das zeigt nicht zuletzt die Gruppendiskussion der Schüler:innen – eine hinreichende Bedingung für derartige Unterrichtspraxen darzustellen scheint.

Auf der Grundlage der mehrbenenanalytischer Differenzierungen, die in den Kategorien der Praxeologischen Wissenssoziologie verankert sind, konnte in diesem Beitrag v.a. entlang des transnationalen Vergleichs gezeigt werden, dass sich die Praxen des Mathematikunterrichts in unterschiedlichen Schulformen (die Schüler:innen eines oder mehrerer Bildungsgänge gemeinsam unterrichten) mehrgliedriger Schulsysteme – in Bezug auf sogenannte Regelschüler:innen – durch mehr Gemeinsamkeiten auszeichnen als gegenüber einem Mathematikunterricht,

der in einem integrativen Schulsystem hervorgebracht wird. Diese Erkenntnis hebt die Notwendigkeit hervor, Unterricht ebenso wie Professionalisierung nicht losgelöst von den gesellschaftlichen und schulischen Kontextualisierungen zu betrachten. Mit Blick auf den mehrgliedrigen Kontext der deutschen Schulsysteme, der seinen Ausdruck nicht nur in den Schulformen und Bildungsgängen, sondern auch in Lehramtsbezeichnungen und -studiengängen findet, bietet sich hier neben dem Unterricht verschiedener Fächer ein breites Forschungsfeld.

Abschließend lässt sich für die Ergebnisse entlang der von Werner Vogd (2021) in seinem Beitrag hervorgehobenen kontinuierlichen Weiterentwicklung der Praxeologischen Wissenssoziologie und der Dokumentarischen Methode festhalten, dass die kategorialen Differenzierungen der Praxeologischen Wissenssoziologie (vgl. u.a. Bohnsack 2017, Kap. 4.4) ihrerseits differenziertere fachliche Erkenntnismöglichkeiten eröffnen. Neben der Mehrdimensionalität der Kategorienbildung (Praxis, Norm und Identität) ist es vor allem die Mehrebenenanalyse (Interaktion, Organisation und Gesellschaft), welche hier relevant wird: In den Praxen des *interaktiven* konjunktiven Erfahrungsraums (Fach-)Unterricht lässt sich nicht nur das Spannungsfeld dieser Praxen zu den *organisationalen* Normen empirisch rekonstruieren, sondern auch dasjenige zu den *gesellschaftlichen* Normen und Erwartungen, wie u.a. der kodifizierten Programmatik des Schulsystems. Ein differenzierter Vergleich der kodifizierten Programmatiken in Schulgesetzen und weiteren formalen Dokumenten unterschiedlicher Schulsysteme unter besonderer Berücksichtigung der ihnen inhärenten virtualen sozialen Identitäten erfolgt an anderer Stelle (vgl. Sturm 2022a). In der Analyse werden neben den Kategorien der Praxeologischen Wissenssoziologie diskursanalytische Elemente angewandt bzw. mit ihnen verbunden, um die gesellschaftlichen, kodifizierten Normen der Schule zu beschreiben; ohne damit den Anspruch zu erheben, auf die empirische Rekonstruktion der Bezugnahme auf Normen in der konkreten Praxis verzichten zu können.

Literatur

- BCME (2016): Special Education Services: A Manual of Policies, Procedures and Guidelines. Victoria: British Columbia Ministry of Education. https://www2.gov.bc.ca/assets/gov/education/administration/kindergarten-to-grade-12/inclusive/special_ed_policy_manual.pdf (18. April 2021)
- Bohnsack, R. (2009): Qualitative Bild- und Videointerpretation. Die dokumentarische Methode. Opladen/Farmington Hills.

- Bohnsack, R. (2017): *Praxeologische Wissenssoziologie*. Opladen/Toronto.
- Bohnsack, R. (2020): Professionalisierung in praxeologischer Perspektive: Zur Eigenlogik der Praxis in Lehramt, Sozialer Arbeit und Frühpädagogik. Opladen/Toronto.
- Bohnsack, R. (2021): Praxeologische Wissenssoziologie. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 22. Jg., H. 2, S. 87–106.
- Foucault, M. (1976): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a.M.
- Fritzsche, B./Wagner-Willi, M. (2015): Dokumentarische Interpretation von Unterrichtsvideografien. In: Bohnsack, R./Fritzsche, B./Wagner-Willi, M. (Hrsg.): *Dokumentarische Video- und Filminterpretation*. 2. Auflage Opladen/Farmington Hills, S. 131–152. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf03gd.8>
- Garfinkel, H. (1967): Conditions of successful degradation ceremonies. In: Manis, J.G./Meltzer, B.N. (Hrsg.): *Symbolic Interaction. A reader in social psychology*. Boston, S. 205–212.
- Goffman, E. (2012): *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. 21. Auflage Frankfurt a.M.
- Helbig, M./Nikolai, R. (2015): *Die Unvergleichbaren. Der Wandel der Schulsystem in den deutschen Bundesländern seit 1949*. Bad Heilbrunn.
- Holzkamp, K. (1995): *Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung*. Frankfurt a.M.
- Köpfer, A./Óskarsdóttir, E. (2019): Analysing support in inclusive education systems – a comparison of inclusive school development in Iceland and Canada since the 1980s focusing on policy and in-school support. In: *International Journal of Inclusive Education*, 23. Jg., H. 7–8, S. 876–890. <https://doi.org/10.1080/13603116.2019.1624844>
- Luhmann, N. (1978): *Erleben und Handeln*. In: Lenk, H. (Hrsg.): *Handlungstheorien interdisziplinär II. Handlungserklärungen und philosophische Handlungsinterpretationen*. Erster Halbband. München. S. 235–253.
- Nentwig-Gesemann, I. (2006): Regelgeleitete, habituelle und interaktionistische Spielpraxis. Die Analyse von Kinderspielkultur mit Hilfe videogestützter Gruppendiskussionen. In: Bohnsack, R./Przyborski, A./Schäffer, B. (Hrsg.): *Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis*. Opladen, S. 25–44.
- Nohl, A.-M. (2021): *Literaturliste zur dokumentarischen Methode*. <https://www.hsu-hh.de/systpaed/wp-content/uploads/sites/755/2021/03/LitdokMeth21-03-13.pdf> (19. August 2021)
- Sturm, T. (2013): (Re-)Produktion von Differenzen in unterrichtlichen Praktiken. *Schweizerische Zeitschrift für Bildungswissenschaften*, 35. Jg., H. 1, S. 131–146.
- Sturm, T. (2022a, i.E.): *Inklusion und Exklusion in Schule und Unterricht*. Stuttgart.
- Sturm, T. (2022b, i.E.): *Konstruktion von Leistungsdifferenzen im Mathematikunterricht der Sekundarstufe – vergleichende empirische Rekonstruktionen professionalisierter Praxen ein- und mehrgliedriger Schulsysteme*. In: Bohnsack, R./Bonnet, A./Hericks, U. (Hrsg.): *Praxeologisch-wissenssoziologische Professionsforschung in pädagogischen Handlungskontexten*. Opladen/Berlin/Toronto.
- Sturm, T./Wagener, B. (2022, i.E.): *Bilder und Videografien/videografische Daten im Kontext erziehungswissenschaftlicher Inklusionsforschung*. In: Wolfgarten, T./Trompeta, M. (Hrsg.): *Bild & Erziehungswissenschaft. Eine Skizzierung der thematischen Schnittmenge sowie des disziplinären Feldes*. Weinheim/Basel.
- Sturm, T./Wagener, B./Wagner-Willi, M. (2020): *Inklusion und Exklusion im Fachunterricht. Ambivalente Relationen in Schulformen der Sekundarstufe 1*. In: Ackeren, I.v./Bremer, H./Kessl, F./Koller, H.C./Pfaff, N./Rotter, C./Klein, D./Salaschek, U. (Hrsg.): *Bewegungen. Beiträge zum 26. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft*. Opladen, S. 581–595.
- Vogd, W. (2021): *Offenheit für neue Kategorien und Begründungen – warum eine Wissenssoziologie, die diesen Namen verdient, sich immerfort erneuern muss. Eine Würdigung der praxeologischen Wissenssoziologie von Ralf Bohnsack*. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 22. Jg., H. 1, S. 107–122.

Wagener, B. (2020): Leistung, Differenz und Inklusion. Eine rekonstruktive Analyse professionalisierter Unterrichtspraxis. Wiesbaden.

Anmerkungen

- 1 Alle Namen sind pseudonymisiert.
- 2 Üblicherweise werden mind. zwei Fotogramme vergleichend herangezogen, v.a. um die Besonderheiten von Videos, die sich aus zahlreichen Einzelbildern zusammensetzen resp. die Grenzen der Einzelbildanalyse sowohl in Bezug auf die abbildenden wie auch die abgebildeten Bildproduzierenden rekonstruieren zu können. Dies erfolgt wesentlich durch die komparative Betrachtung zweier bzw. mehrerer Fotogramme (vgl. Bohnsack 2009, S. 154ff.).
- 3 Die Transkription erfolgt nach den „TiQ-Regeln“ (Bohnsack 2009, S. 242).

Karin Schittenhelm

Theoretisches und praktiziertes Sampling.

Zwischen Felderkundung, Theoriebildung und Gütesicherung

Theoretical Sampling and Sampling in Practice. Between Fieldwork, Theory Building and Quality Assessment

Zusammenfassung

Theoretisch begründete Samplings finden auch jenseits von Grounded Theory basierten Untersuchungen häufig Anwendung in interpretativen und rekonstruktiven Verfahren. Allerdings erfahren sie dort nicht dieselbe methodologische und forschungspraktische Reflexion. Der Beitrag wirft die Frage auf, inwiefern es trotz der Spezifika von Untersuchungsfeldern und Methoden gemeinsame Anhaltspunkte zur Beurteilung theoretisch begründeter Samplings gibt. Er beginnt mit einer Diskussion qualitativer Samplings in Relation zu zentralen Aufgabenfeldern qualitativer Untersuchungen. Dabei zeigt er auf, wie die Anforderungen des Samplings im steten Wechselverhältnis zwischen Felderkundung, Theoriebildung und Gütesicherung auftreten. Am Beispiel einer eigenen Untersuchung stellt er zur Diskussion, wie Forschende anhand ihrer Felderkundung Revisionen ihrer Auswahlkriterien sowie ein Umdenken ihrer theoretischen Perspektiven vornehmen, und welche Anforderungen sich hierdurch zur Gütesicherung für qualitative Samplings stellen. Die Qualität eines Samplings gilt dabei als Frage des Produkts und des Prozesses seiner Herstellung.

Schlagwörter: Theoretisches Sampling, Felderkundung, Generalisierbarkeit, Gütekriterien

Abstract

Having been widely applied beyond Grounded Theory based studies theoretical samplings are often used in interpretive and reconstructive procedures. In this context, however, they are not similarly discussed in terms of methodological issues or sampling practices. The article calls into question whether there are common grounds to evaluate theoretical samplings beyond the specifics of research fields and methods. The analysis starts with discussing qualitative samplings in terms of key fields of action in qualitative studies. In doing so, it highlights how challenges of theoretical samplings occur during interdependencies between fieldwork, theory building and quality assessment. Based on an own study, the article discusses how researchers' fieldwork results in revisions of their criteria for data selection and of their analytical perspectives, along with the consequences for a quality assessment. The quality of a sample is understood in terms of the product and the process of producing the sample.

Keywords: Theoretical sampling, fieldwork, generalizability, quality assessment

1 Einleitung

Das aus der Grounded Theory (GT) bekannte Theoretical Sampling (Glaser/Strauss 1967, S. 45–78; Strauss 1998, S. 70–71) beinhaltet eine Datenauswahl anhand theoretischer Interessen, bei der die Auswahlkriterien, anders als bei einem Sampling-Plan (vgl. Kelle/Kluge 2010, S. 50–55), nicht vorweg feststehen. Stattdessen werden sie noch während der parallel ablaufenden Erhebung und Auswertung fortlaufend erweitert und modifiziert. Auch die theoretischen Fragen bleiben im Verlauf der Untersuchung veränderbar (Strauss/Corbin 1990, S. 162; Strübing 2014a, S. 29–32). Entsprechende Sampling-Strategien kommen heute über GT-basierte Verfahren hinaus zur Anwendung, auch wenn ein Theoretical Sampling im engeren Sinne nicht unbedingt eingehalten wird. So wird beispielsweise eine theoretische Sättigung (Glaser/Strauss 1967, S. 61) nicht immer eingelöst (Strübing 2014b, S. 464–465). Die zeitliche Ausdehnung des Samplings auf den gesamten Forschungsprozess und die Modifizierbarkeit der Auswahlkriterien anhand der theoretischen Fragestellung sind jedoch charakteristisch für ein mittlerweile häufig praktiziertes Vorgehen, das ich hier als „theoretisch begründetes Sampling“ diskutiere.

Trotz ihrer vielfachen Anwendung werden methodologische und forschungspraktische Fragen theoretisch begründeter Samplings außerhalb der GT wenig reflektiert. Samplings sind zwar ein Thema in Lehrbüchern der qualitativen Sozialforschung (Becker 1998, S. 67–108; Rosenthal 2015, S. 89–102; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 177–187) oder in einschlägigen Sammelbänden, Zeitschriften und Enzyklopädien (Akremi 2014; Dimbath/Ernst-Heidenreich/Roche 2018; Gobo 2004; Merkens 2015; Schittenhelm 2009). Doch hat die deutschsprachige Diskussion wiederholt kritisiert, dass qualitative Samplings zu wenig Aufmerksamkeit erhalten (Merkens 2003, S. 97; Kelle/Kluge 2010, S. 41; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 177; Schreier 2010, S. 238). Bisherige Debatten sind zudem disparat, da Samplings oftmals als Teilaspekt methodologischer Debatten über Gütekriterien (Steinke 2015), Typenbildung (Kelle/Kluge 2010, S. 41–55) oder GT (Strauss/Corbin 1990, S. 148–165; Strübing 2014b; Truschkat/Kaiser-Belz/Volkman 2011) thematisiert werden. Darüber hinaus gelten Samplings als Frage des Feldzugangs (Hensel/Kreuz 2018).

Der Beitrag verfolgt das Ziel, methodologische und forschungspraktische Fragen eines theoretisch begründeten Samplings stärker in die Debatten der rekonstruktiven und interpretativen Sozialforschung¹ einzubringen. Das heißt nicht, dass sich deren Verfahren prinzipiell von der GT unterscheiden. Unter dem interpretativen Paradigma sind theoretische und methodische Strömungen versammelt, die auch die GT beinhalten (Keller 2012, S. 17–18). Wie der Beitrag zeigen wird, sind die Verfahren insgesamt aber heterogen, wenn es um Voraussetzungen von Samplings geht. Dabei werden theoretisch begründete Samplings häufig adaptiert, ohne dass die für die GT geltenden Kriterien – z.B. komparative Analysen und eine theoretische Sättigung – gleichermaßen verbindlich oder möglich sind. Wie sind Samplings dann angesichts der je besonderen Voraussetzungen einer Untersuchung zu beurteilen – in einer internen Evaluation durch die Forschenden sowie in der Dokumentation ihres Vorgehens nach außen? Mein Beitrag fragt damit nach Anhaltspunkten für eine methodologisch reflektierte Forschungspraxis, beachtet unterschiedliche Ansätze in der interpretativen bzw. rekonstruktiven Sozialforschung und diskutiert abschließend Schlussfolgerungen für qualitative Samplings.

Die weiteren Abschnitte führen bisherige Debatten über Samplings anhand von drei Strängen zusammen: Sie stellen die Anforderungen theoretisch begründeter Samplings zwischen Felderkundung, Theoriebildung und Gütesicherung dar, um Kriterien vorzuschlagen, anhand derer Fragen des Samplings reflektiert werden können (Abschnitt 2). Anschließend steht am Beispiel einer eigenen Untersuchung² zur Diskussion, wie Forschende Revisionen ihrer Auswahlkriterien sowie ihrer Forschungsfragen vornehmen, und welche Anforderungen sich hierdurch für eine Gütesicherung stellen (Abschnitt 3). Die Schlussdiskussion befasst sich mit der Frage, inwiefern es trotz der Spezifika von Untersuchungsfeldern und Methoden gemeinsame Anhaltspunkte für die Beurteilung von theoretisch begründeten Samplings geben kann (Abschnitt 4).

2 Qualitatives Sampling: Methodologische Debatten

2.1 Felderkundung

Sprechen Forschende von qualitativen Samplings, geht es seit jeher auch darum, ob ihr Einstieg in das Forschungsfeld erfolgreich war. Je nach Feldzugang ist eine Datenauswahl nicht immer eine Entscheidung, die viele Alternativen hätte (Brandl/Klinger 2006). Forschende wählen auf der „Basis des Verfügbaren“ (Strauss/Corbin 1990, S. 157), auch wenn sie ein Sampling anhand theoretischer Konzepte anstreben. Ein Sampling bestimmt sich insofern nach der „Feldbeschaffenheit“ (Hensel/Kreuz 2018) und den dort gebotenen Möglichkeiten. Wie sich Forschende dazu verhalten, welche Rekrutierungsstrategien sie anwenden, wirkt sich zudem auf das Sample aus (Filiault/Murray 2009; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 60). Hürden und Chancen der Feldforschung sind bis heute mit Blick auf die Anwesenheit der Forschenden vor Ort und ihre Interaktionen im physisch-lokalen Feld ein Thema. Sie kommen mittlerweile auch hinsichtlich virtuell vermittelter Felder zur Sprache (Boydell et al. 2014; Greschke 2007; Walton 2017). Dabei gelten Online-Rekrutierungen über Internet-Foren oder E-Mails als Chance, um schwer erreichbare Personen anzusprechen (Filiault/Murray 2009, S. 187; Levine et al. 2011). Es wird sich im Folgenden zeigen, inwiefern Onlinerekrutierungen auch bei Face-to-Face-Befragungen hilfreich sind.

Eine Dokumentation der Feldbeschaffenheit und des Feldzugangs legt jedoch nicht nur die Bedingungen der Datenauswahl offen. Erfahrungen im Feld gelten als Lern- und Sozialisationsprozess der Forschenden (Lau/Wolff 1983; Whyte 1984) und Reflexionen dazu als Teil der Erkenntnisgewinnung (Hensel/Kreuz 2018). Eine Felderkundung beinhaltet also nicht nur eine Umsetzung theoretisch relevanter Auswahlkriterien, sondern auch die Generierung von Ideen anhand von Entdeckungen und unerwarteten Befunden. Der wechselseitige Prozess zwischen Felderkundung und Theoriebildung kennzeichnet das theoretisch begründete Sampling. Es geht also nicht allein darum, das Feld auf theoretisch relevante Fälle hin abzusuchen oder von der Auswertung mit neuen Ideen zurück ins Feld zu gehen. Entdeckungen im Feld können umgekehrt bisherige Voraussetzungen der Theoriebildung in Frage stellen und das Verständnis dessen verändern, was als theoretisch relevant gilt und für Auswahlentscheidungen maßgeblich wird.

2.2 Theoriebildung und sukzessive Auswahlentscheidungen

Auswahlentscheidungen finden fortlaufend statt und sind nicht auf die Feldforschung beschränkt (Merkens 2015; Rosenthal 2015, S. 99; Strauss/Corbin 1990, S. 164). Spielen im Forschungsfeld noch Besonderheiten des Feldzugangs eine Rolle, geht es während der Auswertung um eine Auswahl für die Entwicklung von Konzepten zur Theoriebildung (Strauss/Corbin 1990, S. 148–165; Strübing 2014b, S. 463–465). Theoretical Sampling im Sinne der GT beinhaltet kontinuierliche komparative Analysen (Glaser/Strauss 1967, S. 101–115). Indem Forschende neue Daten und (Vergleichs-)Fälle heranziehen, wird deutlich, unter welchen Voraussetzungen bisher entwickelte Hypothesen gelten und inwiefern sie anhand weiterer Befunde zu modifizieren sind. Auch eine Typenbildung kann auf komparativen Analysen beruhen (Kelle/Kluge 2010), wie z.B. in einigen Verfahren der rekonstruktiven Sozialforschung (Bohnsack 2013; Nohl 2017; Schütze 1983, S. 292–293). Je nach Methode spielen in der Theorie- und Typenbildung aber auch fallimmanente oder gedankenexperimentelle Vergleiche eine Rolle (siehe zur Objektiven Hermeneutik Wernet 2000). Insofern unterscheiden sich rekonstruktive Verfahren darin, wann der (Fall-)Vergleich einsetzt und welches Gewicht die Einzelfallanalyse einnimmt. Dies hat Folgen für ihr Sampling. So wird bei Auswertungen mittels komparativer Analysen, beispielsweise in der Dokumentarischen Methode (Bohnsack 2014), die Suche nach Vergleichsdaten ein wichtiges Auswahlkriterium von Samplings – worin sich Parallelen zur GT zeigen. Das Sample wird so zusammengestellt, dass es Varianten umfasst, die theoretisch interessante Vergleiche erlauben. Im Unterschied dazu sind fallimmanente oder gedankenexperimentelle Vergleiche nicht in derselben Weise auf das Vorhandensein empirischer Vergleichsfälle angewiesen.

Samplings gelten als Voraussetzung dafür, ob und wie Befunde (fall-)übergreifend relevant und generalisierbar sind (Gobo 2004; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 173; Schittenhelm 2012). In Debatten der qualitativen Sozialforschung gibt es zwar deutliche Absagen an den Anspruch auf eine Generalisierung (z.B. Lincoln/Guba 2000), insbesondere im Sinne von kontextübergreifenden Verallgemeinerungen, die einem naturwissenschaftlichen Verständnis und Messverfahren zugeordnet werden (vgl. Williams 2000, S. 213–214). Doch es steht auch zur Diskussion, welche Konzepte der Generalisierbarkeit (Gobo 2008; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 366–369; Schofield 2000; Williams 2000, 2002) und welches Verständnis von Erklärung (Soeffner 2006; Wilson 1981) für eine sinnverstehende Sozialforschung angemessen sind. Insofern ist hier entscheidend, welches Verständnis von Theorie einer Untersuchung zugrunde liegt. Neben einer gegenstandsbezogenen Theoriebildung, die anhand des Materials Konzepte entwickelt, gehören zum Theorieverständnis auch sozial- oder metatheoretische Grundlagen. Sie begründen nicht nur methodische Verfahren (z.B. durch wissenssoziologische Grundlagen), sondern gehen auch als „beobachtungsleitende Annahmen“ (Kalthoff 2008, S. 12) in Untersuchungen ein.

Ohne solche Debatten umfassend darstellen zu können, ist hier zu fragen, wie sich entsprechende Ziele und Erkenntnisabsichten auf die Anforderungen eines Samplings auswirken. Beiträge über Generalisierbarkeit stimmen weitgehend darin überein, eine Verallgemeinerung auf ganze Populationen kritisch zu sehen (u.a. Schofield 2000, S. 74; Williams 2002). In Abgrenzung dazu unterscheidet Gobo (2004) eine Generalisierung mit Blick auf das Wesen sozialer Prozesse und ihrer

Entstehungsbedingungen. Das Interesse gilt wiederkehrenden Mustern, Zusammenhängen oder Strukturen (Gobo 2004, S. 423). Geht es darum, Zusammenhänge oder Regelmäßigkeiten zu ermitteln, die (fall-)übergreifend von Bedeutung sind, ist auch von theoretischer oder analytischer Generalisierbarkeit die Rede (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 367–368). Ein vergleichbares Verständnis formuliert Williams über Generalisierbarkeit in interpretativen Verfahren und bezeichnet die Bildung von Theorien über Prozesse und Strukturen als „moderatum generalization“ (Williams 2000, S. 222).

Beispielsweise wurden in der Biografieforschung Prozessesstrukturen des Lebenslaufs (Schütze 1981; 1983, S. 284) ausgearbeitet und über ein konkretes Umfeld hinaus als übertragbar dargestellt. Ein Sample könnte hier variierende biografische Verläufe abdecken, deren Analyse theoretische Aussagen über typische Abfolgen von Phasen und deren Entstehungsbedingungen erlaubt. Ein solches Sample berücksichtigt jedoch nicht allein unmittelbar beobachtbare Lebensverläufe oder demografische Merkmale (z.B. Geschlecht, Alter). Eine sinnverstehende qualitative Sozialforschung befasst sich mit Phänomenen, die aufseiten der Erforschten im Rahmen ihrer alltagsweltlichen Wirklichkeit ebenso eine Deutung und Interpretation erfahren wie seitens der Forschenden und ihrer Disziplin.³ Geht eine Suche nach Erklärungen auf Basis einer „verstehenden Rekonstruktion des Handlungsinns“ (Soeffner 2006, S. 61) vor, berücksichtigt sie die eigenen Konstruktionsleistungen der Erforschten. Untersuchungen der interpretativen wie auch der rekonstruktiven Sozialforschung betonen zudem eine sinnverstehende Form der Typenbildung (Bohnsack 2013; Nentwig-Gesemann 2013; Rosenthal 1995, S. 210).

Für ein Sampling ist eine solche Ausrichtung insofern von Bedeutung, als sie für Suchstrategien ausschlaggebend wird. Suchen Forschende nach weiteren Daten über Sinnmuster, Handlungsstrategien und deren Entstehungsbedingungen, sind Anzeichen dafür in der Feldforschung nicht immer erkennbar. Da Orientierungen und Sinnwelten oft erst als Resultat der Datenanalyse bekannt werden, können sie kaum als Kriterien für eine Suchstrategie im Feld dienen. Auswahlkriterien, die im Feld noch nicht erkennbar sind, werden auch in Debatten zur GT genannt (Strübing 2014b). Insofern geht es hier um Herausforderungen für Samplings, die (methoden-)übergreifend von Bedeutung sind.

2.3 Gütesicherung oder: was ist ein „gutes Sampling“?

Die Frage: was ist ein „gutes Sampling“? kann nicht losgelöst davon diskutiert werden, wie ein Untersuchungsfeld beschaffen ist und wie Forschende ihre Gegenstandskonzeption ausformulieren. Doch anhand welcher Kriterien und Maßstäbe sollte die Güte eines Samplings *in Relation zu* Feld und Gegenstand beurteilt werden?

Becker spricht von „the full range of variation in the phenomenon“ (Becker 1998, S. 71) als Ziel qualitativer Samplings und bringt damit eine wiederholt vertretene Auffassung auf den Punkt: Ein Sampling hat zu gewährleisten, dass die mit der Forschungsfrage umrissenen Varianten und theoretisch interessanten Merkmale eines Phänomens in den Blick geraten (Kelle/Kluge 2010; S. 55; O'Reilly/Parker 2013, S. 192). Die Vorstellung, ein nach sozio-demografischen Merkmalen „repräsentatives“ Sample sei auch hinsichtlich sozialer Handlungen und Orientierungen „repräsentativ“, wird dagegen kritisch gesehen (Gobo 2004; Kelle/Kluge 2010,

S. 55). Doch betonen Kelle und Kluge, potenziell relevante sozio-demografische Merkmale sollten im Sample „unverzerrt“ (Kelle/Kluge 2010, S. 41) vorhanden sein. Untersuchungen einer transnational mobilen Berufsausübung sollten demnach z.B. ein Sample aufweisen, das potenziell relevante Merkmale wie Geschlecht oder Familienstand bewusst variiert – auch ohne deren Auswirkungen bereits selbst ermittelt zu haben. Die Forderung kann als Warnung gegen nicht intendierte Selektionen, etwa aufgrund eines selektiv wirkenden Feldzugangs, verstanden werden. Es kann jedoch nicht darum gehen, Untersuchungsfelder hinsichtlich ihrer Merkmale „abzubilden“. Für ein theoretisch begründetes Sample ist die Relevanz der Daten mit Blick auf das analytische Vorgehen entscheidend. Einschätzungen dazu beruhen auf Konstruktions- und Verstehensleistungen der Forschenden. Inwiefern Dimensionen und (Fall-)Merkmale interessant sind, liegt in ihrem Ermessen und resultiert aus ihren Suchstrategien in einem zunächst offenen und schließlich mehr und mehr zielgerichteten Vorgehen während der Feldforschung und Auswertung. Je nach Untersuchungsfeld und Gegenstandskonzeption kann es schwer einlösbar sein, die als theoretisch relevant erkannten Ausprägungen eines Phänomens empirisch abzudecken. Der Abschluss des Samplings bringt insofern auch mögliche Revisionen der Ziele und Forschungsfragen mit sich.

Nach dem Verständnis von theoretischer Sättigung (Glaser/Strauss 1967, S. 61) wird ein Sampling abgeschlossen, wenn anhand neuer Daten keine neuen Erkenntnisse mehr zu bisher entwickelten theoretischen Konzepten zu ermitteln sind (Kelle/Kluge 2010, S. 49; Strübing 2014a, S. 32–33). Über die GT hinaus wurden weitere Begriffe von „Sättigung“ entwickelt, die als Gütekriterium für Samplings („data/thematic saturation“, O’Reilly/Parker 2013) oder für qualitative Untersuchungen („empirische Sättigung“, Strübing et al. 2018, S. 88) gelten. Ein gemeinsamer Nenner ist hier, dass ein Sample die Ausprägungen des Phänomens mit einer Dichte und Varianzbreite abdeckt. Allerdings steht die Anforderung einer Sättigung als universelles Kriterium für Verfahren außerhalb der GT aufgrund ihrer unterschiedlichen Voraussetzungen in Frage (O’Reilly/Parker 2013). Eine exemplarische Fallstudie (vgl. Eisewicht/Grenz 2018, S. 368) ist nicht ohne Weiteres vergleichbar mit einer Untersuchung, die z.B. Karrieren und Risiken einer transnationalen Berufsausübung umfassend erforschen möchte. Dies erscheint selbstverständlich, sollte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass bei (Einzel-)Fallstudien Samplings auch eine Rolle spielen, um Fälle mit einer (Material-)Dichte abzubilden, die dem Anspruch der Analyse gerecht wird. So können für Fallstudien zu Familien z.B. sukzessive unterschiedliche Materialien (Interviews, Familiengespräche, Fotoalben) erhoben werden. Neben dem Untersuchungsfeld und der (nicht immer komparativ angelegten) Auswertungsmethode sind es die Unterschiede in der Gegenstandskonzeption, die eine Rolle dafür spielen, wie Forschende den Begriff der ‚Sättigung‘ auslegen – sofern sie ihn in Erwägung ziehen.

Was als theoretisch relevant gilt, ist von der fortlaufenden Entwicklung der Forschungsfragen abhängig, die keinen Fixpunkt darstellen. Die Entwicklung von Fragen und Kategorien kann an Grenzen des Verstehens aufseiten der Forschenden geraten, die mit dem Ende einer Untersuchung den Gegenstand keineswegs vollständig erfasst haben müssen (Rosenthal 2015, S. 89–92). Gilt das Kriterium der Sättigung eher für einzelne Konzepte oder Kategorien, die hinsichtlich vorgefundener Varianten mit einer gewissen Dichte abgedeckt sind, schließt dies nicht aus, dass andere Konzepte und weitergehende Zusammenhänge noch wenig erschlossen sind. Ein uneinheitlicher Grad an Sättigung der in einer Untersuchung entwickelten Konzepte ist bereits aus Debatten der GT bekannt (vgl. Dimbath/Ernst-Heiden-

reich/Roche 2018, S. 5). Die Güte eines Samplings hinsichtlich einer Sättigung ist in Relation zum Feld und Gegenstand darzulegen, einschließlich der (ggf. nicht optimalen) Bedingungen, die zum Abschluss geführt haben. Dagegen sind allgemeine Kriterien für die Güte und den Abschluss eines Samples als Begriffe für sich genommen nicht unbedingt eindeutig und müssen mit Blick auf den Kontext einer Untersuchung zur Diskussion gestellt werden. Dabei betonen GT-basierte Verfahren auch den (Herstellungs-)Prozess des theoretischen Samplings (Bowen 2008, S. 137; Dimbath/Ernst-Heidenreich/Roche 2018), um systematisch eine (gegenstands-)adäquate Sättigung zu ermitteln.

In diesem Sinne betrifft Gütesicherung einerseits das *Resultat*, d.h. die Zusammensetzung des Samples, andererseits *das Verfahren seiner Herstellung*, das begründet und offengelegt wird. An dieser Stelle spielen generelle Gütekriterien eine Rolle, die für qualitative Sozialforschung wiederholt beansprucht wurden (u.a. Reichertz 2019; Strübing et al. 2018) – z.B. die Forderung, dass Forschende ihr Vorgehen (Steinke 2015) und ihre Daten (Flick 2005, S. 205) offenlegen. Auf diese Weise wird die Forschungspraxis unter methodologischen Gesichtspunkten zur Diskussion gestellt. Auswahlentscheidungen des theoretisch begründeten Samplings gehen zwar mit explizit formulierten Forschungsinteressen einher, resultieren aber ebenso aus ungeplanten und zufälligen Bedingungen des Forschungsfeldes. Dies jeweils offenzulegen, ist Thema einer methodologischen Reflexion des praktizierten Samplings und Bestandteil einer Gütesicherung.

3 Qualitatives Sampling in der Forschungspraxis

Wie das folgende Beispiel zeigt, dient eine methodologisch reflektierte Feldforschung nicht allein der Umsetzung einer theoretisch als relevant geltenden (Fall-)Auswahl. Entdeckungen im Feld sind auch konstitutiv für die (Neu-)Ausrichtung theoretischer Perspektiven und die (Neu-)Formulierung dessen, was als theoretisch relevant gilt. Das Verständnis einer maßgeblichen Bedeutung der Feldforschung für die Theoriebildung ist in der qualitativen Sozialforschung keineswegs neu. Von Interesse sind hier jedoch die Konsequenzen für die Durchführung und Beurteilung eines theoretisch begründeten Samplings.

Als Beispiel dient eine Untersuchung über junge Erwachsene, die nach Abschluss eines sogenannten „SSH“-Faches (Social Sciences and Humanities) in Deutschland (so die ursprüngliche Idee) eine akademische Laufbahn in ausgewählten Ländern der Europäischen Union (Frankreich oder Niederlande) beginnen. Von Interesse sind ihre Statusübergänge zwischen Studium und einer wissenschaftlichen Tätigkeit im EU-Ausland, wobei nicht allein die Berufsausübung, sondern die gesamte Lebensführung (berufs-, partner- und ggf. familienbezogene Lebensentwürfe) einbezogen wird. Nach Weber zeichnet sich eine Lebensführung durch „eine Systematisierung des praktischen Handelns in Gestalt seiner Orientierung an einheitlichen Werten“ aus (Weber 1980, S. 321). Mit der Frage nach der Lebensführung interessierte sich die Untersuchung für Orientierungen, die nicht allein für die mobilen Laufbahnen (etwa die Alltagsbewältigung im EU-Land), sondern auch für die Wahrnehmung beruflicher sowie partner- oder familienbezogener Perspektiven relevant werden. Biografisch-narrative Interviews (Schütze 1983) dienten

dazu, lebensgeschichtliche Erfahrungen und dabei erworbene Wissensvorräte zu ermitteln. Durch ergänzende Paarinterviews (Behnke/Meuser 2003; Wimbauer/Motakef 2017) geriet der Umgang mit transnationaler Mobilität in partnerbezogenen Arrangements in den Blick. Die Auswertung mit der Dokumentarischen Methode (Bohnsack 2014; Nohl 2017) richtete sich darauf, wie Befragte ihre Lebensbedingungen wahrnehmen und welche Wissensbestände und Orientierungen für sie handlungsrelevant werden (Schittenhelm/El Dali/Schäfer 2017).

3.1 Felderkundung und Revision der Auswahlkriterien

Neben den Ausgangskriterien – Sozial- und Geisteswissenschaftler*innen mit ehemaligem Lebensmittelpunkt und Studienabschluss in Deutschland, die in Frankreich oder den Niederlanden eine wissenschaftliche Laufbahn begonnen hatten – waren weitere Kriterien zu Beginn des auf drei Jahre angelegten Projekts zunächst offen. Es gab bewusst mehrere Feldzugänge (s.a. Schäfer/El Dali 2021, S. 303–304):

1. Wissenschaftliche Einrichtungen in Frankreich und den Niederlanden wurden per E-Mail angeschrieben, ob sie Such-Flyer des Projekts über ihre E-Mail-Verteiler und Online-Newsletter verbreiten. Die jungen Erwachsenen wurden auf diesem Wege gebeten, bei Interesse an einer Teilnahme den Kontakt mit dem Forschungsteam aufzunehmen.
2. Das Projekt-Team suchte den direkten Kontakt über Tagungen oder Treffen für den wissenschaftlichen Nachwuchs und recherchierte über individuelle Internet-Seiten an Institutionen mögliche Teilnehmer*innen, die per E-Mail kontaktiert wurden.
3. Es gab weiterhin eine Rekrutierung mit dem Snowball-Sampling, d.h. mithilfe von bereits Befragten.

Während die insgesamt 60 Interviews face-to-face stattfanden, war insbesondere die Online-Rekrutierung mit direkten Anschreiben per E-Mail erfolgreich. Die Kontaktaufnahme per E-Mail entsprach den Kommunikationsformen der erforschten Berufswelt, in der sich Personen mit ihrem wissenschaftlichen Profil im Netz präsentieren. Der Zugang ins „Feld“ funktionierte insofern, als er zu Kontakten und Zusagen führte. Er hatte jedoch seine Grenzen darin, dass die Befragten nur über wenige im Berufsfeld öffentlich gemachte Kriterien rekrutiert werden konnten. Für das Interesse an der Lebensführung gab es dabei keine Anhaltspunkte. Das änderte sich grundlegend bei den Paarinterviews. Die Forschenden konnten aufgrund der vorhergehenden Einzelinterviews mit deutlich mehr Informationen die Beteiligten der Paarinterviews rekrutieren. Allerdings schloss das Team die Erhebung im dritten und letzten Jahr mit 20 Paarinterviews ab, obwohl nicht alle in den Einzelinterviews beobachteten Lebensformen berücksichtigt werden konnten.

Ursprünglich war geplant, für die Einzel- und Paarinterviews die Auswahlkriterien sukzessive zu ergänzen, um nach und nach gezielter theoretisch interessante Fälle auszuwählen. Nachdem das Projekt-Team sichergestellt hatte, dass in beiden EU-Ländern Frauen und Männer, Singles, Paare und Familien sowie unterschiedliche Mobilitätsformen (Verlagerung des Lebensmittelpunkts, zirkuläre Mobilität oder multi-lokale Lebensformen) berücksichtigt waren, fanden Auswahlentscheidungen jedoch lediglich anhand des vorliegenden Datenbestandes und nicht mehr im Feld statt. Es konnten so nicht alle in der Auswertung entdeckten Befunde

durch neu erhobene Fälle ergänzt und vertieft werden. Während bei den Einzelinterviews die begrenzte Erkennbarkeit im Feld den Ausschlag für dieses Vorgehen gab, waren es bei den Paarinterviews eher die zu Ende gehenden zeitlichen Ressourcen.

Zudem führte die Felderkundung bereits früh zu einer Revision der anfänglichen Auswahlkriterien: Das Interesse galt anfangs Personen, die nach dem Studium in Deutschland ihre Laufbahn im EU-Ausland beginnen. Doch meldeten sich auch Promovierende, die bereits für den Studienabschluss „ausgewandert“ waren. Der Unterschied zur ursprünglich anvisierten Gruppe war graduell. Alle angegriffenen Personen waren bereits vor der Promotion mobil, indem sie einen oder mehrere Auslandsaufenthalte absolviert hatten. Die mobilen Laufbahnen führten lediglich früher oder später dazu, im EU-Ausland auch Abschlüsse zu erwerben. Das Projekt-Team änderte daher das ursprüngliche Kriterium „Studium in Deutschland“ in „ehemaliger Lebensmittelpunkt und höherer Bildungstitel in Deutschland“. Der Umstand, dass sich die Auswahlkriterien auf die im Feld angegriffenen Laufbahnen einstellten, hatte weitere Folgen.

3.2 Umdenken in der Theoriebildung

Die Felderkundung stellte das ursprüngliche theoretische Interesse in Frage. Statt mehrdimensionale Statusübergänge (Glaser/Strauss 1971), d.h. ein Ineinandergreifen der Übergänge zwischen Studium und Beruf sowie zwischen EU-Ländern, in variierenden Ausprägungen zu erforschen, änderte sich die Ausrichtung der (lebenslauf-)theoretischen Perspektive. Der Blick richtete sich auf die längerfristigen biografischen Erfahrungen mit transnationaler Mobilität. Hier boten die revidierten Auswahlkriterien eine interessante komparative Analyse an: Es war nun vergleichbar, welche – früheren oder späteren – Erfahrungen eine Mobilität hervorbringen und das entsprechende Wissen generieren. Weiterhin beinhaltete die ursprüngliche Fragestellung eher ein klassisches Verständnis von Migration, wonach Menschen ihren Lebensmittelpunkt von einem Land in ein anderes verlagern (Treibel 2008). Neben Personen, die bereits früher ihren Lebensmittelpunkt in andere Länder verlegt hatten, gab es jedoch solche, die in beiden Ländern (beispielsweise Frankreich und Deutschland) lebten. Auch hier stellten sich implizite Annahmen als revisionsbedürftig heraus.

Während die Erweiterung der Auswahlkriterien mit einer Revision der lebenslaufbezogenen theoretischen Interessen verbunden war, ließ sie andere Facetten der Forschungsfrage, wie die Frage nach der Lebensführung, eher bestehen oder bestärkte diese. Es gerieten nun noch andere Lebensformen, wie z.B. multi-lokale Partnerschaften, in den Blick. Insgesamt wurde deutlich, dass für Fragen der Lebensführung die jetzige Ausrichtung der theoretischen Interessen sogar unerwartet ertragreich war. So waren Fragen der beziehungs- oder familienbezogenen Lebensführung nicht allein – wie erwartet – mit Blick auf ein „Vereinbarkeitsmanagement“ (Behnke/Meuser 2003) zwischen Beruf und partner- oder familienbezogener Lebensführung relevant. Sie spielten auch für Mobilitätsentscheidungen im biografischen Verlauf eine wichtige Rolle. Insgesamt führten die Entdeckungen im Feld so zu Revisionen *und* Erweiterungen des bisherigen Blickfeldes, was jedoch keineswegs bereits als Fazit einer Reflexion des Samplings gelten kann. Darüber

hinaus ist zu fragen, wie die genannten Revisionen vor dem Anspruch der Gütesicherung einzuschätzen sind.

3.3 Gütesicherung

Handelt es sich hier um die gebotene Flexibilität im Umgang mit einer vorläufigen Forschungsfrage oder um ein „Aufweichen“ von Kriterien, deren Einhaltung vor Barrieren im Feld kapitulierte? Anders formuliert: Inwiefern ist es geboten, sich auf das Feld einzustellen und inwiefern geht es darum, das anvisierte Sample mit erhöhten Anstrengungen in der Feldforschung einzulösen? Die entdeckten, einschließlich der unerwarteten Befunde waren zwar vielversprechend, gemessen am Erkenntnisinteresse der Forschenden. Für eine Gütesicherung zählt allerdings nicht nur, *ob* theoretisch interessante Befunde in den Blick geraten, sondern *wie* sie empirisch abgedeckt sind. D.h., inwiefern wird mit dem erreichten Sample der nunmehr neu konzipierte Gegenstand adäquat und umfassend empirisch erschlossen?

Bereits vor dem Abschluss der Publikationsphase des Projekts lässt sich sagen, dass nicht zu allen theoretischen Konzepten gleichermaßen eine Dichte oder Sättigung vorliegt. So war es möglich, mit einer Materialfülle lebenslaufbezogene theoretische Konzepte weiterzuentwickeln, die eine Herausbildung transnationaler Laufbahnen mit ihren Entstehungsbedingungen in der Biografie analysieren. Grundlage der Einschätzung war jedoch ein Umdenken in der Gegenstandskonzeption, die sich nunmehr auf den weitergehenden biografischen Verlauf bezog. „Gegenstandsangemessenheit“ als Gütekriterium qualitativer Sozialforschung (Strübing et al. 2018, S. 85) setzt insofern voraus, dass die Gegenstandskonzeption revidierbar und sukzessive zu erschließen ist. Zudem ließen sich typische Ausprägungen in der Handhabung von Mobilität und paarbezogenen Lebensformen mit einer Varianzbreite erschließen. Allerdings zeigte sich in den Paarinterviews, dass die europäische Freizügigkeit für Hochqualifizierte und ihre Partner*innen mit unerwarteten Barrieren verbunden war. Der angesichts des Forschungsstandes wichtige Befund konnte nicht (mehr) variantenreich erschlossen werden. Konzepte, die bereits früh verfolgt wurden, ließen sich dagegen umfassender ermitteln – auch wenn sie im Rahmen der bereits früh revidierten lebenslaufbezogenen Perspektive entstanden waren.

Schließlich zeigt das Beispiel mit Blick auf die Qualitätssicherung ein Dilemma: Eine zunehmende Fokussierung und gezielte Suche sind im Projektverlauf wichtig, um eine Dichte und Sättigung anhand der Daten anzusteuern. Allerdings ist davon auszugehen, dass Analysen sozialer Sinnwelten nur begrenzt eine Steuerung des Samples in der Datenerhebung erlauben. Dies änderte sich erst in der zweiten Stufe der Befragung, die mehr Gestaltungsmöglichkeiten bot. Nichtsdestoweniger ließ sich zeigen, dass bei Neuentdeckungen der Zeitraum – je nach Projektphase – zu begrenzt sein kann, um diverse Ausprägungen eines Phänomens zu erschließen. ‚Sättigung‘ ist insofern nicht allumfassend, sondern mit Blick auf verschiedene Konzepte der Untersuchung differenziert zu bewerten. Was ist jedoch daraus zu schließen, dass interessante Befunde auch bei geringer empirischer Abdeckung wichtige Fragen aufwerfen, wie hier z.B. zu Grenzen der europäischen Freizügigkeit? Überlegungen dazu und weiterführende Schlussfolgerungen kommen nun abschließend zur Sprache.

4 Schlusss Diskussion

In einem iterativen Forschungsprozess treten die Anforderungen qualitativer Samplings im steten Wechselverhältnis zwischen Felderkundung, Theoriebildung und Gütesicherung auf. Die Felderkundung kann eine Revision des theoretischen Interesses nach sich ziehen. Durch die parallele Erhebung und Auswertung haben Erkenntnisse der Theoriebildung umgekehrt Folgen für das Vorgehen im Feld. Ein „gutes Sampling“ ist schließlich nicht unbedingt die Erfüllung ursprünglicher Ziele, sondern *in Relation* zum Feld sowie zum – revidierbaren – theoretischen Interesse zu beurteilen. Mit Blick auf die miteinander verschränkten Aufgabenfelder – Felderkundung, Theoriebildung, Gütesicherung – lässt sich ein Sampling als *Verfahren* und *Resultat* zur Diskussion stellen, d.h. mit Blick auf die Herstellung des Datenbestandes und seine Zusammensetzung. Welche Beurteilungskriterien und Strategien können dabei formuliert werden, wenn es weder primär um eine numerische Größe noch um die zwingende Einlösung eines ursprünglich angedachten Samplings geht?

Bisher verhandelte Gütekriterien qualitativer Sozialforschung legen für Verfahren ‚Transparenz‘ und für das Resultat eine ‚Sättigung‘ nahe. Eine Transparenz des Verfahrens beinhaltet, Auswahlentscheidungen, Feldzugang und Rekrutierungsstrategien sowie – ggf. revidierte – theoretische Perspektiven offenzulegen. Es geht um die Nachvollziehbarkeit des Vorgehens. Das ermöglicht auch, die Frage der ‚Sättigung‘ *in Relation* zu den Machbarkeiten des Feldes, den Anforderungen methodischer Verfahren (z.B. komparativ vs. fallintensiv) und zum (revidierbaren) Anspruch der theoretischen Fragestellung zu sehen.

Für die Qualität eines Samples als *Resultat* hat der Anspruch einer Adäquatheit mit Blick auf Gegenstand und Erkenntnisziel unmittelbare Konsequenzen: Entscheidend ist, was ein Sample als Grundlage für (fall-)übergreifende Gültigkeit oder Generalisierbarkeit auszeichnet und welche Voraussetzungen es dafür zu erfüllen hat. An dieser Stelle variieren die Anforderungen methodischer Verfahren deutlich – je nach der Bedeutung des Einzelfalls oder der Notwendigkeit komparativer Analysen. In letzterem Fall wird für die Qualität entscheidend, welche (Fall-)Vergleiche und Kontrastierungen ein Sampling ermöglicht. Die Frage der Fülle und Dichte des Materials und seine Adäquatheit für die theoretische Fragestellung betrifft aber auch (Einzel-)Fallstudien. Hier kann gefragt werden, inwieweit (material-)intensive Fallstudien Datenkombinationen oder wiederholte Befragungen erfordern. Allerdings gibt es außerhalb der GT zur Frage der Sättigung keine verbindlichen Vorgaben. Ein methodologisch reflektiertes Sampling setzt jedoch voraus, das Verständnis einer für den Gegenstand und das Erkenntnisziel adäquaten Datenbasis darzulegen – unter Berücksichtigung der Voraussetzungen im Feld und der Untersuchungsmethoden. Der Anspruch auf eine Sättigung kann dabei – wie am Fallbeispiel dargestellt – auch uneinheitlich realisiert sein, wenn ein Sample nicht alle theoretischen Konzepte gleichermaßen empirisch abdecken kann. Selbst Entdeckungen, die weniger empirisch erschlossen sind, können jedoch, sofern sie in die Theoriebildung eingehen, einen Stellenwert haben.

Wie mit einem Sampling ein nach theoretischen Interessen „erschlossenes“ Forschungsfeld zu erreichen ist, bleibt jedoch eine zentrale Frage. Hier ließen sich forschungspraktische Herausforderungen zeigen, die (methoden-)übergreifend von Bedeutung sind. Für jegliche sinnverstehende Analyse, unabhängig davon, mit welchen methodischen Verfahren sie vorgeht, werden Auswahlkriterien relevant, die

noch nicht bei der Erhebung im Feld, sondern erst in der Auswertung erkennbar sind. Hier stellt sich die Frage, wie Auswahlmöglichkeiten bereits bei der Konzeption von Untersuchungen zu berücksichtigen sind. So ließ sich zeigen, dass mehrstufige Datenerhebungen (etwa wiederholte Erhebungen oder kombinierte Erhebungsformen) eine zunehmend bessere Informiertheit für die Auswahl und Fokussierung des Samples ermöglichen. Die Debatte über qualitative Samplings betrifft insofern nicht allein die Durchführung, sondern auch die Konzeption qualitativer Untersuchungen. Schließlich geht es weniger um die zur Diskussion gestellten Beurteilungs- und Qualitätskriterien von Samplings per se. Entscheidend ist vielmehr, wie sie *in Relation* zu den genannten Aufgabenfeldern einer Untersuchung relevant werden und dabei in systematischer Weise miteinander verschränkt sind.

Literatur

- Akreml, L. (2014): Stichprobenziehung in der qualitativen Sozialforschung. In: Baur, N./Blasius, J. (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden, S. 265–282. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18939-0_17
- Becker, H.S. (1998): *Tricks of the Trade. How to Think about Your Research While You're Doing It.* Chicago/London. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226040998.001.0001>
- Behnke, C./Meuser, M. (2003): Vereinbarkeitsmanagement. Die Herstellung von Gemeinschaft bei Doppelkarrierepaaren. In: *Soziale Welt*, 54. Jg., H. 2, S. 163–174.
- Bohnsack, R. (2013): Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse. Grundprinzipien der dokumentarischen Methode. In: Bohnsack R./Nentwig-Gesemann, I./Nohl, A.-M. (Hrsg.): *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung.* 3. Auflage Wiesbaden, S. 241–270. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19895-8_11
- Bohnsack, R. (2014): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden.* 9. Auflage Opladen.
- Boydell, N./Fergie, G./McDaid, L./Hilton, S. (2014): Avoiding Pitfalls and Realising Opportunities: Reflecting on Issues of Sampling and Recruitment for Online Focus Groups. In: *International Journal of Qualitative Methods*, 13. Jg., H. 1, S. 206–223. <https://doi.org/10.1177/160940691401300109>
- Bowen, G.A. (2008): Naturalistic inquiry and the saturation concept: a research note. In: *Qualitative Research*, 8. Jg., H. 1, S. 137–152. <https://doi.org/10.1177/1468794107085301>
- Brandl, J./Klinger, S. (2006): Probleme eines Feldzugangs zu Eliten. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 31. Jg., H. 1, S. 44–65. <https://doi.org/10.1007/s11614-006-0003-z>
- Cicourel, A. (1974): *Methode und Messung in der Soziologie.* Frankfurt a.M.
- Dimbath, O./Ernst-Heidenreich, M./Roche, M. (2018): Praxis und Theorie des Theoretical Sampling. Methodologische Überlegungen zum Verfahren einer verlaufsorientierten Fallauswahl. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 19. Jg., H. 3, Art. 34. <https://doi.org/10.17169/fqs-19.3.2810>
- Eisewicht, P./Grenz, T. (2018): Die (Un)Möglichkeit allgemeiner Gütekriterien in der Qualitativen Forschung – Replik auf den Diskussionsanstoß zu „Gütekriterien qualitativer Forschung“ von Jörg Strübing, Stefan Hirschauer, Ruth Ayaß, Uwe Krähnke und Thomas Scheffer. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 47. Jg., H. 5, S. 364–373. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2018-0123>

- Filiault, S.M./Murray, J.N. (2009): Finding the Rainbow. Reflections upon Recruiting Openly Gay Men for Qualitative Research. In: *International Journal of Interdisciplinary Social Sciences*, 4. Jg., H. 3, S. 183–192. <https://doi.org/10.18848/1833-1882/CGP/v04i03/51767>
- Flick, U. (2005): Standards, Kriterien, Strategien. Zur Diskussion über Qualität qualitativer Sozialforschung. In: *Zeitschrift für qualitative Bildungs- Beratungs- und Sozialforschung*, 6. Jg., H. 2, S. 191–210. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssar-278199>
- Glaser, B.G./Strauss, A.L. (1967): *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research*. Chicago. <https://doi.org/10.1097/00006199-196807000-00014>
- Glaser, B.G./Strauss, A.L. (1971): *Status Passage: A Formal Theory*. Mill Valley.
- Gobo, G. (2004): Sampling, Representativeness and Generalizability. In: Seale, C./Gobo, G./Gubrium, J.F./Silverman, D. (Hrsg.): *Qualitative Research Practice*. London, S. 405–426. <https://doi.org/10.4135/9781848608191.d34>
- Gobo, G. (2008): Re-Conceptualizing Generalisation: Old Issues in a New Frame. In: Alasuutari, P./Bickmann, L./Brannen, J. (Hrsg.): *The SAGE Handbook of Social Research Methods*. London, S. 193–213. <https://doi.org/10.4135/9781446212165.n12>
- Greschke, H.M. (2007): Bin ich drin? – Methodologische Reflektionen zur ethnografischen Forschung in einem plurilokalen, computervermittelten Feld. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 8. Jg., H. 3, Art. 32. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0703321>
- Hensel, T./Kreuz, S. (2018): (Um-)Wege im Feld: qualitative Fallauswahl zwischen Gegenstandskonstituierung und Feldbeschaffenheit. In: Maier, M.S./Kebler, C.I./Deppe, U./Leuthold-Wergin, A./Sandring, S. (Hrsg.): *Qualitative Bildungsforschung. Studien zur Schul- und Bildungsforschung*. Wiesbaden, S. 75–92. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18597-8_5
- Hitzler, R./Honer, A. (1997): Hermeneutik in der deutschsprachigen Soziologie heute. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Opladen, S. 7–27. https://doi.org/10.1007/978-3-663-11431-4_1
- Kalthoff, H. (2008): Einleitung: Zur Dialektik von qualitativer Forschung und soziologischer Theoriebildung. In: Kalthoff, H./Hirschauer, S./Lindemann, G. (Hrsg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt a.M., S. 8–32.
- Kelle, U./Kluge, S. (2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. 2. Auflage Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92366-6>
- Keller, R. (2012): *Das interpretative Paradigma. Eine Einführung*. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-94080-9>
- Lau, T./Wolff, S. (1983): Der Einstieg in das Untersuchungsfeld als soziologischer Lernprozess. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 35. Jg., H. 3, S. 417–437.
- Levine, D./Madsen, A./Wright, E./Barar, R.E./Santelli, J.S./Bull, S. (2011): Formative Research on MySpace: Online Methods to Engage Hard-to-Reach Populations. In: *Journal of Health Communication*, 16. Jg., H. 4, S. 448–454. <https://doi.org/10.1080/10810730.2010.546486>
- Lincoln, Y.S./Guba, E.G. (2000): The Only Generalization is: There is No Generalization. In: Gomm, R./Hammersley, M./Foster, P. (Hrsg.): *Case Study Method*. Los Angeles/London, S. 27–44. <https://doi.org/10.4135/9780857024367.d6>
- Merkens, H. (2003): Stichproben bei qualitativen Studien. In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): *Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim/München, S. 97–106.
- Merkens, H. (2015): Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In: Flick, U./Kardorff, E.v./Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 11. Auflage Reinbek, S. 286–298.
- Nentwig-Gesemann, I. (2013): Die Typenbildung der dokumentarischen Methode. In: Bohnsack, R./Nentwig-Gesemann, I./Nohl, A.-M. (Hrsg.): *Die dokumentarische Me-*

- thode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. 3. Auflage Wiesbaden, S. 295–323. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19895-8_13
- Nohl, A.-M. (2017): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. 5. Auflage Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-16080-7>
- O'Reilly, M./Parker, N. (2013): 'Unsatisfactory Saturation': a critical exploration of the notion of saturated sample sizes in qualitative research. In: *Qualitative Research*, 13. Jg., H. 2, S. 190–197. <https://doi.org/10.1177/1468794112446106>
- Przyborski, A./Wohlrab-Sahr, M. (2014): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. 4. Auflage München. <https://doi.org/10.1524/9783486719550>
- Reichert, J. (2017): *Qualitative und interpretative Sozialforschung. Eine Einladung*. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-13462-4>
- Reichert, J. (2019): Methodenpolizei oder Gütesicherung? Zwei Deutungsmuster im Kampf um die Vorherrschaft in der qualitativen Sozialforschung. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 20 Jg., H. 1, S. 1–15. <https://doi.org/10.17169/fqs-20.1.3205>
- Rosenthal, G. (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt a.M./New York.
- Rosenthal, G. (2015): *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. 5. Auflage Weinheim/München.
- Schäfer, G./El Dali, Y. (2021): Trajectories into foreign higher education systems for doctoral candidates from Germany: a comparative study of France and the Netherlands. In: *Compare: A Journal of Comparative and International Education*, 51. Jg., H. 2, S. 298–314. <https://doi.org/10.1080/03057925.2019.1627859>
- Schittenhelm, K. (2009): *Qualitatives Sampling. Strategien und Kriterien der Fallauswahl*. In: Maschke, S./Stecher, L. (Hrsg.): *Methoden der empirischen erziehungswissenschaftlichen Forschung*. EEO. Erziehungswissenschaftliche Enzyklopädie Online. Weinheim/München, S. 1–29.
- Schittenhelm, K. (2012): *Sampling und die Suche nach fallübergreifender Gültigkeit. Vergleichende Untersuchungen von Statusübergängen zwischen Bildungsabschluss und Arbeitsmarkt*. In: Schittenhelm, K. (Hrsg.): *Qualitative Bildungs- und Arbeitsmarktforschung. Grundlagen, Perspektiven, Methoden*. Wiesbaden, S. 409–437. https://doi.org/10.1007/978-3-531-94119-6_15
- Schittenhelm, K./El Dali, Y./Schäfer, G. (2017): *Zwischen Hochschulabschluss und transnationaler Wissenschaftslaufbahn: Berufsausübung und Lebensführung von internationalen Promovierenden*. In: Neusel, A./Wolter, A. (Hrsg.): *Mobile Wissenschaft: Internationale Mobilität und Migration in der Hochschule*. Frankfurt a.M./New York, S. 159–178.
- Schofield, J.W. (2000): *Increasing the Generalizability of Qualitative Research*. In: Gomm, R./Hammersley, M./Foster, P. (Hrsg.): *Case Study Method*. Los Angeles/London, S. 69–97. <https://doi.org/10.4135/9780857024367.d8>
- Schreier, M. (2010): *Fallauswahl*. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Handbuch qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden, S. 238–251. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92052-8_16
- Schütze, F. (1981): *Prozeßstrukturen des Lebensablaufs*. In: Matthes, J./Pfeifenberger, A./Stosberg, M. (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Nürnberg, S. 67–156.
- Schütze, F. (1983): *Biographieforschung und narratives Interview*. In: *Neue Praxis*, 13. Jg., H. 3, S. 283–293. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-53147>
- Soeffner, H.-G. (2006): *Wissenssoziologie und sozialwissenschaftliche Hermeneutik sozialer Sinnwelten*. In: Tänzler, D./Knoblauch, H./Soeffner, H.-G. (Hrsg.): *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*. Konstanz, S. 51–78.
- Steinke, I. (2015): *Gütekriterien qualitativer Forschung*. In: Flick, U./Kardorff, E.v./Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 11. Auflage Reinbek, S. 319–331.
- Strauss, A.L. (1998): *Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. 2. Auflage München.

- Strauss, A.L./Corbin, J. (1990): *Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim.
- Strübing, J. (2014a): *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. 3. Auflage Wiesbaden.
- Strübing, J. (2014b): *Grounded Theory und Theoretical Sampling*. In: Baur, N./Blasius, J. (Hrsg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden, S. 457–472. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18939-0_32
- Strübing, J./Hirschauer, S./Ayaß, R./Krähnke, U./Scheffer, T. (2018): Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 47. Jg., H. 2, S. 83–100. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2018-1006>
- Treibel, A. (2008): Migration. In: Baur, N./Korte, H./Löw, M./Schroer, M. (Hrsg.): *Handbuch Soziologie*. Wiesbaden, S. 295–317. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91974-4_15
- Truschkat, I./Kaiser-Belz, M./Volkman, V. (2011): Theoretisches Sampling in Qualifikationsarbeiten. Die Grounded-Theory-Methodologie zwischen Programmatik und Forschungspraxis. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Grounded Theory Reader*. 2. Auflage Wiesbaden, S. 353–379. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93318-4_16
- Walton, S. (2017): Being There Where? Designing Digital-Visual Methods for Moving With/In Iran. In: Elliot, A./Norum, R./Salazar, N.B. (Hrsg.): *Methodologies of Mobility. Ethnography and Experiment*. New York, S. 148–171. <https://doi.org/10.2307/j.ctvw04gfd.12>
- Weber, M. (1980) [1921]: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. 5. Auflage Tübingen.
- Wernet, A. (2000): *Einführung in die Interpretationstechnik der objektiven Hermeneutik*. Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-01399-0>
- Whyte, W.F. (1984): *Learning from the Field. A Guide from Experience*. London.
- Williams, M. (2000): Interpretivism and Generalisation. In: *Sociology*, 34. Jg., H. 2, S. 209–224. <https://doi.org/10.1177/S0038038500000146>
- Williams, M. (2002): Generalization in Interpretive Research. In: May, T. (Hrsg.): *Qualitative Research in Action*. London/Thousand Oaks/New Delhi, S. 125–143. <https://dx.doi.org/10.4135/9781849209656.n5>
- Wilson, T.P. (1981): Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In: AG Bielefelder Soziologen (Hrsg.): *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. 5. Auflage Wiesbaden, S. 54–79. https://doi.org/10.1007/978-3-663-14511-0_3
- Wimbauer, C./Motakef, M. (2017): Das Paarinterview in der soziologischen Paarforschung. Method(olog)ische und forschungspraktische Überlegungen. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 18 Jg., H. 2, Art. 4. <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-20.3.3222> <https://doi.org/10.1007/978-3-658-17977-9>

Anmerkungen

- 1 „Rekonstruktive Verfahren“ dient hier als Oberbegriff für Objektive Hermeneutik, rekonstruktive Biografieanalyse und Dokumentarische Methode (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 30–31). „Interpretative Sozialforschung“ ist als Sammelbegriff breiter und setzt voraus, dass Analysen die Sinnzuschreibungen und Interpretationsleistungen der erforschten Personen einbeziehen (Reichertz 2017, S. 22–24; Rosenthal 2015, S. 40–45; Wilson 1981).

- 2 Die Untersuchung „Mobile Übergänge, mobile Lebensformen?“ fand von 2016 bis 2019 mit einer Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft an der Universität Siegen statt. Gregor Schäfer und Yasmin El Dali waren als wissenschaftliche Mitarbeiter*innen und Michelle Buller als studentische Mitarbeiterin beteiligt.
- 3 Zu einer Perspektiven-Differenz siehe Cicourel (1974, S. 280–281) sowie Hitzler/Honer (1997, S. 23).

Marc Dietrich, Günter Mey, Elena Mancuso und Hendrik Rech

Musikvideos systematisch analysieren

Anwendung der Analysesoftware MAXQDA im Rahmen
der Audiovisuellen Grounded-Theory-Methodologie

Analyzing Music Videos systematically. Application of the MAXQDA Analysis Software within the Framework of the Audiovisual Grounded Theory Methodology

Zusammenfassung

Der Beitrag stellt die praktische Übertragung der Grounded-Theory-Methodologie (GTM) auf die Analyse von Musikvideos in Form einer Audiovisuellen Grounded-Theory-Methodologie (AVGTM) dar. Dabei wird nicht nur das Verfahren mit einem Schwerpunkt auf der „Segmentierung“ und „Kodierung“ illustriert, sondern im Detail ausbuchstabiert, wie die Analyseschritte unter Nutzung der Software MAXQDA (2020, Version Plus Portable) umgesetzt wurden. Der Text gibt damit Antworten zu zwei Fragen, die zuletzt stärker vernehmbar waren und prospektiv noch an Relevanz gewinnen werden: (1) Wie lassen sich methodisch kontrollierte Analysen von audiovisuellen Daten durchführen und was ist dabei medienpezifisch und methodisch-methodologisch zu beachten? (2) Wie kann die Software in welchen Phasen die Analyse unterstützen?

Schlagwörter: Grounded-Theory-Methodologie, Audiovisuelle Grounded-Theory-Methodologie, Musikvideos, CAQDAS, MAXQDA

Abstract

This paper presents a practical transfer of the Grounded Theory Methodology (GTM) to the analysis of music videos called „Audio Visual Grounded Theory Methodology“ (AVGTM). We illustrate the analytical procedures in general (with a focus on "segmentation" and "coding"), but also underscore the concrete way of a software based access to the videos (MAXQDA 2020, Version Plus Portable). The text thus provides answers to two questions that have recently become more significant and will prospectively become even more relevant: (1) How can methodologically controlled analyses of audiovisual data be carried out and what has to be considered in terms of media-specific and methodological issues? (2) Which advantages does the software offer in which phases of the analysis?

Keywords: Grounded Theory Methodology, Audio Visual Grounded Theory Methodology, Music Videos, CAQDAS, MAXQDA

1 Einleitung

Seit nun mehr zwei Jahrzehnten werden in den Sozialwissenschaften zunehmend visuelle Daten berücksichtigt und entsprechend wurden und werden Ansätze entwickelt, die methodische Vorschläge für die Auswertung beinhalten. Mittlerweile liegen einige sehr elaborierte Verfahren vor, wie die Dokumentarische Bild- und Videointerpretation (Bohnsack 2009), die Wissenssoziologische Videohermeneutik

(Raab 2008; Raab/Joller/Stanisavljevic 2016) oder die Soziologische Film- und Fernsehanalyse (Peltzer/Keppler 2015). Darüber hinaus zeichnen sich in den letzten Jahren vielfältige Entwicklungen einer qualitativen Videoanalyse ab (Moritz/Corsten 2018). Zu diesen gehören neben der Neukonzeption weiterer Verfahren auch systematische Vorschläge, in denen vorliegende Forschungsansätze mit Blick auf die Auswertung von (audio-)visuellen Daten ausgeweitet werden. Einen dieser Vorschläge haben wir ausgehend vom DFG-geförderten Projekt „Musikvideos, Sze- nemedien & Social Media – Zur Aushandlung von Rassismus im deutschsprachigen HipHop“¹ für die Grounded-Theory-Methodologie (kurz: GTM) unterbreitet (Dietrich/Mey 2018), indem wir die für Textanalysen tradierten Verfahrenslogiken in Form einer „Audiovisuellen Grounded-Theory-Methodologie“ (kurz: AVGTM; Dietrich/Mey 2019, 2020) spezifiziert haben.

Im Zuge der verschiedenen theoretisch-methodologischen Ausarbeitungen, die sich mit dem Etikett einer „Visuellen Soziologie“ (Raab/Breckner 2016) versehen lassen, sind zunehmend nicht nur sehr konkrete Vorgehensweisen in der Arbeit mit (audio-)visuellen Daten erörtert, sondern auch konstant Fragen nach dem Einsatz von spezieller Software gestellt worden. Mittlerweile wurde seitens der Entwickler*innen auch auf den Trend zu „Visualität“ reagiert und Tools entwickelt, die über die primär für die Textanalyse vorgesehenen Features hinausreichen (Evers et al. 2011).

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen stellen wir im Folgenden zwei miteinander verknüpfte Aspekte ins Zentrum unserer Darstellung: *Erstens*, die Art und Weise, wie sich mithilfe der AVGTM audiovisuelle Daten *generell* interpretieren lassen – interessant ist dies, weil die GTM zwar ein international genutztes Verfahren ist, aber gemessen an der Relevanz visueller Daten relativ wenig voll ausgearbeitete Analyseverfahren zu diesen Daten vorliegen (initial Konecki 2011, vgl. auch Kautt 2017). Unsere Ausführungen zu den Prozeduren der Analyse im Rahmen der AVGTM (Abschnitt 2 und 3) sind dann v.a. auf die Fragen der Segmentierung und Kodierung konzentriert. Sie bereiten inhaltlich vor, was *zweitens* behandelt werden soll – nämlich wie die AVGTM ganz *konkret* unter Nutzung der Auswertungssoftware MAXQDA 2020 (Version Plus Portable) (Rädiker/Kuckartz 2019) umsetzbar ist (Abschnitt 4). Mit unserer Darstellung wollen wir die Arbeitsschritte einer methodisch kontrollierten AV-Analyse möglichst im Detail vorstellen und im Zuge dessen eine Einschätzung zur punktuellen Anwendung von Software geben – nicht nur aus den erwähnten Gründen, sondern auch, weil audiovisuelle Daten in Zeiten der „Mediatisierung“ (Krotz 2014) und der Ausdifferenzierung immer neuer bildorientierter Apps für Laptops und Smartphones eher noch relevanter werden dürften.

2 Grundschrirte: Segmentier- und Kodierarbeit in der AVGTM

Die Ausgangsüberlegung zur Entwicklung einer Audiovisuellen Grounded-Theory-Methodologie (AVGTM) bestand darin, gegenüber den vorliegenden Ansätzen der interpretativen Sozialforschung im deutschsprachigen Raum, die sich durch eine z.T. sehr feingliedrige und minutiös ausbuchstabierte Analysetechnik – inklusive

entsprechender Partituren und Datenaufbereitungen – auszeichnen, einen Ansatz anzubieten, der eine systematische, aber etwas flexiblere Vorgehensweise eröffnet und dabei größere Datenmengen bearbeitbar macht. Bei der Entwicklung der AVGTM wurde sodann darauf geachtet, die einzelnen Arbeitsschritte in eine ganzheitliche „GTM-Verfahrenslogik“ (Mey/Mruck 2009) – inklusive der Samplebildung und Fallauswahl – zu adaptieren und dabei dem anspruchsvollen Datentypus mit seinem komplexen Zusammenspiel von Text, Ton und Bewegtbild methodisch-methodologisch Rechnung zu tragen. Im Zentrum der AVGTM steht eine Analysearbeit, die die Schritte Fallauswahl, Segmentierung, Kodierung und Kategorienbildung umfasst, wobei nachfolgend vor allem auf die Kodierung abgehoben wird, weil hier die Software am intensivsten genutzt wird. Alle weiteren Schritte werden aber dergestalt mitbehandelt, dass mindestens ein erster Eindruck von dem Verfahren insgesamt möglich sein dürfte (für eine ausführlichere Darstellung siehe Dietrich/Mey 2018, 2019, 2020).

Vor Beginn der konkreten Analysearbeit geht es zunächst um eine *begründete Materialbestimmung*, d.h. die Selektion der Fälle und Dateneinheiten vor dem Hintergrund der Forschungsfrage. Ein „Fall“ ist im Rahmen einer Musikvideostudie (wie unserer) ein Musikvideo und hier gilt es dann zunächst die Voraussetzung für die Interpretation und damit auch die Kodierung zu schaffen. Dies wird möglich, wenn der initiale Fall *segmentiert* wird, d.h. eine *Einteilung in Sinneinheiten* erfolgt.² Die Festlegung der sogenannten Segmente erfolgt allerdings nicht aufgrund zuvor festgelegter Kriterien, sondern *nach Maßgabe der interpretativen Kontrollierbarkeit*. Hierbei ist stets zu erwägen, ob im Falle eines auserkorenen Segments vor dem Hintergrund der Forschungsfrage eine schlüssige Kodierung erwartbar ist und die gewählte Einheit einen beherrschbaren Komplexitätsgrad aufweist. Anschließend können die Segmente im Sinne der GTM-Prozeduren kodiert werden, etwa den Vorschlägen von Strauss und Corbin (1996) folgend offen/axial/selektiv oder sensu Charmaz (2014) initial und fokussiert. Bei der eröffnenden Analysearbeit, in unserem Fall als *offenes Kodieren* realisiert, gilt es, die gebildeten Segmente nacheinander durch generative Fragen (auch „W-Fragen“ genannt) „aufzubrechen“, um zu einer konzeptuellen Erschließung und Sensibilisierung für den untersuchungsrelevanten Gegenstand zu gelangen. Insgesamt verläuft die Analyse von AV-Daten in der GTM-Vorgehensweise zunächst kleinteilig und mikroanalytisch: Die Segmente, die aufgrund der angedeuteten Ermessensspielräume (Stichwort: interpretative Kontrollierbarkeit) durchaus variieren können und damit einzelne Einstellungen, aber auch längere narrative Einheiten umfassen können (zu den Unterschieden zwischen Einstellung, Szene und Sequenz vgl. Peltzer/Keppler 2015, S. 40–41), werden also zunächst im Detail untersucht. Im Vordergrund steht dabei, möglichst offen vorzugehen und theoretische Annahmen, die mit der Forschungsfrage assoziiert sind, reflektiert handzuhaben (Mruck/Mey 2019). Dies meint theoretische Begriffe und Perspektiven als lediglich „sensibilisierende Konzepte“ im Sinne Blumers (1954) mitzuführen, sodass zunächst verschiedene Lesarten und Perspektiven am Material entwickelt werden können, die dann in die Vergabe von Codes zu den Segmenten resultieren. Kodierung im Sinne der GTM zielt immer auf eine interpretatorische Konzeptualisierung der Daten. Entsprechend sollten die Codes nicht deskriptiv angelegt sein, sondern das identifizierte Konzept derart bezeichnen, dass sie als Basis für die späteren Kategorien (die auf Konzepte höherer Ordnung verweisen) funktionieren. Für das Gelingen der Kodierung ist dann eine *enge Verzahnung von Kodierung und Memowriting* vorgesehen. Gerade bei der Analyse von AV-Daten gilt es, die relevanten, die Kodevergabe leitenden, Interpre-

tationsideen in konzeptuellen/theoretischen Memos festzuhalten und forschungsprozessbezogene Überlegungen in Planungs- und Methodenmemos anzulegen. In der weiteren Datenanalyse (sei es fallintern oder bei einem weiteren Fall) kann dann zunehmend großzügiger und ggf. auch schneller vorgegangen werden, insofern durch die zunächst kleinteilige Analyse vorbereitet sinnhafte Zusammenhänge zielgerichteter erkannt und herausgearbeitet werden können. Diese fortschreitende Analysearbeit erlaubt es, zunehmend von den Datendetails zu abstrahieren und eine Verdichtung leisten zu können. In diesem Zusammenhang kommt dem Memowriting wiederum eine herausgehobene Bedeutung zu: In den Memos wird nicht nur expliziert, welche Ideen und Bezugspunkte zur Vergabe welches Codes geführt haben, sondern auch wie und auf welche Weise die Codes, die in eine Liste einzutragen sind, zu einer *Kategorie* verdichtet wurden.

Liegen die Kategorien zu dem Video dann einmal vor, dann bietet das von Strauss und Corbin (1996) vorgeschlagene *Kodierparadigma* einen heuristischen Rahmen für eine systematischere Modellierung ihres Zusammenhangs. Das rekonstruierte Untersuchungsphänomen kann dann hinsichtlich seiner Kontexte/Bedingungen/Strategien/Konsequenzen erfasst werden. Auch hierbei setzt sich das Memowriting als kontinuierliches Fortschreiben der Analyseergebnisse fort: Ein *Auswertungsmemo*, das mit Details aus den konzeptuellen/theoretischen Memos angereichert werden sollte, erlaubt es dann, eine „schlüssige Geschichte“ zu erzählen. Jene schlüssige Geschichte bildet dann die datenfundierte Theorie zur jeweiligen Fragestellung, wobei gerade die Ausformulierung der mit dem Kodierparadigma verbundenen Modellierung im Auswertungsmemo erfahrungsgemäß viel Potenzial zur Konturierung und Präzision der Darstellung bietet.

Bei den hier skizzierten Grundsritten der AVGTM sind allerdings – wie im Folgenden markiert – gerade mit Blick auf die Segmentierung und die Codevergabe noch einige besondere Aspekte zu unterstreichen, die insbesondere mit der Medialität der AV-Produkte zusammenhängen und für deren Untersuchung relevant sind.

3 Besonderheiten bei der Segmentierung und Kodierung der AV-Daten

Bei AV-Daten – in unserem Forschungskontext sind dies Musikvideos, die wir als Artefakte betrachten, in denen sich relevante Konzepte zur Thematisierung von „Rassismus“ in der HipHop-Szene dokumentieren – gilt es für eine *umfassende Analyse* zu berücksichtigen, dass diese sowohl das *visuelle* Geschehen (inkl. film-sprachlicher Mittel) als auch die *auditive Ebene* – in unserem Falle ist dies der Songtext (Lyrics) sowie die Musik (Ton) – abdeckt. Anzumerken ist hierbei, dass wir mit Blick auf die Kontrollierbarkeit des komplexen Zusammenspiels von Bewegtbild, Text und Ton die Ebenen analytisch trennen, also erst die visuelle Ebene untersuchen und anschließend die text-ton-basierte. Sinnvoll ist dies, weil im Falle der Musikvideos die visuelle Ebene dem Song oft eine gänzlich neue semantische Ebene hinzufügt und sie stark narrativ angelegt ist. Die Separation soll insofern auch ermöglichen, den jeweiligen inhaltlichen Beitrag der Ebenen für die Kon-

struktion des im Zentrum des Forschungsinteresses stehenden Phänomens aufzeigen zu können.

Im Gegensatz zu den meisten Verfahren, die auf Mikroanalysen abheben, liegt bei der Anwendung der AVGTM für die Auswertung der visuellen wie text-ton-basierten Ebene keine a priori Festlegung auf kleine Untersuchungseinheiten vor. Insofern wird anders als etwa bei der Soziologischen Film- und Fernsehanalyse (Peltzer/Keppler 2015) auf eine im Vorfeld vorgenommene Unterteilung in Einstellungen, Szenen (im sogenannten Einstellungsprotokoll, das für analytisch bedeutungsvolle Schlüsselszenen vorgesehen ist) oder Sequenzen (im obligatorischen sogenannten Sequenzprotokoll zur Überblickbildung) verzichtet. Ebenso wenig ist eine technisch a priori festgelegte Einteilung des Produkts in identische Zeiteinheiten (wie etwa im Programm Feldpartitur angelegt) vorgesehen. Vielmehr sind für die Segmentierung – auf visueller wie auf Text-Tone-Ebene – Grundüberlegungen leitend, die der GTM-Verfahrenslogik entsprechen: Dazu gehört die Gegenstandssensitivität: Dies betrifft die Frage, wie der Fall beschaffen ist, indem reflektiert wird, welche formalen Mittel konstitutiv sind und damit zusammenhängend, in welcher Form die Segmentierung des Datenmaterials für die jeweils konkret verfolgte Forschungsfrage umzusetzen ist. Insofern können zur Bestimmung der Segmente sowohl inhaltliche wie formale Elemente herangezogen werden: Ob im Falle der visuellen Analyse die Einteilung des Videos in Sinneinheiten schlussendlich anhand formeller Kriterien (z.B. Einstellungen, Szenen) oder vornehmlich inhaltsbezogene erfolgt (z.B. alle Passagen des Musikvideos, in denen es um körperliche Gewalt geht) hängt letztlich von begründeten Forschungsentscheidungen mit Blick auf Erkenntnisinteressen und Datenbeschaffenheit ab und *nicht* genuin vom Typus des AV-Datums. Um die visuelle Segmentierung der Analyse zugänglich zu machen, wird in jedem Fall ein sogenanntes *Segmentprotokoll* angelegt (das sich vom *Sequenzprotokoll* in der klassischen Filmanalyse dadurch unterscheidet, dass es nicht rein deskriptiven Zwecken verschrieben ist): Das Segmentprotokoll dient der Dokumentation der identifizierten Sinneinheiten, es fungiert aber darüber hinaus als „Ort“, an dem die zentralen Interpretationsschritte in Form von Kodememos hinterlegt sind. Die Kodememos unterstützen die Nachvollziehbarkeit der Interpretation der Segmente, sie werden so angelegt, dass sichergestellt ist, dass die Segmente nach konstanten Beobachtungsschwerpunkten untersucht werden. Derartige Beobachtungsschwerpunkte, die wir im Projektkontext mit dem Begriff „Rubriken“ belegt haben, ergeben sich bei der *Analyse der identifizierten Segmente*. Konstante Rubriken in den Kodememos können z.B. Einstellungsgrößen sein, die *Mise en Scène* (Bildaufbau) oder auch so etwas wie die optische Stilisierung der Figuren („Kostüm“). Begründet darzulegen ist dabei, welche Elemente die interessierenden Handlungsabläufe auf basale Art mitkonstruieren und welche aus analytisch-programmatischen Gründen eher vernachlässigbar sind. Ein Beispiel: Bei der Komparation der HipHop-Videos wurde recht schnell ersichtlich, dass die spezifischen Montagetechniken für den Rhythmus des Videos (als Teil der Gattung „Musikvideo“) charakteristische Funktionen übernehmen, sie aber keinen zentralen Fokus für die spezifische Analyse der Rassismuskonstruktionen in den Segmenten darstellen. Für die inhaltliche Bearbeitung sind andere Analysefoki bedeutsamer, die sich besser in thematische Rubriken fassen ließen. So zeigte sich in der Analyse einzelner Segmente der ersten von uns bearbeiteten Videos, dass der Modus der Rassismusthematisierung v.a. über die Darstellung von Interaktionen gekennzeichnet ist. Entsprechend legten wir „Interaktion“ als eine zentrale Rubrik fest, um diesen Aspekt bei der Kodevergabe zu jedem visuellen Segment im Blick zu

haben. Neben „Interaktion“ bildeten sich „Geschehen“ und „formale Auffälligkeiten“ als drei Rubriken im Sinne von Ordnungskriterien heraus. *Zusammenfassend* lassen sich also zwei Überlegungen für die Segmentierung und dazugehörige Kodememos festhalten: (1) Die Bestimmung der zu analysierenden Segmente *erfolgt fallabhängig*, entsprechend können inhaltliche und/oder formale Kriterien genutzt werden, (2) die Ergebnisse der *Analyse* sind in einem auf das Segment bezogenen Kodememo (im Segmentprotokoll) zu dokumentieren.

Abbildung 1 verdeutlicht am Beispiel des in MAXQDA angefertigte Memos zum Rap-Video „K4L“ der Künstlerin Ebow den Aufbau und die Funktion des Segmentprotokolls.

The screenshot displays the MAXQDA interface with three main panels:

- Top Panel (Liste der Dokumente):** Shows a folder named 'Dokumente' containing files like 'Ebow-K4L_prod_by_walter_p99_arketra' and 'YouTube: Ebow - K4L (prod...ter p99 arke\$tra)'. Below it is a 'Sets' section.
- Middle Panel (Liste der Codes):** Lists various codes such as #T6, #T5, #T4, #T3, #T2, #T1, #V14 - Ende, #V13 - s/w Ebow & Menschen III, #V12 - farbig Fotostudyo II mit Rap-Gestik, #V11 - farbig s/w abwechselnd: Blaulicht und Wut, #V10 - s/w Vervielfachung Ebows, #V9 - s/w Ebow & unterschiedlichste Menschen, #V8 - s/w Müsli auf Sofa (highlighted), #V7 - s/w Ebow am Boden/Polizeigewalt, #V6 - farbig "Fotostudyo Mirza", #V5 - s/w Ebow & Gruppenzugehörigkeiten, #V4 - s/w Zeitungen, Ebow & Miri, #V3 - s/w Ebow, #V2 - s/w Titel und Regisseur, and #V1 - s/w drei "Standbilder".
- Right Panel (Segment Protocol for #V8 - s/w Müsli auf Sofa):**
 - Geschehen:** drei junge Frauen (Ebow in der Mitte) sitzen in Pyjama/Jogginghose auf Sofa, essen Müsli und schauen in die Kamera - es wirkt, als würden sie in einen Fernseher schauen (den man aber als Zuschauer:er nie sieht) (zunächst Halbnahe, dann Halbtotale Einstellung), die Frau links schüttet sich Müsli nach ohne den Blick vom "Fernseher" zu nehmen -> Detailaufnahme Müslierschale, dann Sofadecke: Müsli fällt (unbemerkt) auf Sofa
 - Interaktion:** die drei Frauen schauen gelangweilt/unbeeindruckt und dennoch gebannt, fassungslos, fast ohnmächtig in die Kamera ("den Fernseher"); keine Interaktion untereinander
 - formale Auffälligkeiten:** Kamera nimmt die Perspektive des fiktiven Fernseher ein, der dem Sofa gegenüberstehen müsste (wird über Tonebene klarer wenn aus Off Interviewstimmen zu hören sind), die drei Frauen wirken mädchenhaft (über Kleidung, Posen) und erinnern an Jugendliche, die nach der Schule Müsli zu Mittag essen, weil niemand zuhause ist, der 'ein ordentliches Mittagessen' zubereitet (zu weit gespannener Interpretation?), Situation wirkt dadurch wie aus dem Alltag
 - Kode: #V8:** Inszenierung eines konsternierten und gleichzeitig alltäglichen Ausgeliefertseins nicht deutsch gelesener Menschen gegenüber Berichterstattungen aus dem Fernsehen (in weißem Raum)

Abb. 1: Auszug aus dem Segmentprotokoll (Kodememo) zum Musikvideo „K4L“ von Ebow, 2019.

Für eine präzise Kodierung empfiehlt es sich also, die analytisch bedeutsamen Beobachtungsschwerpunkte in Form von Rubriken innerhalb des Kodememos anzulegen. Anzumerken ist dabei, dass die Rubriken teilweise idealtypisch verfasst sind, sie dienen der Strukturierung des analytischen Blicks – v.a., weil eine Analyse, die im strengsten Sinne die Rubriken trennt, nicht möglich ist (so ist kaum ein „Geschehen“ oder eine „Interaktion“ ohne „formale Auffälligkeiten“ beschreibbar, insofern immer wieder auch Details zur Art, wie etwa die Interaktion zu sehen ist, integriert werden müssen, z.B. wenn ein gewaltvoller Übergriff „aus der Perspektive des Opfers“ gezeigt wird). Angezielt ist bei der Analyse grundsätzlich, jedes Segment entlang der Rubriken derart „abzuarbeiten“, dass durch das einheitliche Verfahren kontrolliert erstellte Codes vergeben werden können. Für unverzichtbar bei

diesem analytischen „Abarbeiten“ der Segmente halten auch wir allerdings eine knappe Zusammenfassung dessen, was im gewählten Segment passiert (dies entspricht eben der Rubrik „Geschehen“ und an *dieser* Stelle folgt das *Segment*protokoll dann dem in der Film- und Fernsehanalyse favorisierten deskriptiven Sequenzprotokoll).

Auf die beschriebene Weise wird die visuelle Performance des Videos dann durchanalysiert – schlussendlich liegt ein Segmentprotokoll vor, das alle identifizierten Segmente umfasst und dabei genauso viele Codes aufweist. Letztere sind das Resultat der Beschäftigung mit den identischen Beobachtungsschwerpunkten, den Rubriken in den Kodememos.

Die *Segmentierung und Kodierung des Visuellen* ist aber nur die eine Ebene, die andere Ebene betrifft *Text und Ton* (beim HipHop-Video: Lyrics und Beat). Da Text und Ton gekoppelt untersucht werden sollen (und dies in unserem Fall auch dem „Erleben“ eines Songs am nächsten kommt), gilt es hier zuvorderst zu klären, ob der Text oder der Ton relevantere Einsichten verspricht: Dies ist abhängig von der disziplinären Ausrichtung und der Forschungsfrage. Da unsere Perspektive eine sozialwissenschaftliche und keine musikwissenschaftliche ist und in der GTM sprachlich realisierte Konstruktionen ohnehin den primären Analysegegenstand bilden, werden bei den AV-Produkten zunächst immer die Textsegmente kodiert (die „Lyrics“), was zur Folge hat, dass das zu kodierende musikalische Segment jenes ist, auf das sich der „Sprechakt“ (hier: der Rap-Part) erstreckt. Dies meint konkret, die identifizierten Textsegmente zunächst – je nach herangezogener GTM-Variante offen (Strauss/Corbin 1996) bzw. initial (Charmaz 2014) – zu kodieren. Die Lyrics (wie sie beispielsweise bei Plattformen wie Genius vorliegen) werden also in Sinneinheiten unterteilt, sodass für jedes Segment ein Kode (im Projektkontext „Textkode“ genannt) vergeben werden kann. Erst danach wird die musikalische Stelle kodiert („Musikkode“), auf die sich die Textpassage bezieht. Hierbei geht es dann weniger um die minutiöse „Sezierung“ des Instrumentals als vielmehr um die Interpretation der Stimmung oder des Referenzmodus, den die instrumentalen Elemente erzeugen (was besonders im Falle von HipHop heißen kann, intertextuellen Verweisen nachzugehen, siehe dazu Mikos 2003). Die Kodevergabe für das musikalische Segment sollte dann so erfolgen, dass deutlich wird, welche musikalische Qualität stimmungsbezogen charakteristisch für das Segment ist oder aber aufscheint, welche soziokulturelle Referenz hier (z.B. durch ästhetische Stilmittel wie Sounds aus einer Großstadtkulisse) markiert wird. Der finale Schritt zur Vergabe eines übergreifenden Kodes („Gesamtkode“) für das jeweilige Segment ist es dann, Text- und Musikkode miteinander zu konfrontieren, sodass eben ein die Text- und Musikebene abdeckender Kode vergeben werden kann. Ratsam ist es hierbei, den jeweiligen Kode – wo es die Beschaffenheit des Segments zulässt – so zu erstellen, dass er vor dem Hintergrund der Forschungsfrage inhaltliche *und* formale Konstruktionen beinhaltet, sodass idealerweise darin angezeigt wird, wie der (textbasierte) Inhalt sich performativ umsetzt.³ Exemplarisch lässt sich ein Kode anführen, den wir zu einem Text-Ton-Segment in „Nach wie vor“ (2020) von K.I.Z.-Rapper Tarek vergeben haben: Der Kode „Hymnisch-choral umgesetzte Stilisierung von Selbstbehauptung jenseits biografischer Krisen“ markiert den Versuch, den musikalischen Umsetzungsmodus (nämlich hymnenhaft) des Textinhalts (der krisenunabhängigen Selbstbehauptung) herauszuheben und in eine prägnante Formulierung zu bringen.

Schlussendlich liegen sowohl auf der *visuellen Ebene als auch der text-ton-basierten Ebene* Kodelisten vor, auf Basis derer separat durch axiales Kodieren *Kate-*

gorien gebildet werden.⁴ Die Kategorien bilden dann die Fundamente für die Formulierung der GT. Um eine systematische und schlüssige Geschichte erzählen und diese in Form eines Auswertungsmemos entfalten zu können, bietet es sich dann an, noch das sogenannte paradigmatische Modell hinzuzunehmen, um die Relationen der Kategorien und insbesondere die Kernkategorie zu erschließen. Abbildung zwei markiert nochmal die wesentlichen Schritte zu Überblickszwecken:

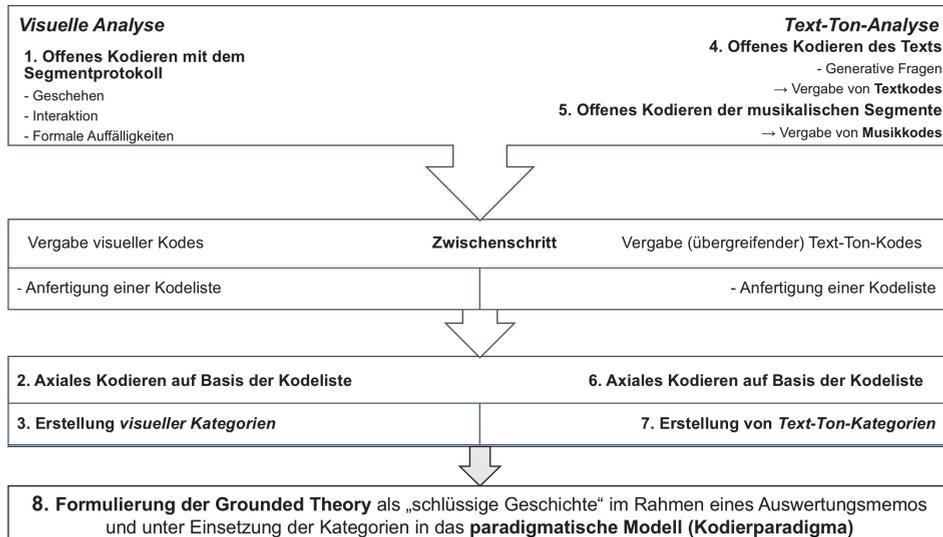


Abb. 2: Zusammenfassung der Analysearbeit mit der AVGTM

4 Computergestützte Auswertung

Nach Skizzierung der grundsätzlichen methodischen Überlegungen mit Blick auf die Spezifika des Audiovisuellen stellen wir im Folgenden nun konkreter dar, wie die AVGTM-Analyse unter Einsatz der MAXQDA-Software umgesetzt wird. Da sie vorwiegend im Zuge des offenen Kodierens für die Generierung der Codes genutzt wurde, legen wir den Fokus der Darstellung auf diesen Bereich, indem wir zunächst die visuelle Analyse konkretisieren und anschließend die Text-Ton-Analyse. Dass wir uns softwarebezogen für MAXQDA entschieden, hängt mit einigen Optionen zusammen, die dieses Tool zwar nicht exklusiv anbietet, aber u.E. gut umsetzt: Dazu zählt die Möglichkeit, visuelle Segmente optisch zu markieren und wiederholt abzuspielen (was im Grunde alle Videoanalysen verlangen) sowie das Angebot, interpretatorische, theoretische oder konzeptuelle Überlegungen in Memos zu dokumentieren, was gerade für GTM-Studien, die durch konstantes „Memoing“ gekennzeichnet sind, bedeutsam ist (Mey/Mruck 2011).

4.1 Visuelle Analyse

Die Entscheidung, die Analyse der visuellen Ebene an den Anfang zu setzen, bietet die Möglichkeit, erste Eindrücke aus den Bildern, explizit *ohne* Text und musikalische Untermalung, wirken zu lassen. Dadurch soll verhindert werden, die Bilder zu sehr „textgefärbt“ zu interpretieren (dies setzt eine „analytische Distanz“ voraus, da das Video bereits mindestens einmal im Zuge der Fallauswahl mit Text und Musik gesichtet wurde). Anders als etwa beim Vorgehen in der Soziologischen Film- und Fernsehanalyse werden die Bilddaten nicht per se durch eine schriftsprachliche Übersetzung (Transkription) bearbeitet, in der alles Visuelle minutiös beschrieben bzw. gar als Protokoll erstellt wird. Da mit der AVGTM eine Konzeptualisierung – und nicht Deskription – geleistet werden soll, sind Kodes umfassend zu formulieren und entsprechende Kodenotizen in Memos anzulegen, um die Interpretationsschritte zur Vergabe eines Kodes zu dokumentieren.

Bei der praktischen Umsetzung der Segmentierung und Kodierung ist zunächst erforderlich, das Video softwarebezogen zugänglich zu machen: Beim Import der zuvor im mp4-Format heruntergeladenen Videodatei in MAXQDA öffnet sich automatisch der MAXQDA „Media-Browser“. Es bietet sich an, diesen auf komplette Bildschirmgröße zu vergrößern oder auf einem zweiten Bildschirm zu platzieren und direkt mit der visuellen Analyse zu beginnen. Es sollte zunächst darauf geachtet werden, den Ton auszustellen (z.B. über den „Control Panel“, über den auch die Abspielgeschwindigkeit angepasst werden kann). Um sich für ein inhaltliches Segment entscheiden zu können und die *Segmentierung* umzusetzen, kann das Video je nach Bedarf (gesteuert über die F4-Taste) abgespielt oder pausiert und zudem mithilfe der Pfeiltasten im Zehntelsekundenbereich kleinteilig gesichtet werden. Das ausgewählte Segment wird dann durch Gedrückthalten der linken Maustaste über den entsprechenden Abschnitt hinweg markiert. Dieser wird nun automatisch blau hinterlegt und kann über Pfeile an seinen Enden jeweils noch präzisiert und nachjustiert werden. Alternativ kann die zu kodierende Stelle während des Abspielens über die Tasten F7 („Setze Clipanfang“) und F8 („Setze Clipende“) festgelegt werden. Das Kodieren der vorgenommenen Markierung und somit die Umsetzung der eigentlichen *Kodierarbeit* erfolgt, indem durch Drücken der rechten Maustaste im markierten Bereich sich ein Fenster öffnet. Über die oberste Auswahloption „Codieren mit neuem Code“⁵ gelangt man zum Fenster „Neuen Code einfügen“. In diesem Fenster ist dann der Code einzutragen. Da wir von Beginn an konzeptuell kodieren – und damit ganz im Sinne von Konopásek (2008) das in der GTM softwareunterstützte Kodieren nicht technisch, sondern als Interpretieren verstehen – und dabei insbesondere auf die Konstruktion von Rassismus oder Rassismuskritik zielen – sind die von uns generierten Kodes komplex(er) formuliert. Sie lauten etwa (wie im Falle des bereits angeführten Tarek-Videos) „Bildsprachlich realisierte subversive Aneignung weiß dominierter Populärkultur zur Konstruktion des schwarzen Helden als gewaltbereitem Gegner weißer Populisten“.⁶ Ein solcher Code ist im beschriebenen Fenster bei MAXQDA in der Zeile „Code“ aufgrund der Beschränkung der Zeichenzahl auf 63 dann aber nicht eintragbar. Wir umgehen dies, indem wir in die „Code“-Zeile statt einen Code lediglich das Kürzel „#V1“ (für „Visuelles Segment 1“, „#V2“ für „Visuelles Segment 2“ usw.) eintragen, den Code selbst führen wir in dem unter der „Code-Zeile“ auftauchenden „Code-Memo“ an, da hier keine Zeichenbegrenzung vorliegt und das Segment in extenso unter Berücksichtigung der als wichtig erachteten Rubriken *Geschehen*, *Interaktion* und *formalen Auf-*

fälligkeiten bearbeitet werden kann. Der im Memo (dargestellt als kleiner gelber Notizzettel rechts in der „Liste der Codes“) vergebene Code wird sodann kopiert und unter „Eigenschaften“ (Rechtsklick auf entsprechenden Code in der Liste) als „Code-Alias“ eingefügt. Dieses Procedere wird für alle Codes wiederholt. MAXQDA bietet zudem die Option, verschiedene Farben für die Segmente zu verwenden, wir bleiben zumeist bei einer Farbe für alle visuellen Codes. Wenn dementsprechend der komplette Zeitstrahl unter dem Video „eingefärbt“ ist, kann der Media-Browser zunächst geschlossen werden, um das von MAXQDA automatisch erstellte und im Feld links unten der Arbeitsoberfläche auftauchende „Codesystem“ zu vervollständigen und spätestens an dieser Stelle den eigentlichen Code aus dem „Code-Memo“ in das „Code-Alias“-Feld einzutragen.⁷ Der „Code-Alias“ bietet bis zu 255 Zeichen und stellte sich für die ausführlich formulierten, interpretatorisch komplexen Codes in unserem Forschungsprojekt als kompatible Alternative zu den in MAXQDA beschränkten Kodennamen heraus. Über den Reiter „Codes“ – „Code-Alias-Tabelle“ können alle oder speziell ausgewählte Codes tabellarisch aufgelistet, in Excel oder Word exportiert und als Grundlage für die weitere Kodierarbeit und Kategorienbildung verwendet werden. Am Ende der visuellen Analyse sollte auch außerhalb von MAXQDA eine *Kodeliste* in einem Textverarbeitungsprogramm vorliegen, mit der weitergearbeitet werden kann (siehe den Folgeabschnitt „Abschließende Datenanalyse“).

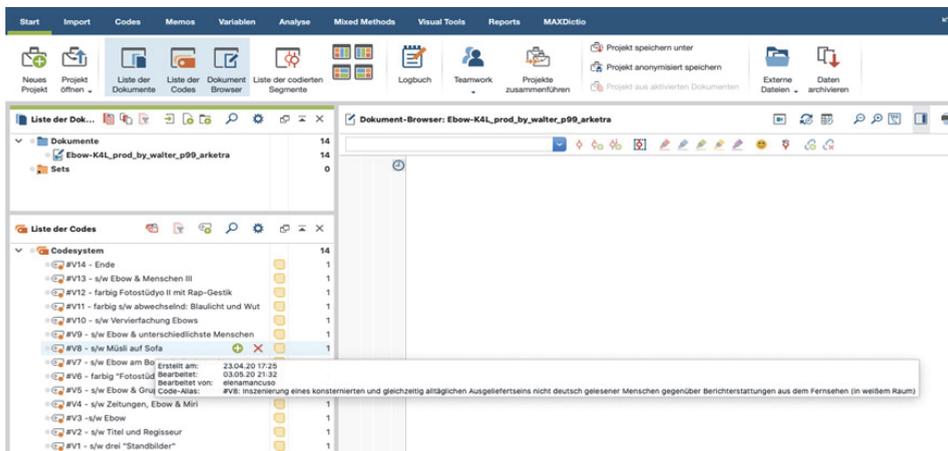


Abb. 3: „Liste der Codes“ und „Code-Alias“ als Grundlage für die zu exportierende Kodeliste

4.2 Text-/Tonanalyse

Nach der visuellen Ebene erfolgt im nächsten Arbeitsschritt die Analyse der Text-/Tonebene (hier: Lyrics und Beat), die zunächst separat für Text und Ton vorgenommen wird. Um diese artifizielle Trennung „zeitnah“ zu kompensieren und das Zusammenspiel der Ebenen zu berücksichtigen, erfolgt die Konfrontation des Textkodes mit den Tonkodes, sodass ein übergreifender Code für das jeweilige Segment gebildet wird. Die Analyse zielt also auf einen übergeordneten Text-/Tonkode („Gesamtkode“), der gewissermaßen die interakustische Ebene des jeweiligen Text-Ton-

Segments darstellt. Praktisch bedeutet dies in MAXQDA zuerst die Funktion „Videodatei transkribieren“ auszuwählen und die Lyrics in das Fenster „Dokument-Browser“ einzufügen. Da die Songtexte i.d.R. im Netz verfügbar sind, entfallen hier Transkriptionen der gesprochenen/gesungenen Sprache.

Zur *Segmentierung*: Diese erfolgt durch das Markieren eines interpretativ kontrollierbaren Textausschnitts. Für das Segment wird dann über Rechtsklick „Codieren mit neuem Code“ im Bereich „Code-Memo“ ein *Textkode* vergeben. Wie bei der Kodierung der visuellen Ebene tragen wir auch aufgrund der Zeichenlimitation hier lediglich „#T[Zahl]“ in das „Code“-Feld ein und auch der weitere Ablauf – Kodierung und Memowriting simultan im selben Fenster – verläuft technisch gesehen identisch.

Bevor dann die *Tonebene* (Musik) bearbeitet wird, müssen in einem Zwischenschritt die gebildeten Textsegmente mit der Videodatei „verknüpft“ werden. Es muss abgeglichen werden, an welcher Stelle im Video welche Textzeilen auftauchen, da diese bisher quasi separat analysiert wurden und, durch das Einfügen der Lyrics aus dem Internet, nicht im eigentlichen Sinne transkribiert wurde. Um die entsprechenden, bereits kodierten Textstellen im Zeitstrahl des Videos sichtbar zu machen, lässt man das Video abspielen und am Ende der entsprechenden Textpassage im Video stoppen. Parallel dazu muss im Text durch das Drücken der Enter-Taste das Ende eines Textsegments deutlich gemacht werden. MAXQDA fügt dadurch an der jeweiligen Stelle eine Zeitmarke ein zeigt diese durch eine kleine Uhr an der dazugehörigen Passage an. Durch Klick auf diese Uhr im Transkriptionstext kann dann die zugehörige Stelle im Video abgespielt werden – die Kodierung erfolgt jedoch erst im nächsten Schritt. Zunächst wird der abgespielte und auf dem Zeitstrahl des Videos automatisch blau markierte Abschnitt über Rechtsklick „Codieren mit neuem Code“ als übergeordneter Text/Ton-Kode („#TT[Nummer]“) festgelegt. Im „Code-Memo“ können dann bereits die Überschriften „Textkode“, „Tonkode:“ und „Gesamtkode:“ angelegt werden. Hier lassen sich nun die bereits vergebenen Textkodes einfügen.

Das entsprechende Textsegment wird anschließend über Klick auf die Uhr so oft wie nötig angehört und im Memo ein „Tonkode“ vergeben (z.B. „Markierung einer Zäsur durch Beatpause“). Im Idealfall entsteht dann über die Konfrontation der beiden Codes (Text und Ton) im „Code-Memo“ ein aussagekräftiger *Gesamtkode*.⁸ Die letzte Aktion, die auf Ebene der Text/Tonanalyse in MAXQDA realisiert wird, ist es, über Rechtsklick auf den Text/Tonkode (#TT[Zahl] – Einstellungen) in der von MAXQDA angelegten „Liste der Codes“ den Gesamtkode wiederum beim „Code-Alias“ einzutragen. Schlussendlich werden alle Gesamtkodes über „Codes > Code-Alias-Tabelle“ in eine Word-Kodeliste exportiert.

4.3 Abschließende Datenanalyse

Auch wenn die übergeordnete Analyse – in der Logik der GTM sensu Strauss/Corbin also das axiale und selektive Kodieren – und das darin eingebettete Memowriting, also das extensive Überarbeiten aller Memos, zu den sukzessive gebildeten Kategorien und deren Relationierung, generell in MAXQDA erfolgen kann, erfolgen die weiteren Arbeitsschritte unserer Projektarbeit ohne Software-Unterstützung. Denn aufgrund der von uns vergebenen Codes, die die Limitation von 63 Zeichen überschritten, waren die in MAXQDA angebotenen Zusammenführungs- oder

Auflistungsoptionen nicht nutzbar. Entsprechend wurden die beiden Kodelisten – einmal aus der visuellen Analyse und einmal aus der Text-Ton-Analyse – exportiert. Aufgabe der weiteren Auswertungsschritte ist es, die vorliegenden Analyseergebnisse weiter zu bearbeiten und die Codes zu Kategorien zu verdichten. Die bereichsspezifische Separation in visuelle und Text-Ton-Ebene wird in dieser Phase beibehalten, um aus den Codes gehaltvolle (konzeptuelle) Kategorien zu entwickeln.⁹ Eine Zusammenführung der Ebenen (die notwendig ist, insofern es sich bei Musikvideos um eben *audiovisuelle* Produkte handelt) erfolgt in unserem Ablaufschema tatsächlich erst zum Abschluss der Analysearbeit – formal ließe sich sagen, erst im Zuge der *Formulierung der GT*. Dieser finale Arbeitsschritt erfordert es, ein Narrativ zu generieren, das entlang der erstellten Kategorien und ihrer Relationen entfaltet wird. Insofern wird in der Phase der abschließenden Datenanalyse vor allem das konzeptuelle Arbeiten als „Schreibarbeit“ umgesetzt.

Spätestens nach Abschluss der Analyse *aller* berücksichtigten Videos (also im Idealfall, wenn die theoretische Sättigung vorliegt), im Grunde aber auch schon im Verlauf der Auswertungsarbeit, wird – zunächst probeweise, später gezielt – die Fallebene verlassen. Dies meint die erstellten Auswertungsmemos fallübergreifend zusammenzuführen.¹⁰ Im Zuge dieser Verdichtung erfolgt – wie bereits auf der Fallebene – wiederum eine Systematisierung der erstellten Kategorien in Anlehnung an das Kodierparadigma mit seiner Kontext(e)-Bedingung(en)-Strategie(n)-Konsequenz(en)-Matrix (sensu Strauss/Corbin 1996). Dabei werden die visuellen und text-ton-basierten Kategorien modelliert, um zu sondieren, wie genau sich diese zueinander verhalten, um darüber zu a) einer Identifizierung der Kernkategorie („Schlüsselphänomen“) sowie b) den Relationierungen der Kategorien zu gelangen (vgl. dazu eine exemplarische Einzelfallstudie von Dietrich 2020).

5 Fazit

Aufgrund der besonderen Herausforderungen, die GTM für die Analyse von visuellen Daten zu modifizieren, war es in einem ersten Schritt nötig, die einzelnen Verfahrensschritte aufeinander abzustimmen, um dem Datentypus aufgrund seiner Medialität (komplexes Zusammenspiel von Text, Ton, Bewegtbild) für eine kontrollierte und nachvollziehbare Vorgehensweise zu „übersetzen“. Dabei erwies sich die Software (mit Ausnahme der Zeichenbegrenzung von Codenamen) gerade bei der am Anfang durchgeführten „mikroskopischen“ Analyse im Zuge des offenen Kodierens als hilfreich, um das „dichte“ Material zu erschließen. Diese Feststellung macht interessanterweise auf eine Art Verschiebung aufmerksam: Während es bei der GTM-Auswertung von verbalen Daten und daraus hervorgegangenen Transkripten durchaus sinnvoll sein kann, die eröffnende Kodierung nicht unmittelbar in der Auswertungssoftware zu starten, sondern etwas verzögert, wenn erste Grundlinien für das konzeptuelle Arbeiten (vorläufige Kategorien) vorliegen (Mey 2019, S. 70), so erweist es sich bei den komplexen audiovisuellen Daten als äußerst sinnvoll, den für die initiale offene Kodierung notwendigen Segmentierungsprozess direkt softwarebasiert zu bewerkstelligen (s. dazu auch Friese 2019). Ein direkter Start der Analysearbeit mit dem Tool – sowohl für textuelle wie audiovisuelle Daten – setzt voraus, die GTM-Arbeitsschritte des (offenen) Kodierens und Memowri-

tings gemäß einem kontinuierlichen „stop coding – start memoing“ konsequent zu praktizieren. Die Software bietet hierzu eine gute Organisation und Handhabung, insbesondere aufgrund der übersichtlichen Gestaltung der Benutzeroberfläche und der Option, den Mediaplayer flexibel verschieben zu können. Auf diese Weise lässt sich gut zwischen den unterschiedlichen Schritten (wiederholte Ansicht eines Segments, Memoschreiben, Codevergabe usw.) navigieren und dadurch ein reibungsloses Arbeiten „am Material“ erreichen.

Bei der Datenanalyse hat die Software vor allem auch dazu beigetragen, die zunächst formalen Überlegungen zur Segmentbildung und damit verbundene Explikation der Analyseeinheiten zu konkretisieren. Eine sehr reflektierte Bestimmung der zu kodierenden Segmente steht dabei im Dienste, eine kontrollierte Vorgehensweise der Dateninterpretation zu gewährleisten. Insofern hat uns die Verwendung der Software auch von Beginn an bei der Methodenentwicklung und der Präzision der Arbeitsschritte der AVGTM inspiriert.

Für künftige Studien gilt daher auszuloten – sowohl konkret in jedem Forschungsprojekt, zum einen mit Blick auf die Fragestellung, zum anderen angesichts des einbezogenen Materials –, wann und in welchem Umfang ein Software-basiertes Vorgehen hilfreich ist, d.h. die zu leistenden Arbeitsschritte sinnvoll unterstützt werden können. Dazu bieten die technischen Werkzeuge vielfältige Optionen für das Datenmanagement sowie eine Reihe von Features (Such-Optionen, Farbmarkierungen etc.). Für die Interpretationsarbeit eröffnet sich darüber hinaus die Möglichkeit, dass unterschiedliche, in den Forschungsprozess involvierte Personen gemeinsam software-basiert an demselben Datum arbeiten, Arbeitsschritte der anderen nachvollziehen und sich gegenseitig ergänzen. Ungeachtet dieser Vorzüge bleibt künftig genereller zu diskutieren, wie die einzelnen Software-Pakete (neben MAXQDA also etwa ATLAS.ti oder Nvivo, aber auch jene, die spezifischer für Bild-/Videodaten entwickelt wurden, wie ELAN, Feldpartitur oder Videograph) unterschiedlich nutzbar sind und ggf. vor dem Hintergrund spezifischer Projektdesigns weiterentwickelt werden können. Im Zuge dessen wäre eine Diskussion über das Spannungsverhältnis von „Methode mit Technik – Technik mit Methode“ zu intensivieren.¹¹ Dass diese lohnenswert erscheint, ist aus unserer Sicht unstrittig, denn mit den Auswertungstools liegen zahlreiche und hilfreiche Angebote vor, die den Nutzer*innen Spielräume für einen analytischen Zugriff eröffnen, der sich an etwas ausrichtet, was wir für durchaus zentral halten: gegenstandssensitiv das Verfahren anpassen und strukturieren zu können.

Danksagung

Wir bedanken uns für Hinweise bei den beiden anonymen Gutachtenden und für zusätzliche Anmerkungen bei Paul Eisewicht sowie Udo Kuckartz und Stefan Rädiker.

Literatur

- Blumer, H. (1954): What is wrong with social theory? In: *American Sociological Review*, 18. Jg., H. 1, S. 3–10. <https://doi.org/10.2307/2088165>
- Bohnsack, R. (2009): *Qualitative Bild- und Videointerpretation. Die dokumentarische Methode*. Opladen. https://doi.org/10.1007/978-3-8349-9441-7_20
- Charmaz, K. (2014): *Constructing grounded theory*. 2. Auflage London. <https://doi.org/10.1002/9781405165518.wbeosg070.pub2>
- Dietrich, M. (2020): *Samy Deluxe' Adriano (2018). Eine Analyse von Rassismus(kritik)konstruktionen aus Perspektive der Grounded-Theory-Methodologie*. In: Höllein, D./Woitkowski, F./Lehnert, N. (Hrsg.): *Rap – Text – Analyse. Deutschsprachiger Rap seit 2000. 20 Einzeltextanalysen*. Bielefeld, S. 113–125. <https://doi.org/10.14361/9783839446287-009>
- Dietrich, M./Mey, G. (2018): *Grounding visuals. Annotationen zur Analyse audiovisueller Daten mit der Grounded-Theory-Methodologie*. In: Moritz, C./Corsten, M. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Videoanalyse*. Wiesbaden, S. 135–152. https://doi.org/10.1007/978-3-658-15894-1_8
- Dietrich, M./Mey, G. (2019): *Visuelle Jugendkulturforschung: Trends und Entwicklungen*. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 14. Jg., H. 3, S. 293–307. <https://doi.org/10.3224/diskurs.v14i3.04>
- Dietrich, M./Mey, G. (2020): *Perspektiven einer Audiovisuellen Grounded-Theory-Methodologie und ihr Potenzial im Forschungsfeld „digitale Jugendkulturen“*. In: *Psychosozial*, 43. Jg., H. 2, S. 70–83. <https://doi.org/10.30820/0171-3434-2020-2-70>
- Evers, J./Mruck, K./Silver, C./Peeters, B. (Hrsg.) (2011): *The KWALON experiment: Discussions on qualitative data analysis software by developers and users*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 12. Jg., H. 1. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/36> (25. Februar 2021)
- Friese, S. (2019): *Qualitative Data Analysis with ATLAS.ti*. London.
- Kautt, Y. (2017): *Grounded Theory als Methodologie und Methode der Analyse visueller Kommunikation*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 18. Jg., H. 3, Art. 8. <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-18.3.2859>
- Konecki, K. (2011): *Visual grounded theory. A methodological outline and examples from empirical work*. In: *Revija za Sociologiju*, 41. Jg., H. 2, S. 131–160. <https://doi.org/10.5613/rzs.41.2.1>
- Konopásek, Z. (2008): *Making thinking visible with Atlas.ti: Computer assisted qualitative analysis as textual practices*. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 9. Jg., H. 2, Art. 12. <https://doi.org/10.17169/fqs-9.2.420>
- Krotz F. (2014): *Einleitung: Projektübergreifende Konzepte und theoretische Bezüge der Untersuchung mediatisierter Welten*. In: Krotz, F./Despotović, C./Kruse, M.M. (Hrsg.): *Die Mediatisierung sozialer Welten. Medien, Kultur, Kommunikation*. Wiesbaden, S. 7–32. https://doi.org/10.1007/978-3-658-04077-2_1
- Mey, G. (2019): *„Wir sind keine Kodierautomaten“ – Positionen und Potenziale der Grounded-Theory-Methodologie. Ein Interview*. In: *Forum Kritische Psychologie – Neue Folge*, 22. Jg., H. 2, S. 66–80.
- Mey, G./Mruck, K. (2009): *Methodologie und Methodik der Grounded Theory*. In: Kempf, W./Kiefer, M. (Hrsg.): *Forschungsmethoden der Psychologie. Zwischen naturwissenschaftlichem Experiment und sozialwissenschaftlicher Hermeneutik*. Band 3: *Psychologie als Natur- und Kulturwissenschaft. Die soziale Konstruktion der Wirklichkeit*. Berlin, S. 100–152.
- Mey, G./Mruck, K. (2011): *Grounded-Theory-Methodologie. Entwicklung, Stand, Perspektiven*. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Grounded Theory Reader*. 2. Auflage Wiesbaden, S. 11–48. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-93318-4>

- Mikos, L. (2003): Interpolation und Sampling. Kulturelles Gedächtnis und Intertextualität. In: Androutsopoulos, J. (Hrsg.): Globale Kultur – lokale Praktiken. Bielefeld, S. 64–85. <https://doi.org/10.14361/9783839401149-004>
- Moritz, C./Corsten M. (Hrsg.) (2018): Handbuch Qualitative Videoanalyse. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-15894-1>
- Mruck, K./Mey, G. (2019): Grounded theory and reflexivity in the process of qualitative research. In: Bryant, A./Charmaz, K. (Hrsg.): The Sage handbook of current developments in grounded theory. London, S. 470–496. <https://doi.org/10.4135/9781526485656.n25>
- Peltzer, A./Keppler, A. (2015): Die soziologische Film- und Fernsehanalyse. Eine Einführung. Oldenbourg. <https://doi.org/10.1515/9783110413779>
- Raab, J. (2008): Visuelle Wissenssoziologie. Theoretische Konzeption und materiale Analysen. Konstanz. <https://doi.org/10.17192/ep2009.4.631>
- Raab, J./Breckner, R. (Hrsg.) (2016): Materiale Visuelle Soziologie. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung, 17. Jg., H. 1+2, S. 5–167.
- Raab, J./Joller, S./Stanisavljevic, M. (2016): ‚Stelzereien‘. Eine Fallanalyse zur wissenschaftlichen Videohermeneutik. In: Burzan, N./Hitzler, R./Kirschner, H. (Hrsg.): Materiale Analysen. Methodenfragen in Projekten. Wiesbaden, S. 234–263. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12614-8_13
- Rädiker, S./Kuckartz, U. (2019): Analyse qualitativer Daten mit MAXQDA: Text, Audio und Video. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-22095-2>
- Strauss, A./Corbin, J. (1996): Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim.

Anmerkungen

- 1 <http://gepris.dfg.de/gepris/projekt/403605416>
- 2 Anzumerken ist hierbei, dass sich im Falle eines Musikvideos die Einteilung aufgrund der geringen Spiellänge immer auf das gesamte Video bezieht; anders im Falle von vergleichsweise langen Spielfilmen, bei denen unter Reflexion der Forschungsfrage eine Auswahl analytisch bedeutsamer Segmente erfolgen kann.
- 3 Allgemeine Regeln zur angemessenen Berücksichtigung von „Sound“ (seien es Klänge, Geräusche etc., aber eben auch Musik) zu unterbreiten, ist schwierig. Insofern bildet dies eine sozialwissenschaftliche Herausforderung, die künftig stärker in den unterschiedlichen Methoden (auch im Dialog mit der Musikwissenschaft) bearbeitet werden sollte. Die bisherigen Ausführungen hierzu (z.B. Peltzer/Keppler 2015, S. 182) fallen recht pragmatisch aus.
- 4 Da wir uns projektintern dafür interessieren, was die Bildebene dem text-ton-basierten Song konzeptuell hinzufügt oder wie sie ihn stützt, belassen wir es bei den separaten Kategorien und setzen die Zusammenführung der Ebenen narrativ im Rahmen der Formulierung der GT im Kodememo um. Grundsätzlich denkbar ist es aber auch, die Kategorien nochmals alle Ebenen übergreifend zu elaborieren, sodass Bild-Text-Ton-Kategorien vorliegen. Auch bei dieser Entscheidung ist die Forschungsfrage (sowie die Beschaffenheit und die Komplexitätsgrad der Kategorien) das dominante Kriterium.
- 5 In MAXQDA (und dazugehörigen Referenzen, z.B. Rädiker/Kuckartz 2019) wird die englische Schreibweise „Code“ verwendet, in der überwiegenden deutschsprachigen Literatur zur GTM (z.B. Mey/Mruck 2011) vornehmlich „Kode“ genutzt.
- 6 Aus unserer Perspektive sind Kodes oft präziser in ihrem Hinweis auf Konzepte, wenn sie etwas ausführlicher formuliert sind – tatsächlich müssen häufig sprachliche Wendungen genutzt werden, die im Sinne eines „doing“ den Konstruktions- und/oder Abgren-

zungsprozess einer Artikulation verdeutlichen: Kommen Formulierungen wie „Konstruktion von XY unter Abgrenzung von XZ“ zum Einsatz, dann sind 63 Zeichen recht schnell ausgeschöpft.

- 7 Praktikabler erscheint es, dies gebündelt nach Abschluss einer Kodiersession vorzunehmen, um ein unnötiges „Hin- und Her-Switchen“ zwischen Media-Browser und Arbeitsoberfläche zu vermeiden.
- 8 Um die Leistung der Tonebene (Musik) abzubilden, hat es sich zudem im Projektverlauf etabliert, für die übergreifenden Text-Tonkode Suffixe (wie „Melancholisierung“) und/oder Adjektiv-Kombinationen (wie „düster unterlegte“) zu vergeben.
- 9 Die Zusammenführung der Ebenen kann grundsätzlich und in anderen Forschungszusammenhängen auch schon bei der Kategorienbildung erfolgen. Projektintern interessieren wir uns wie angedeutet für den spezifischen Beitrag der visuellen Ebenen und der Text-Ton-Ebene bei der Konstruktion von rassismusbezogenen Themen. Soll allerdings schon auf Kategorie-Ebene die Trennung aufgehoben werden, dann gilt es die Voraussetzungen dafür zu prüfen. Dies meint zu sondieren, ob Kategorien gebildet werden können, die dann nicht zu überladen sind, d.h. so gut formulierbar sind, dass die auf den verschiedenen medialen Ebenen rekonstruierten Sinnangebote noch adäquat wiedergegeben werden. Besteht der Eindruck, dass die Konstruktionen auf den verschiedenen Ebenen angemessen abgebildet werden können, dann kann eine entsprechende Konfrontation der visuellen Kategorien im Sinne des axialen Kodierens vorgenommen werden.
- 10 Im Grunde genommen sind schon alle Memos, die über den ersten Fall hinausreichen fallübergreifend angelegt, insofern hier das GTM-Prinzip der „constant comparison method“ (Mey/Mruck 2011) beachtet werden sollte. Dies inkludiert nicht nur den Einzelfall als solchen, sondern auch seine Charakteristik im Vergleich mit den anderen untersuchten Fällen herauszuarbeiten und ggf. prospektive Analyseperspektiven zu eröffnen.
- 11 Für eine erste Auseinandersetzung siehe etwa das Symposium „Methode mit Technik – Technik mit Methode“ auf dem 5. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung; Videodokumentation unter: <https://www.youtube.com/watch?v=X2vi2eAZFCY> (26. Mai 2021).

Tilman Drope und Kerstin Rabenstein

Zur Herstellung von Schulklassen.

Erste Ergebnisse einer Praxeologie zum Anfang neuer 5. Klassen

The production of school classes. Primary results of a praxeology on the beginning of new fifth grades

Zusammenfassung

Ausgehend von der Beobachtung, dass Anfänge von Schulklassen an weiterführenden Schulen vermehrt aktiv gestaltet und so zum Gegenstand pädagogischer Bearbeitung gemacht werden, haben wir die ersten Tage neuer Klassen aus praxistheoretischer Perspektive untersucht. Die Ergebnisse der ethnografischen Beobachtungen an zwei Schulen stellen wir als Variationen einer Anfangsgestaltung dar, mit der die pädagogischen Herausforderungen der Herstellung neuer Schulklassen und die Bearbeitung dieser erkennbar werden. Herausgearbeitet wird, wie in den Adressierungen der Schüler*innen und dem Vollzug von Praktiken des ‚Kennenlernens‘ eine über unterrichtliche Belange hinausgehende Ansprechbarkeit der Schüler*innen füreinander, eine Verantwortlichkeit aller für eine regelkonforme und kompetente „Mitspielfähigkeit“ (Alkemeyer/Buschmann 2017, S. 272) in der Klasse und eine Imagination der Klasse als Klasse grundgelegt wird. Abschließend wird diskutiert, wie in weitergehenden Untersuchungen zur Herstellung der Klasse als pädagogischer Ressource den hier als konstitutiv für die Anfangstage rekonstruierten Praktiken gefolgt werden kann.

Schlagwörter: Schulklasse, Anfang neuer Klassen, Klassenbildung, Ethnografie, Praxistheorie

Abstract

Based on the observation that beginnings of school classes in secondary schools are actively designed and thus made the object of pedagogical intervention, we examined the first days of new classes from a practice-theoretical perspective. We present the results of ethnographic research at two schools as variations of a design of the beginning, with which the pedagogical challenges of creating new school classes and processing them become recognizable. We elaborate on how the addressing of students and the enactment of practices of 'getting to know each other' ground a responsiveness of students to each other that goes beyond instructional concerns, evolve a responsibility of all for a rule-compliant and competent „play-ability“ (Alkemeyer/Buschmann 2017, p. 272) in the class, and create an imagining of the class as a discrete and specific group. Finally, it is discussed how in further studies on the production of the class as a pedagogical resource the practices reconstructed here as constitutive for the early days can be followed.

Keywords: school class, starting days, classroom community, ethnography, practice theory

1 Einleitung

Die Gruppierung von Schüler*innen in alters- oder fähigkeitsbezogen relativ homogenen Schulklassen – meist in der Form der Jahrgangsklasse – ist ein zentrales Merkmal der modernen Schule (vgl. Caruso 2021). Die Schulklasse wird vor allem als die Organisationsform von Schule und Unterricht diskutiert, die es ressourcensparsam ermöglicht, viele Schüler*innen gleichzeitig zu unterrichten und dabei dennoch das individuelle Lernen zentral zu stellen (vgl. Scholz/Reh 2016). Ihr kommt auch dann eine Funktion und Bedeutung zu, wenn sie aufgrund individualisierter Formen des Unterrichts vergleichsweise selten als körperlich kopräsenter Zusammenhang in Erscheinung tritt (vgl. Rabenstein et al. 2018). Schulpädagogisch werden schon länger Chancen, aber vor allem auch Herausforderungen der gleichzeitigen Unterrichtung Vieler in Klassen diskutiert. So schafft die Schulklasse einerseits erst den sozialen Kontext, in dem soziale Kompetenzen erworben werden können (vgl. Aghamiri 2016; Rittelmeyer 1980), andererseits werden beispielsweise Gleichaltrigenbeziehungen mit starren Cliquenstrukturen und einer Tendenz zu Ausgrenzungen als Ursache von Belastungen für Schüler*innen und Lehrkräfte angesehen (vgl. Zander/Kreutzmann/Hannover 2017). Effekte von Maßnahmen der Intervention in Schulklassen werden bislang zwar nur wenig erforscht (vgl. Looser 2017), mittlerweile wird jedoch dem Wissen von Lehrkräften über die Peerbeziehungen in ihren Klassen und didaktischen Möglichkeiten ihrer Beeinflussung ein zunehmend hoher Stellenwert zugeschrieben (vgl. Harks/Hannover 2017). Demgegenüber wurden auch an weiterführenden Schulen verstärkt Maßnahmen zur Gestaltung insbesondere des Anfangs von Schulklassen entwickelt, in denen, wie auch in praxisinstructiven Zeitschriften betont wird (vgl. Klaffke/Wübbels 2019), initiativ auf die sich bildenden Klassen Einfluss genommen werden soll.

Auf den Webseiten weiterführender Schulen wird vielfältig darauf hingewiesen, dass der Schulklasse und dabei insbesondere ihren Anfängen in Form eigens ausgewiesener Anfangsphasen, oft als „Kennenlertage“ bezeichnet, eine erhöhte Bedeutung zugeschrieben wird. Programmatisch werden pädagogische Erwartungen an die ersten Tage neuer Klassen mittlerweile breit diskutiert. In den sich als praxisinstructiv verstehenden Zeitschriften und Ratgebern werden die ersten Tage als Möglichkeit entworfen, auf spezifische Herausforderungen von Schulklassen pädagogisch zu antworten. Grundsätzlich wird von der Notwendigkeit und der Möglichkeit der Entwicklung einer Klasse als Gruppe ausgegangen (vgl. Föh 2012; Turek 2013) und hervorgehoben, wie wichtig es sei, mit entsprechenden Maßnahmen am Anfang das Wohlbefinden der Schüler*innen zu erhöhen, ihnen Angst zu nehmen und Beziehungen unter ihnen zu stiften (vgl. Klaffke/Wübbels 2019). Angesichts des zentralen Stellenwerts der Schulklasse für die ethnografische Schul- und Unterrichtsforschung ist es überraschend, dass sie bisher nur selten und dann meist explorativ zum eigenständigen Forschungsgegenstand gemacht wird, die sogenannte Kennenlernzeit zudem noch kaum näher untersucht wurde. In der wenigen ethnografischen Forschung, in der die ersten Tage bisher beobachtet werden, gibt es allerdings ebenfalls Hinweise auf die hohe pädagogische Bedeutung, die diesen lehrerseits zugeschrieben wird. Auch Zaborowski, Meier und Breidenstein (2011) verweisen auf die Relevanz, die die Lehrkräfte den ersten Wochen neuer Klassen zuweisen, und die in diesem Zusammenhang entstehenden Hürden für die Feldforschung, insofern die Lehrkräfte betonten, diese Zeit alleine – ohne anwesende Forscher*innen – mit „ihren Klassen“ (Meier/Breidenstein 2011, S. 31) ver-

bringen zu wollen. Keßler (2017) skizziert in einer ethnografischen Studie zur Schulkultur die Bemühungen der untersuchten Schule um einen „sanften Übergang“ (Keßler 2017, S. 120) für die neuen Schüler*innen und die verschiedenen Praktiken, mit denen „die Individualität und das Aufgehen der einzelnen Schülerinnen und Schüler in der Klassengemeinschaft“ (Keßler 2017, S. 123) betont werden.

In diesem Beitrag fragen wir aus einer praxistheoretischen Perspektive nach der pädagogisch-normativen Ausrichtung der von Lehrkräften am Anfang neuer fünfter Klassen initiierten Kennenlertage. Aufgrund unseres Erkenntnisinteresses daran, wie Klassen in diesen durch die Schulen als besonders hervorgehobenen ersten Tagen pädagogisch hergestellt werden (sollen), blenden wir für diesen Beitrag jene in ethnografischer Perspektive auch beobachtbaren „stummen“ (Falkenberg 2013), mitunter subversiven Praktiken von Schüler*innen (und Lehrkräften) tendenziell ab, die sich beispielsweise im Gehen in einer von der Lehrkraft durch die Gänge des Schulgebäudes zum Klassenraum geführten Gruppe und dem Erproben kontingenter Nachbarschaften in den Bewegungen der Schüler*innenkörper ebenfalls zeigen können. Stattdessen interessieren uns an dieser Stelle die an Schüler*innen in Praktiken des Kennenlernens gerichteten Anforderungen, sich einander bzw. die Schule kennenzulernen.

Dafür folgen auf die Skizze zum Stand ethnografischer Forschung zur Herstellung von Schulklassen (2) Erläuterungen zu den methodologischen Weichenstellungen unseres praxistheoretisch fundierten Forschungsprojekts (3). Anschließend stellen wir unsere Ergebnisse zu solchen Praktiken, die die Anfangszeit neuer Klassen als pädagogisch gestaltetes Geschehen prägen dar (4) und diskutieren abschließend den Ertrag unseres Ansatzes und Anschlüsse für weitere Forschung (5).

2 Schulklassen und ihr Anfang in ethnografischer Forschung

Obwohl die Schulklasse in der ethnografischen Forschung häufig die Beobachtungseinheit ist, in der zu unterschiedlichen Fragen von sozialer Ordnungsbildung geforscht wird, wird sie bislang nur selten zum eigenständigen Forschungsgegenstand gemacht. In den wenigen vorliegenden Studien wird die Multimodalität der Herstellung von Klassen deutlich: Falkenberg (2013) zeigt in ihrer Studie zu den stummen Praktiken von Schüler*innen, wie sich in der Anfangszeit von Klassen eine sukzessive Angleichung der beobachtbaren stillschweigend aufeinander abgestimmten Körperbewegungen beobachten lässt und sich somit Klassen auch als „Körpergemeinschaften“ (Falkenberg 2013, S. 50) verstehen lassen. Kelle (1997) rekonstruiert mit Interviews die diskursiven Konstruktionen von Schüler*innen von einem ‚Wir‘ der eigenen Klasse in Abgrenzung zu den Schüler*innen anderer Klassen. Studien zu Klassenlehrkräften und ihren Beziehungen zu Schulklassen liegen mit Ausnahme der Studie zur Waldorfschule (Graßhoff 2008) nicht vor. Auch der Anfang von Schulklassen ist noch kaum untersucht. Nur zur Entstehung von Schulklassen am Anfang der Grundschule liegen aus ungleichheitstheoretischer Perspektive erste explorative Studien vor (vgl. Khan-Svik/Raggl/Sertl 2018; Leditzky 2018). Noch nicht eigenständig untersucht sind jedoch die ersten Tage neuer Schulklassen an weiterführenden Schulen.

Bisher vereinzelt zu einzelnen Aspekten erster Tage neuer Klassen zu findende ethnografische, explorative Studien betonen zusammengenommen vor allem eines, nämlich wie in den ersten Tagen (bzw. Wochen) neuer Klassen lehrerseits für „Erwartungssicherheit und Verlässlichkeit, die das Am-Laufen-Halten des Unterrichts auch aus Lehrer_innensicht erleichtern“ (Pille/Alkemeyer 2018, S. 168), gesorgt werde. In ähnlicher Weise rekonstruiert Leditzky (2018, S. 102) auf Basis von explorativen Erkundungen während des ersten Tags zweier Grundschulklassen „Struktureinpassung und Voraussetzungserkundung“ als unterscheidbare „Gestaltungslogiken“, denen die Klassenlehrerinnen jeweils folgten und betont damit zwei Aspekte, die für die Gestaltung des Anfangs aus Lehrendenperspektive im Hinblick auf die Erfordernisse von Unterricht und Unterrichten als relevant hervorgebracht werden. Auch Gellert und Hümmer (2008) zeigen mit bildungssoziologisch fundierten Interpretationen der Interaktionen in einer ersten Stunde des Mathematikunterrichts einer neuen 5. Klasse an einem Gymnasium auf, wie Lehrkräfte durch entsprechende Aufgabenstellungen fachspezifische Fähigkeiten ihrer Schüler*innen beobachten und Schüler*innen auf diese Weise als in Bezug auf mathematische Kompetenzen Differente kennenlernen. Ebenso beschreiben Rabenstein et al. (2018) in ethnografischen Fallstudien in Bezug auf die ersten Tage neuer jahrgangsübergreifender Klassen (Jahrgänge 7 bis 10) Praktiken, in denen Voraussetzungen für das Unterrichten bzw. die Unterrichtsteilnahme, man könnte auch sagen eine „Mitspielfähigkeit“ (Alkemeyer/Buschmann 2017, S. 272), im individualisierten Unterricht geschaffen werden (sollen). Sie weisen auf die Besonderheit hin, dass hier den älteren Schüler*innen die Aufgabe zugewiesen werde, den nachrückenden Jüngeren bei deren Orientierung in der Schule und der Arbeitsweise im individualisierten Unterricht wesentlich zu helfen und ihnen gegenüber eine Rolle der Wissenden einzunehmen. Für den Anfang neuer Klassen wird in diesen Studien ein Changieren zwischen der Kommunikation von Erwartungen auf der einen und der Bearbeitung von Kontingenz und der In-Geltung-Setzung von Erwartungen auf der anderen Seite beobachtet. Dabei fokussieren die Studien jedoch nur solche als im engeren Sinne für Unterricht und Unterrichten als relevant hervorgebrachten Erwartungen; Erwartungen in Bezug auf die Klasse als Gruppe bzw. die Beziehungen ihrer Mitglieder zueinander werden damit nicht berührt.

Die explorativen Studien deuten darauf hin, dass mit der pädagogischen Gestaltung von Kennenlernzeiten besondere Anstrengung insbesondere für den Anfang von Klassen unternommen wird. Die bisherige Forschung fokussiert allerdings in Bezug auf die beobachtete Kommunikation von Erwartungen bzw. In-Geltung-Setzung von Erwartungen vor allem im engeren Sinne unterrichtsrelevante Erwartungen. Wie welche pädagogischen Normen in Bezug auf die Klasse als Gruppe bzw. das Miteinander ihrer Mitglieder in Geltung gesetzt werden, die wir in unseren Beobachtungen finden konnten, wurde bislang nicht thematisiert. Im Folgenden fragen wir für die ersten Tage zweier neu gebildeter 5. Klassen an weiterführenden Schulen entlang welcher pädagogisch-normativer Erwartungen die Schulklasse in Praktiken des Kennenlernens hergestellt wird. Wie Schüler*innen im Vollzug der Kennenlernangebote diese mitgestalten und wie sie sich zu diesen (auch unterschiedlich) positionieren, ist demgegenüber hier (noch) nicht Gegenstand der Darstellung.

3 Methodologische Weichenstellungen

In unserem praxeologischen Forschungsansatz verstehen wir die Schulklasse als spezifischen sozialen Zusammenhang, der mit Blick auf Praktiken rekonstruierbar ist und knüpfen damit an die sich im letzten Jahrzehnt entwickelte kulturwissenschaftliche Unterrichtsforschung an (vgl. Kolbe et al. 2008). Dafür fassen wir die Schulklasse mit Schatzki (1996; 2002; 2010) zunächst als einen raum-zeitlich verteilten Zusammenhang menschlicher Leben auf, der durch Praktiken hergestellt, aufrechterhalten und verändert wird und der gleichzeitig der soziale Ort dieser Praktiken ist. Praktiken verstehen wir im Sinne Schatzkis als Verkettungen von Aktivitäten, die angemessen nur im Zusammenhang mit der sozio-materiellen Dimension sozialer Praxis zu verstehen sind (Körper, Dinge, Räume). Im engeren Sinne nehmen wir mit Pille und Alkemeyer (2018, S. 151) „eine Perspektive ein, in der wir nicht von Normen ausgehen, die Teilnehmer-Aktivitäten von außen anleiten, sondern ihr Herstellen in der Praxis selbst fokussieren“. Für unsere empirische Frage nach Praktiken der Kennenlernzeit und der in ihrem Vollzug mobilisierten Regeln, wie ein Sich-Kennenlernen hier zu tun sei, nehmen wir Anschluss an die Vorstellung einer Gerichtetheit von Praktiken (vgl. Schatzki 1996) und damit an eine Diskussion zur Normativität von Praktiken, die bislang erst am Rande praxistheoretischer Forschung geführt wird (vgl. Wagenknecht 2020; Ricken 2019; Rabenstein 2020; Drope/Rabenstein/Schnoor i.E.).

In Anschluss an die Hervorhebungen der Normativität von Praktiken bei Joseph Rouse und Theodore Schatzki stellt Susann Wagenknecht heraus, dass „Regeln (...) Praktiken als Praktiken zusammenhalten“ können (2020, S. 261). Dabei rekurriert sie auf den Regelbegriff, nicht auf Normen, da es im Sinne Wittgensteins Regeln sind, denen in Praktiken gefolgt wird. Die Regel ist hier jedoch nicht als der Praxis vorausgehend zu verstehen, sondern als ihr „nachgängig“ (Wagenknecht 2020, S. 263) und um ihr zu folgen, bedarf es keinesfalls nur eines „knowing that“, sondern eines prozeduralen Wissens, eines „knowing how“. Normativität wird dann wirksam, so Wagenknecht im Anschluss an Andreas Reckwitz, in „Gestalt ‚implizite(r) normative(r) Kriterien‘ des Angemessenen, die eingelagert sind in ein praktisches Verständnis“ (2020, S. 264). Praktiken bilden so „normative Verweisungszusammenhänge“ (Wagenknecht 2020, S. 265) und lassen sich gleichzeitig als eingebunden in diese verstehen. Das, worum es in einer Praktik in einem „Verweisungszusammenhang“ geht – warum also diese Praktik und nicht eine andere vollzogen wird –, zeigt sich im Vollzug von Anschlüssen an sie, die bestätigend, ablehnend, weiterführend oder verändernd wirken können und dann entsprechende weitere Anschlüsse nach sich ziehen. In den Blick kommt damit, dass Normativität in Praktiken als etwas immer wieder neu Entstehendes verstanden werden kann. In diesem Verweisungszusammenhang zeigt sich dann, Schatzki (2016) folgend, die teleo-affektive Struktur von Praktiken, die „Zwecke, Ziele und Emotionen“ umfasst (Schatzki 2016, S. 33). Mit den sich darauf beziehenden Wertungen eines Tuns und/oder Sprechens, die von den Akteur*innen (auch non-verbal) mitkommuniziert werden, wird der Praxis zwar nicht ihre Kontingenz genommen, aber dennoch „eine erkennbare Richtung“ gegeben (Alkemeyer/Schürmann/Volbers 2015, S. 32) – so wäre eine Gerichtetheit der Praktiken zu verstehen. Diese ist für die Teilnehmenden (auch unausgesprochen) verständlich und für Forscher*innen über den Blick auf die (ausbleibenden) Anschlüsse rekonstruierbar (vgl. Alkemeyer/Schürmann/Volbers 2015).

In unserem Forschungsprojekt nutzen wir dieses Verständnis der normativen Gerichtetheit von Praktiken, um der Frage nachzugehen, was getan wird, um eine Schulklasse zu werden. Empirisch sind wir dieser Frage ethnografisch in zwei Schulklassen in zwei Schulen nachgegangen. Mit der Beobachtung zweier Klassen versuchten wir, die Datenbasis und die Möglichkeiten eines konstanten Vergleichs auf konzeptioneller Ebene zu verbreitern (vgl. Glaser/Strauss 1967; Hammersley/Atkinson 1983). Beide Klassen weisen ein Profil auf, Klasse A wird Musikklassse, Klasse B MINT-Klasse genannt, und werden somit von den Schüler*innen im Zuge der Schulanmeldung angewählt. Klasse A ist eine von vier neuen Klassen an einer Gesamtschule mit gymnasialer Oberstufe, die ein inklusionspädagogisches Profil aufweist. Das Profil ‚Musik‘ wird als ein pädagogisches Mittel zur Gestaltung der Klasse verstanden und setzt keine besonderen musikalischen Fähigkeiten voraus. Klasse B ist eine von fünf neuen Klassen an einem Gymnasium mit naturwissenschaftlichem Profil. Das MINT-Profil der Klasse wird als Möglichkeit der Interessenschwerpunktsetzung der Schüler*innen verstanden und korrespondiert mit dem Schulprofil. Für beide Klassen wird in Aussicht gestellt, dass sie über den gesamten Zeitraum der Sekundarstufe I zusammenbleiben, es wird also auf Kontinuität der Zusammensetzung der Schülerschaft gesetzt, wobei bei Klasse B die Teams der Klassenlehrer*innen alle zwei Jahre gewechselt werden.

Unsere Ethnografie führten wir in beiden Klassen für ca. 8 Wochen durch – beginnend mit dem ersten Schultag bis zu den Herbstferien. Beobachtet wurden alle Aktivitäten der Klasse und wechselnder Schüler*innen, die wir z.B. in den Pausen, beim Essen in der Schulmensa oder beim Weg zum Schulbus begleiteten. Während der teilnehmenden Beobachtungen wurden Feldnotizen verfasst, die anschließend als Beobachtungsprotokolle ausformuliert wurden. Für die hier dokumentierten Ergebnisse haben wir uns auf die Protokolle aus den ersten Tagen der Klassen konzentriert. Mit dieser Fokussierung folgen wir der im Feld erfolgten Hervorhebung dieses Zeitraums als Konstitutionsphase der Schulklasse: In beiden Schulen wurden die auf die Begrüßungsfeier folgenden ersten Tage als besonderer Zeitraum ausgewiesen. Etwa indem an der Schule A über einen Tafelanschrieb „unsere erste Woche“ angekündigt und spezifische Aktivitäten für diese unter die Überschrift „wir lernen uns kennen“ gestellt wurden. In Klasse A wird die gesamte erste Woche für diese Aktivitäten vorgesehen, in Klasse B werden hierfür die ersten zwei Tage reserviert.

In der Analyse der Protokolle sind wir der Frage gefolgt, welche praktischen Herausforderungen der ersten Tage mit welchen Praktiken bearbeitet wurden und gleichzeitig wie welche Praktiken auf welche zu bearbeitenden Aufgaben hinweisen, vor die sich die Akteure in den ersten Tagen der Schulklasse gestellt sehen. In diesem Sinne haben wir in einem ersten Schritt auf die unterschiedlichen Praktiken (z.B. um einen Stift bitten und einen Stift geben, einen Zettel ziehen und davon einen Namen ablesen, auf einer Bühne mit anderen fotografiert werden) fokussiert. Dann haben wir gezielt nach jenen Praktiken gesucht, mit denen Szenarien des Kennenlernens realisiert wurden und in denen sich pädagogische Adressierungen zeigten, mit denen das gegenseitige Neu-Sein füreinander und das Neu-Sein in der Situation praktisch vollzogen und gleichzeitig als zu verändernd markiert wurde. Diese haben wir in einem nächsten Schritt gruppiert, indem wir weiter nach ihren Ähnlichkeiten gefragt haben, also danach, welche Aufgabe von den Akteuren hier bearbeitet wurde (z.B. untereinander helfen, etwas von sich erzählen, etwas erklären, einen Raum zeigen, an einer Begrüßungsfeier teilnehmen) und sukzessive die ähnlichen Praktiken bzw. die entsprechenden Protokollauszüge zu Serien zusam-

mengestellt haben (vgl. Breidenstein et al. 2020, S. 142–155). In der dann folgenden Interpretation der Serien von Protokollausschnitten haben wir anschließend nach der Normativität der ähnlichen Praktiken, ihrer Gerichtetheit, gefragt. Dafür suchten wir gezielt danach, welche (auch non-verbalen) situativen Aufforderungen zum Vollzug welcher Praktiken sich ausmachen ließen, wie dieser Vollzug sich zeigte (z.B. schnell und schweigend, eher stockend, mit Zeichen der Zustimmung oder Ablehnung, eher als Abbruch oder Nicht-Vollzug) und welche Anschlüsse an die unterschiedlichen Vollzüge wiederum erkennbar waren. Mit den im Rahmen dieser Analyse herausgearbeiteten Praktiken und ihren Gerichtetheiten stellen wir im Folgenden dar, wie die Aufgabe der Herstellung einer Schulklasse in den beiden Klassen angegangen und bearbeitet wurde.

4 Die ersten Tage neuer Klassen. Empirische Rekonstruktion

An beiden von uns besuchten Schulen wurden alle neuen Fünftklässler*innen im Rahmen einer gemeinsamen Feier begrüßt, während der die Schulleiter*innen sich mit kurzen Begrüßungsreden an die neuen Schüler*innen richteten. In diesen Reden und den Ritualen der Begrüßung auf der Begrüßungsfeier am ersten Tag wurden die neuen Schüler*innen in ähnlicher Weise als Neue im Sinne von noch Unwissenden und einander noch Unbekannten adressiert: So gestand die Leiterin von Schule A den Neuen eine gewisse Aufregung zu angesichts der sie beschäftigenden Fragen „(...) mit wem bin ich in der Klasse, wer ist mein Klassenlehrer / meine Klassenlehrerin, wer sind überhaupt meine Lehrer, wo ist mein Klassenraum (...) ?“. Sie stellte dann in Aussicht, was die kommenden Tage leisten sollen, nämlich, dass die Schüler*innen bald über die für die schulischen Abläufe notwendigen Kenntnisse verfügen und sich die Unsicherheiten legen werden: „Bleibt ganz ruhig, das wird sich alles in den nächsten Tagen klären.“ Nach den Begrüßungsreden wurden jeweils die Namen der Schüler*innen der einzelnen Klassen öffentlich aufgerufen, die Schüler*innen zum Gang auf die Bühne aufgefordert und so als anwesende Personen körperlich sichtbar gemacht, und nicht zuletzt wurde durch eine fotografische Inszenierung die Zusammenstellung von Klassen sowohl schulöffentlich aufgeführt als auch als bedeutsamer Moment hervorgehoben.

Anhand der Beobachtungen zu den darauffolgenden Tagen an beiden Schulen konnten wir rekonstruieren, wie die in der Begrüßungsfeier konstruierten Herausforderungen – das neu, unwissend, aufgeregt, einander unbekannt sein – pädagogisch bearbeitet wurden. Mit den im Folgenden dargestellten Ergebnissen fokussieren wir solche Praktiken, in denen aus Neuen, Unbekannten und noch Unwissenden füreinander Ansprechbare (gemacht) wurden, Praktiken, in denen die Neuen zu für das regelkonforme Agieren im Klassenzimmer Mitverantwortlichen (gemacht) wurden und Praktiken, in denen die Neuen zu an der Imagination der Klasse Mitwirkenden (gemacht) wurden. Im Vollzug dieser Praktiken und ihren Materialisierungen zeigt sich dabei, dass die ersten Tage sowohl von langer Hand geplant sind als auch auf das Hinterlassen von Spuren abzielen.

4.1 Zur Herstellung von Ansprechbarkeit in der Klasse

Das Zusammenkommen der Mitglieder einer Klasse und das Aufrufen ihrer Namen sind offensichtlich nicht ausreichend für den Anfang einer Klasse, vielmehr sind die ersten Tage als neue Klasse durchzogen von Praktiken, in denen von den Einzelnen verlangt wird, über sich vor und mit Anderen Auskunft zu geben und den Auskünften der Anderen beizuwohnen. Diese im Feld als „Kennenlernspiele“ bezeichneten Praktiken führen zu einer Sichtbarmachung der Schüler*innen als je Bestimmte und in spezifischer Hinsicht für andere Ansprechbare.

Eine erste Praktik des *Verlangens und Gebens von Auskunft* ist im Zuge der Vorstellungsrunde zu beobachten, die unmittelbar nach der Begrüßungsfeier in beiden Klassen im Klassenraum in einem Stuhlkreis eröffnet wird. In Klasse A liegt hierfür in der Mitte des Stuhlkreises auf einem Tuch eine Schultüte, auf der die Vornamen der Schüler*innen notiert sind, die zunächst vorgelesen werden. Dann folgt die Aufforderung sich kurz vorzustellen. Im Protokoll wird das, worauf sie sich dabei beziehen können, notiert mit: „Wo sie wohnen, auf welcher Grundschule sie waren. Der erste Schüler gibt sehr genau an, aus welchem Ort er kommt, in welcher Straße und in welcher Hausnummer er wohnt. Dann nennt er die Grundschule. Dieses Muster halten alle Schülerinnen in der Folge ein.“ Mit dem Arrangement des Stuhlkreises wird hierbei einerseits ein *sich den Anderen Zeigen (müssen)* und ein *von Anderen gesehen werden* bzw. ein *gegenseitiges Sehen* räumlich unterstützt. Mit der Aufforderung, sich vorzustellen, geht zudem einher, sich klassenöffentlich zu äußern und dabei etwas – hier Details zum eigenen Wohnort –, das nicht unmittelbar mit unterrichtlich relevantem Wissen in Verbindung gebracht werden kann, von sich preiszugeben. In Klasse B wurde in Erweiterung dazu bereits in einer ersten Runde von der Klassenlehrerin ein Fachbezug mit ins Spiel gebracht, indem sie unter dem Verweis darauf, dass sie ja Deutschlehrerin sei, die Schüler*innen dazu aufforderte, mitzuteilen welche Bücher sie gerade lesen. In den ersten Tagen der neuen Klassen haben wir eine ganze Reihe ähnlicher Praktiken beobachtet.

In den Praktiken, im Folgenden exemplarisch vor allem an Klasse A dargestellt, variierten die Aufforderungen, worüber Auskunft zu geben verlangt wurde und der Modus, wie wem Auskunft gegeben werden sollte – ob in Partnerinterviews einzelnen Anderen, in Fragerunden im Stuhlkreis allen Anderen, ob auf Fragen der Lehrerinnen oder auf von den Schüler*innen gestellte. Die Schüler*innen waren beispielsweise durch das Hereintreten in einen Stuhlkreis aufgefordert, darüber Auskunft zu geben, ob sie Geschwister oder Haustiere haben; gefragt wurde auch nach Lieblingsessen, Lieblingsvideospiele oder Lieblingsyoutubern. Den vielfältigen Aufforderungen in Form solcher Selbstdarstellungen, etwas von sich – über Familienverhältnisse, eigene Gewohnheiten, Vorlieben – Preis zu geben, leisteten die Schüler*innen ohne erkennbaren Widerstand Folge. Über sich Auskunft zu geben wurde auch in der Form von den Schüler*innen eingefordert, über Materialisierungen etwas von sich sichtbar zu machen; etwa wenn die Schüler*innen Materialkisten aus Karton eigenständig gestalten und mit Namen beschriften, wenn sie an der Wand aufzuhängende Steckbriefe von sich anfertigen oder wenn sie die Umrisse ihrer Hände auf Papier übertragen, individuell farblich gestalten und mit ihrem Namen versehen auf ein gemeinsam anzufertigendes Klassenposter kleben sollten.

Dass das in diesen Praktiken generierte Wissen über- und voneinander wiederum in anderen Praktiken aufgerufen wird, haben wir in beiden Klassen verschiedentlich beobachtet. Zum einen setzte sich das Befragen und Auskunftverlan-

gen in informellen Gesprächen an den Sitzplätzen im Klassenraum fort, etwa indem sie an zuvor geäußerte, ähnliche Interessen oder Vorlieben anschlossen bzw. weitere Fragen aneinander richteten. Zum anderen floss es beispielsweise in die Herstellung einer Sitzordnung und damit die Regelung von Nachbarschaften ein. Dabei wurde auch deutlich, dass auch die Lehrkräfte die Schüler*innen beobachtet haben und ihre darauf aufbauenden Einschätzungen für die Generierung der Sitzordnung nutzen wollten.

Diese Praktiken des *Verlangens und Gebens von Auskunft* über sich sind, so unsere Interpretation, darauf gerichtet, Sichtbarkeiten der Schüler*innen und auf diese Weise Ansprechbarkeit füreinander herzustellen: die Schüler*innen sind aufgefordert, etwas von sich preiszugeben und sich damit als für andere in bestimmter Hinsicht ansprechbar zu zeigen. In diesen Praktiken entstehen einerseits bestimmte Möglichkeiten und Notwendigkeiten, sich selbst als jemand Bestimmtes vor Anderen zu zeigen, und andererseits, andere als in Bezug auf bestimmte Aspekte spezifisch Andere bzw. Ansprechbare wahrzunehmen. So wird das, was geschieht, wenn neue Gruppen sich bilden, nämlich die Entwicklung dessen, wer über was mit wem (nicht) anfängt zu sprechen und was zu tun, nicht dem Zufall überlassen, sondern vermittelt über das Schaffen von Selbstdarstellungs- und Gesprächsanlässen pädagogisch bearbeitet. In diesen wird eine Vielzahl von Aspekten ins Spiel gebracht, die in beiden Klassen eigene Gewohnheiten, Vorlieben oder Aktivitäten in Freizeit und Familie berührten. Solche sich auf Gewohnheiten und Vorlieben beziehenden Adressierungen sind als Aufforderung zu verstehen, sich „mit den Überhängen [der] vollen Individualität“ (Neidhardt 2017, S. 446) zu zeigen, diese „Überhänge“ werden sonst den Erwartungen an Rollenhandeln in Schule entsprechend eher „zurückgewiesen oder in den Untergrund von Cliques und ‚informellen Gruppen‘ verdrängt“ (Neidhardt 2017, S. 446), hier aber zum Kern schulischer Erwartung gemacht.

4.2 Zur Herstellung von Verantwortlichkeit in der Klasse

Das von der Schulleiterin in ihrer Begrüßung der Neuen versprochene „Klären“ der vielen Fragen, vollzog sich sodann in den folgenden Tagen in verschiedenen Praktiken des Zeigens, Vorführens, Erklärens und Mitmachens. Die in ihnen performativ mitgeführten Anforderungen eines Nach- bzw. Mitvollziehens von für den Unterricht und den Schulalltag wichtigen Abläufen, Schauplätzen, Regeln, Arbeitsmaterialien etc. führen in beiden Klassen, so unsere Interpretation, zur Herstellung von Verantwortlichkeit auf Seiten der Schüler*innen für das regelkonforme und effiziente Zurechtfinden in der Schule.

Beobachtet haben wir in beiden Klassen erstens Praktiken, in denen Schüler*innen mit Schauplätzen des schulischen Alltags bekannt gemacht wurden. In von den Klassenlehrerinnen geführten Schulrundgängen in Schule A etwa wurden den Schüler*innen unter anderem die Fachräume gezeigt, die Spielgelegenheiten auf dem Schulgelände, die Schulmensa, der Wasserspender zum Auffüllen der Trinkflaschen oder der Bildschirm im Foyer, dem Informationen zu Vertretungen zu entnehmen sind. Mit zwei unterschiedlichen Formen einer von den Schüler*innen zu absolvierenden Schulrallye wurden in beiden Klassen diese Ortskenntnisse dann jeweils abgeprüft und erweitert. Ortskenntnisse wurden aber auch in den Klassenräumen hergestellt, wenn in Klasse A vorgestellt wurde, an welcher der

Tafeln welche Informationen stehen, in welchem Regal die individuellen Schulmaterialien untergebracht werden oder auch einfach nur, in welchen wo zu findenden Eimer welcher Abfall geworfen wird. In diesen Praktiken wird nicht nur die Kenntnis dieser Schauplätze vermittelt und überprüft, sie führen durch den praktischen Mitvollzug auch dazu, dass sich die Schüler*innen eigenständig in der Schule und im Klassenraum bewegen können. Wird den Neulingen zunächst noch ein Unwissen über die Gegebenheiten in der Schule zugestanden, wird die Verantwortlichkeit der Schüler*innen dafür, sich in der Schule zurecht zu finden, dann im Vollzug von Rundgang und Rallye performativ hergestellt.

Unsere Beobachtungen verweisen zweitens darauf, dass die In-Geltung-Setzung von Regeln ihrer Besprechung bedarf, die zuweilen verbunden war mit der Aufforderung zur Partizipation an ihrer Ausrichtung: So erfolgte in Klasse A eine Besprechung im Klassenplenum über Klassenregeln im Zusammenhang mit einer Abstimmung über die fünf wichtigsten dieser Regeln, die dann auf einem eigenen Plakat festgehalten werden sollten. Am Beispiel der sogenannten „Ampel“¹ erläuterten die Klassenlehrerinnen außerdem dann kleinschrittig die schulweit einheitliche Regelung bei Verletzung von Verhaltensregeln im Unterricht. In Klasse B erfolgte diese Einführung in Regeln eher in der Form einer zentralen Instruktion durch die Klassenlehrerin, die gemeinsam mit den Schüler*innen die Haus- und Schulordnung und die Kriterien für die Beurteilung des „Arbeits- und Sozialverhaltens“ durchging. Die Art und Weise der Vorstellung, Besprechung und Materialisierung von Regeln verstehen wir als darauf gerichtet, die Schüler*innen zu Regelkompetenten zu machen, die die Regeln kennen, die auf die (eigene) Einhaltung der Regeln achten und die dies von den Anderen einfordern können. Diese Praktiken sind in dem Sinne als zweiseitig zu verstehen, als dass mit ihnen zum einen die Einzelnen als (mit-)verantwortlich für Regeln ansprechbar gemacht werden und dass mit ihnen zum anderen eine in der Schulklasse präsente Geltung der Regeln hergestellt wird, die an die jeweils aufeinander bezogene Erwartung der Einhaltung gebunden ist.

Drittens war eine Reihe weiterer Praktiken zu beobachten, die auf den kompetenten Gebrauch bestimmter Dinge gerichtet waren. In beiden Klassen war dies der sogenannte „Schulplaner“ als – laut Klassenlehrkraft in Klasse A –, „wichtigstes Buch“. Auch hier zeigte sich an der Klasse A, dass sehr kleinschrittig Dinge wie die „Handykiste“ zur Handyablage während des Unterrichts, eine Klangschale als „unser akustisches Signal“ für die Einforderung von Stille und Piktogramme auf laminierten Karten, die anzeigten, ob im Klassenplenum, in Gruppen oder still und allein gearbeitet werden sollte, vorgestellt wurden. In vergleichbarer Weise wurde in Klasse B nur ein System von Ablagefächern vorgestellt, in dem für jeden Schultag in einem Fach Aufgabenblätter gesammelt werden, die eventuell fehlenden Schüler*innen von ihren Tischnachbarn zugänglich gemacht werden sollen.

Insgesamt wird an diesen Beispielen deutlich, dass nicht nur ein Wissen um die Bedeutung von Regeln, sondern auch von Orten und Dingen eingeübt wurde. Für Regeln und den Umgang mit Dingen wird demnach im Sinne einer „Responsibilisierung“ (Kuhlmann/Ricken 2017, S. 137) und kompetentes Mitspielen in Schule und Unterricht eingeübt. Dadurch, dass man es die Schüler*innen mitvollziehen lässt und sie erkunden lässt, wo sich beispielsweise welcher Ort befindet, was mit welchen Dingen auf welche Weise (nicht) zu tun ist, werden sie zu am regelkonformen Vollzug von Unterricht Mitverantwortlichen gemacht. Diese *Praktiken* verstehen wir somit als darauf gerichtet, die *Verantwortlichkeit* der Schüler*innen nicht

nur für ihr Handeln, sondern auch für das regelkonforme Handeln der Anderen in der Klasse einforderbar zu machen.

4.3 Zum Imaginieren der Klasse

In weiteren Praktiken erhalten Schüler*innen und Lehrerinnen nicht nur voneinander Kenntnis, sondern bringen auch eine Konstruktion der Klasse als integrierende Klammer eines gemeinsamen Tuns hervor. Auf das *Imaginieren der Klasse* als einen sozialen Zusammenhang gerichtet, der als sich durch etwas Gemeinsames gegenüber anderen auszeichnend entworfen wird, verstehen wir erstens jene Praktiken, mit denen ein mehr oder weniger wörtlich zu verstehendes bildhaftes Imaginieren der Klasse vorgenommen wird und zweitens solche Praktiken, mit denen eine über den Zeitverlauf bestehende Integrität der Klasse als Einheit konstruiert wird.

Als rudimentäre Formen des Imaginierens der Klasse als konkreten, auch körperlich anwesenden sozialen Zusammenhang verschiedener Individuen lassen sich zum einen die Anfertigung eines Klassenposters mit den Handumrissen der Schüler*innen, die Verwendung der Klassenschultüte mit den Vornamen am ersten Tag (beides in Klasse A), die Aufhängung individueller Steckbriefe, die Aneinanderreihung von Zetteln mit Namen und Geburtstagen in Form einer „Geburtstagschlange“ (beides in Klasse B), sowie die Anbringung aller Vornamen an der Magnettafel der „Ampel“ in Klasse A deuten. Jeweils wird mit ihnen namentlich sichtbar gemacht, welche Schüler*innen zur Klasse gehören. Hinsichtlich des bildhaften Imaginierens kommt darüber hinaus dem wiederholt erfolgenden Anfertigen von Klassenfotos eine besondere Stellung zu. In beiden Klassen wurden diese am ersten Schultag noch auf der Bühne bzw. vor dem Schulgebäude sowie in den ersten Tagen auf dem Schulhof durch Fotograf*innen angefertigt und jeweils wurde genau darauf geachtet, dass nur die Mitglieder der Klasse aufgenommen wurden. Dadurch, dass bei Klasse A die Schulbegleiterin einer Schülerin – im Gegensatz zum anwesenden Ethnografen – mitaufgenommen wurde, wurde diese somit im Vollzug der Fotografie zum Mitglied der Klasse. Mit der Herstellung von Fotos und auf den Fotos selbst wird die Klasse als Einheit in Abgrenzung zu Anderen konstruiert. Dies ist verbunden damit, dass mit der Anfertigung der Fotos die Klasse in einer für diese Praktik spezifischen Weise aus den Körpern der anwesenden Teilnehmer*innen formiert wird. Gegenüber den anderen genannten Praktiken des Imaginierens der Klasse zeichnen sich die Klassenfotos durch eine mit der Sichtbarkeit der Mitglieder der Klasse in ihrer Körperlichkeit verbundene Identifizierbarkeit des Einzelnen aus.

Den zweiten Aspekt des *Imaginierens der Klasse* machen wir in Praktiken des In-Aussicht-Stellens und Erinnerns aus, mit denen eine Klasse, die Zukunft und Vergangenheit hat, konstruiert wird. Ein Bezug auf eine geteilte Zukunft wurde etwa in Klasse A erkennbar, wenn Schüler*innen die Klassenlehrerinnen nach deren Teilnahme an der Klassenfahrt fragten oder wenn die Lehrerinnen schon von der im nächsten Schuljahr durch die Klasse zu leistenden Begrüßung der dann neuen Fünftklässler*innen sprachen. Jeweils wurde durch verbale Ankündigung oder – etwa beim Programm der ersten gemeinsamen Woche in Klasse A – durch Fixierung in Form von Tafelanschriften in Aussicht gestellt, was von der Klasse gemeinsam noch erlebt werden würde. Daneben tauchen das Entstehen und Erin-

nern einer geteilten Geschichte in unseren Protokollen auf. Dass an der Entwicklung dieser Geschichte von Anfang an gearbeitet wurde, zeigte sich an der damit zusammenhängenden Vergegenwärtigung der Vergangenheit bereits in den ersten Tagen, etwa wenn dazu aufgefordert wurde, sich gegenseitig die Erlebnisse des ersten Tages oder des ersten Ausflugs mitzuteilen oder wenn ein Foto der Begrüßungsfeier an der Tafel an diese erinnern sollte. In ähnlicher Weise lassen sich auch die nach ersten Stunden des Kunstunterrichts aufgehängten Zeichnungen oder von den Schüler*innen gestalteten Plakate aus ersten Unterrichtsstunden interpretieren. Dieses *In-Aussicht-Stellen einer gemeinsamen Zukunft* einerseits und das *Erzeugen gemeinsamer Erinnerungen* andererseits verstehen wir als auf die Herstellung einer – letztlich immer nur gedachten – *Integrität von großer Dauer* gerichtet.

Die Praktiken des bildhaften Imaginierens sowie der Herstellung einer Zeitlichkeit und damit Erinnerung der Schulklasse deuten wir als aufeinander bezogen und sich wechselseitig stabilisierend, insofern das Imaginieren der Klasse als Einheit erst ein Bezugnehmen auf eine Vergangenheit und eine Zukunft als Gemeinsames ermöglicht und zugleich diese Vorstellung des Gemeinsamen stabilisiert. Die Praktiken des Imaginierens tragen wesentlich dazu bei, dass die Schulklasse nicht als eine insgesamt lose, unverbindliche Zusammenkunft mehr oder weniger zufällig zusammengewürfelter Mitglieder entworfen wird, die zwar viel Zeit am Tag miteinander verbringen wird, aber an die darüber hinaus keine Ansprüche als eine spezifische Gruppe gerichtet werden, sondern mit der Vorstellung verbunden wird, eine in Abgrenzung zu anderen spezifische Gruppe zu werden.

5 Fazit und Ausblick

Die hier vorgestellten Praktiken verdeutlichen Elemente des Anfangs von Schulklassen an weiterführenden Schulen. Gegenüber den Befunden von Leditzky (2018) zu der Kommunikation unterrichtsrelevanter Erwartungen in den ersten Tagen, wie wir sie auch (4.2) beobachten konnten, verweisen die Ergebnisse zum einen auf Praktiken, in denen lanciert wird, dass und wie Schüler*innen miteinander in Kontakt treten sollen (4.1), zum anderen wird auch erkennbar, wie etwas als Gemeinsames der Klasse im Sinne einer zu entwickelnden bzw. sich entwickelnden Narration über die Schulklasse entworfen wird (4.3). Unsere Ergebnisse zeigen, dass es für Schulklassen anscheinend erstens nicht ausreicht, dass die Schüler*innen als Mitglieder anwesend sind, sondern sie werden über die Herstellung von *Ansprechbarkeit zu füreinander* Anwesenden (gemacht). Die beschriebenen Praktiken sind darauf gerichtet, dass im Vollzug von teilweise als Spiele gerahmten Aufgaben alle etwas (mehr) von sich vor Anderen zeigen und voneinander mehr wissen müssen, als nur die Namen. An dieses Wissen, das in eigenen Formaten in den ersten Tagen klassenöffentlich generiert wird, kann im Weiteren lehrer- und schülerseits potentiell als Ressource für Belange aller Art angeknüpft werden. Wie sich Schüler*innen im Vollzug der sogenannten Kennenlernspiele zu der Adressierung als *füreinander Ansprechbare* in Nuancen unterschiedlich positionieren und wie sie auf sie als Ressource im Weiteren Anschluss nehmen, wäre ebenso weiter zu untersuchen, wie die weiteren Bezugnahmen von Lehrkräften auf das klassenöffentlich generierte Wissen. Hinsichtlich der Praktiken, die zweitens auf die Herstellung von Ver-

verantwortlich gerichtet sind, haben wir für die beiden Klassen leicht variierte Relevanzsetzungen herausgearbeitet. Gemeinsam ist den Praktiken in beiden Klassen, dass sie auf die Bearbeitung der Differenz zwischen Schüler*innen als noch nicht wissende, potenziell hilfsbedürftige Neulinge und kompetent Mitspielende gerichtet sind und somit auf die – präventive – Herstellung von Verantwortlichkeit für den regelkonformen Vollzug von Unterricht. In den Praktiken des Imaginierens wird die Klasse drittens in verschiedener Weise als ein gegenwärtig präsender (Plakat mit Händen), zudem erinnerungswürdiger und positiv konnotierter Zusammenhang (Klassenfoto) entworfen, der von Anfang an besteht und dessen Entwicklung zukünftig im Blick behalten werden kann. Im praktischen Vollzug dieser Praktiken wie dem Bereitgestellt-Werden und Sich-Bereit-Stellen für das Klassenfoto oder dem Abbilden von Händen auf einem Plakat geht – ritualhaft performativ und stillschweigend – eine schülerseitige Beteiligung an der Herstellung der Fiktion eines auf etwas Gemeinsames gerichteten sozialen Zusammenhangs einher. Dabei wird zugleich die eigene Klasse in Differenz zu den nicht zugehörigen *Anderen* entworfen (vgl. auch Kelle 1997).

Unsere Ergebnisse weisen darauf hin, dass neben der Herstellung einer ‚Mitspielfähigkeit‘ Einzelner für den regelkonformen Vollzug von Unterricht Schulklassen als sozialer Zusammenhang und so in einem weiteren Sinne als ‚Ressourcen‘ aktiviert werden: Schüler*innen werden in der Kennenlernzeit zu als Klassenmitglied füreinander Ansprechbare und gegenseitig Ver-Antwortende gemacht und dafür wird die Klasse als unterstützende und einfordernde Einheit imaginiert. Wie mit diesen Praktiken die Schulklasse als je unterschiedlich akzentuierte „Wir-Gruppe“ (Proske 2009, S. 807) hergestellt, aktiviert und am Laufen gehalten wird, könnte in den weiteren Wochen der Klasse verfolgt werden. Auf diese Weise kann der für Schulklassen noch kaum bearbeiteten Frage nachgegangen werden, wie „Gemeinschaft [als] eine der zentralen Ressourcen, mit der die Erziehung arbeitet“ (Proske 2009, S. 807), pädagogisch verfügbar gemacht wird, ohne dabei ‚Gemeinschaft‘ affirmativ als erstrebenswerten Wert an sich zu verstehen. Eine solche Forschung könnte dann Aufschluss darüber geben, welche Arten von Ressourcen mit der Schulklasse und den mit ihr verbundenen Gemeinschaftsvorstellungen – etwa auch in unterschiedlichen schulischen Kontexten – verbunden werden. Die von uns hier zu den ersten Tagen zweier Klassen realisierte Beobachtung zum Beginn von Schulklassen müsste einerseits in Bezug auf die Frage der Herstellung und des am Laufen Haltens dieser Ressource fortgesetzt werden, andererseits sich der Frage widmen, wie was als Ressource einer Klasse wiederum sukzessive (nicht) hergestellt wird. Das hier angedeutete Wechselspiel von Herstellungs- und Bearbeitungsnotwendigkeit der Schulklasse und ihrer potenziellen pädagogischen Nutzbarkeit sehen wir als Erklärung des in den ersten Tagen zu beobachtenden Aufwands der Lehrkräfte und gleichzeitig als einen Ausgangspunkt für weitere, um die oben skizzierten Ansätze zu ergänzenden Analysen.

Literatur

- Aghamiri, K. (2016): Das Sozialpädagogische als Spektakel. Eine Fallstudie sozialpädagogischer Gruppenarbeit in der Grundschule. Opladen/Berlin/Toronto. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzz6z>

- Alkemeyer T./Buschmann N. (2017): Befähigen. In: Rieger-Ladich, M./Grabau, C. (Hrsg.): Pierre Bourdieu: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden, S. 271–297. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18904-8_14
- Alkemeyer, T./Schürmann, V./Volbers, J. (2015): Praxis denken. Konzepte und Kritik. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-08744-9>
- Breidenstein, G./Hirschauer, S./Kalthoff, H./Nieswand, B. (2020): Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz.
- Caruso, M. (2021): Jahrgangsklassen – Entstehung und Durchsetzung. In: Zeitschrift für Pädagogik, 67. Jg., H. 2, S. 155–165.
- Drope, T./Rabenstein, K./Schnoor, O. (i.E.): Die Affektivität schulischer Öffentlichkeiten. Praxistheoretische Ethnografie der Herstellung von Schulklassen. In: Hünersdorf, B./Breidenstein, G./Dinkelaker, J./Schnoor, O./Tyagunova, T./Wrana, D. (Hrsg.): Going Public? Erziehungswissenschaftliche Ethnographien und ihre Öffentlichkeiten. Wiesbaden.
- Falkenberg, M. (2013): Stumme Praktiken. Die Schweigsamkeit des Schulischen. Stuttgart. <https://doi.org/10.1515/9783110510683>
- Föh, M.-J. (2012): Ideen zur Entwicklung einer Klassengemeinschaft – Von der Klasse zur Lerngemeinschaft. In: Pädagogik, 64. Jg., H. 3, S. 14–19.
- Gellert, U./Hümmer, A.-M. (2008): Soziale Konstruktion von Leistung im Unterricht. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 11. Jg., H. 2, S. 288–311. <https://doi.org/10.1007/s11618-008-0019-1>
- Glaser, B.G./Strauss, A. (1967): The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. New York. <https://doi.org/10.1097/00006199-196807000-00014>
- Graßhoff, G. (2008): Zwischen Familie und Klassenlehrer. Pädagogische Generationsbeziehungen jugendlicher Waldorfschüler. Wiesbaden.
- Hammersley, M./Atkinson, P. (1983): Ethnographic Principles in Practice. London.
- Harks, M./Hannover, B. (2017): Sympathiebeziehungen unter Peers im Klassenzimmer: Wie gut wissen Lehrpersonen Bescheid? In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 20. Jg., H. 3, S. 425–448. <https://doi.org/10.1007/s11618-017-0769-8>
- Kelle, H. (1997): „Wir und die Anderen“. Die interaktive Herstellung von Schulklassen durch Kinder. In: Hirschauer, S./Amann, K. (Hrsg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Frankfurt a.M., S. 138–167.
- Keßler, C.I. (2017): Doing School. Ein ethnographischer Beitrag zur Schulkulturforschung. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-15916-0>
- Khan-Svik, G./Raggl, A./Sertl, M. (2018): Das Forschungsprojekt „Die soziale Konstruktion der Klasse als Grundlage für die interaktionale Ordnung des Unterrichts“. In: Erziehung & Unterricht, 168. Jg., H. 1–2, S. 80–82.
- Klaffke, T./Wübbels, H. (2019): Klasse starten. Anfangssituationen gestalten. In: Klasse leiten (Titel der Ausgabe: Klasse starten), H. 8, S. 4–6.
- Kolbe, F.-U./Reh, S./Fritzsche, B./Idel, T.-S./Rabenstein, K. (2008): Lernkultur. Überlegungen zu einer kulturwissenschaftlichen Grundlegung qualitativer Unterrichtsforschung. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 11. Jg., H. 1, S. 125–143. <https://doi.org/10.1007/s11618-008-0007-5>
- Kuhlmann, N./Ricken, N. (2017): Diesseits von Paternalismus und Aktivierung. Anmerkungen zu den Diskursen pädagogischer Verantwortung. In: Vock, S./Wartmann, R. (Hrsg.): Ver-antwortung. Im Anschluss an poststrukturalistische Einschnitte. Paderborn, S. 127–153.
- Leditzky, C. (2018): Erster Schultag – zwei Klassen, zwei Gestaltungslogiken. In: Erziehung & Unterricht, 168. Jg., H. 1–2, S. 102–113.
- Looser, D. (2017): Ausgrenzung, Klassenzusammenhalt, Kooperation und Selbstbehauptung. Eine quasi-experimentelle Untersuchung der personal-sozialen Kompetenzen bei Schüler/-innen mit einer erlebnispädagogischen Intervention. In: Gruppe. Interaktion. Organisation. Zeitschrift für Angewandte Organisationspsychologie, 48. Jg., H. 1, S. 53–60. <https://doi.org/10.1007/s11612-016-0350-6>

- Mohnhoff, C. (2011): Rituale in der Grundschule. Eine ethnographische Fallstudie in einer jahrgangübergreifenden Eingangsklasse. Online Fallarchiv Schulpädagogik. <https://kobra.bibliothek.uni-kassel.de/handle/urn:nbn:de:hebis:34-2011052537575> (14. Dezember 2021)
- Neidhardt, F. (2017) [1979]: Das innere System sozialer Gruppen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 69. Jg., H. 1, S. 433–455. <https://doi.org/10.1007/s11577-017-0415-8>
- Pille, T./Alkemeyer, T. (2018): „Nochmal ganz langsam für Michele!“. Ein praxeologisch-performativer Blick auf Anerkennungsprozesse und Differenzbildungen im Unterricht. In: Budde, J./Bittner, M./Bossen, A./Rißler, G. (Hrsg.): Konturen praxistheoretischer Erziehungswissenschaft. Weinheim, S. 150–172.
- Proske, M. (2009): Das soziale Gedächtnis des Unterrichts: Eine Antwort auf das Wirkungsproblem der Erziehung? In: Zeitschrift für Pädagogik, 55. Jg., H. 5, S. 796–814. https://www.pedocs.de/volltexte/2011/4276/pdf/ZfPaed_2009_5_Proske_Soziales_Gedaechtnis_Unterricht_D_A.pdf (21. Dezember 2020)
- Rabenstein, K. (2020): Wiederholung als Veränderung. Zur Normativität pädagogischer Praktiken zwischen Kontinuität und Kontingenz im Unterricht. In: PraxisForschungLehrer*innenBildung – Zeitschrift für Schul- und Professionsentwicklung, 2. Jg., H. 3, S. 6–19. <https://www.pflb-journal.de/index.php/pflb/article/view/3314/3472> (21. Dezember 2020)
- Rabenstein, K./Idel, T.-S./Reh, S./Ricken, N. (2018): Funktion und Bedeutung der Schulklasse im individualisierten Unterricht. Beobachtungen zu Selbst-Anderen-Verhältnissen aus ethnographischen Fallstudien. In: Zeitschrift für Pädagogik, 64. Jg., H. 2, S. 179–197.
- Ricken, N. (2019): Aspekte einer Praxeologie. Beiträge zu einem Gespräch. In: Berdelmann, K./Fritzsche, B./Rabenstein, K./Scholz, J. (Hrsg.): Transformationen von Schule, Unterricht und Profession. Erträge praxistheoretischer Forschung [Sabine Reh zum 60. Geburtstag]. Wiesbaden, S. 29–48. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21928-4_2
- Rittelmeyer, C. (1980): Gruppenforschung und Gruppenpädagogik. Ein Überblick. In: Rittelmeyer, C./Baacke, D./Parmentier, M./Fritz, J. (Hrsg.): Erziehung und Gruppe. München, S. 11–44.
- Schatzki, T. (1996): Social Practices: A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social. Cambridge. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511527470>
- Schatzki, T. (2002): The site of the social: a philosophical account of the constitution of social life and change. University Park. <https://doi.org/10.5325/j.c.tv1rnpjpt>
- Schatzki, T. (2010): The Timespace of Human Activity. On Performance, Society, and History as Indeterminate Teleological Events. Lanham.
- Schatzki, T. (2016): Praxistheorie als flache Ontologie. In: Schäfer, H. (Hrsg.): Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm. Bielefeld, S. 29–44. <https://doi.org/10.14361/9783839424049-002>
- Scholz, J./Reh, S. (2016): Auseinandersetzungen um die Organisation von Schulklassen. Verschiedenheit der Individuen, Leistungsprinzip und die moderne Schule um 1800. In: Grope, C./Kluchert, G./Matthes, E. (Hrsg.): Bildung und Differenz. Historische Analysen zu einem aktuellen Problem. Wiesbaden, S. 93–113. https://doi.org/10.1007/978-3-658-10003-2_5
- Turek, E. (2013): Klassengemeinschaft. In: polis aktuell, H. 7, 2. Auflage. https://www.politik-lernen.at/dl/poolJMJJKomoNoJqx4KJK/pa_2011_7_klassengemeinschaft_webakt_pdf (5. Februar 2021)
- Wagenknecht, S. (2020): Zur Normativität von Praktiken. In: Berliner Journal für Soziologie, 30. Jg. H. 2, S. 259–286. <https://doi.org/10.1007/s11609-020-00419-1>
- Zaborowski, K.U./Meier, M./Breidenstein, G. (2011): Leistungsbewertung und Unterricht. Ethnographische Studien zur Bewertungspraxis in Gymnasium und Sekundarschule. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-93218-7>

Zander, L./Kreutzmann, M./Hannover, B. (2017): Peerbeziehungen im Klassenzimmer. In: Themenheft der Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 20. Jg., H. 3, S. 353–386. <https://doi.org/10.1007/s11618-017-0768-9>

Anmerkungen

- 1 Vgl. für eine Beschreibung der sogenannten ‚Ampel‘ Mohnhoff (2011, S. 65).

Rezensionen

Lukas Wegner

Stefan Thomas: Ethnografie. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer VS 2019, 169 S., 978-3-531-94218-6. 17,99 €.

Ein Plädoyer für Ethnografie oder Das Fremde im Eigenen

In den letzten zwei Jahrzehnten hat Ethnografie im soziologischen Forschungsbetrieb einen nicht unerheblichen Aufwind erfahren und wird „zunehmend [...] auch in den deutschen Sozialwissenschaften zur etablierten Methode“ (S. 15). Diese Diagnose stellt Thomas selbstsicher zu Beginn seines Buches – und das mit einigem Recht. Wenn wir Reckwitz (2017) darin folgen, dass die Gegenwartsgesellschaft in all ihren Bereichen von einer sozialen Logik des Besonderen beherrscht wird, dann steht der Wind günstig für an kleinen Samples orientierte Forschung, die keine Repräsentation der Grundgesamtheit anstrebt, sondern sich bei der Fallauswahl von den Relevanzen und Sinnstrukturen des jeweiligen Feldes leiten lässt. Vor diesem Hintergrund ist spannend, dass Thomas die theoretischen Grundlagen seines Buches von einem historischen Standpunkt her aufrollt und die Geschichte der Ethnografie beginnend bei ihren Wurzeln in der kulturvergleichenden Sozialanthropologie nacherzählt.

Als eigenständiger Forschungsansatz hatte sich die Ethnografie mit der Wende zum 20. Jahrhundert konsolidiert und war mit dem Anspruch¹ aufgetreten, die „kulturellen Eigenarten fremder Völker“ ohne die Verfälschung eines eurozentristischen Blickes zu rekonstruieren (vgl. S. 8ff.). Mit Parks erhielt sie Einzug in die Soziologie und

kam zunächst bei der Erforschung von Subkulturen im multikulturellen Chicago der 20er Jahre zum Einsatz (vgl. S. 11f.). Argument für diese Entlehnung war, dass der Tatbestand von „Exotik und Fremdheit“ (ebd.) sich nicht auf indigene Völkern beschränkt, sondern auch die eigene Gesellschaft betrifft.

Dieser Befund einer Fremde im Eigenen, so könnte man die Konklusion von Thomas' historischem Rückblick paraphrasieren, sei heute und hierzulande aktueller denn je (vgl. S. 14). Wenn man einen Blick auf die gegenwärtige Theorielandschaft wirft, dann ist das kein unkluger Schachzug, um die Relevanz und Anschlussfähigkeit des eigenen Buches zu begründen. Man denke etwa an die Theorie sozialer Welten (vgl. Strauss 1978; Zifonun 2014), an das Postulat posttraditionaler Gemeinschaften (vgl. Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2009) oder die These von Exklusionsbereichen in funktional ausdifferenzierten Gesellschaften (vgl. Stichweh 2005) – und dies nur als kursorische Auswahl aus der Masse an möglichen Beispielen. Dass der Facettenreichtum von pluralisierten Gesellschaften in diesen das Potential für Enklaven des Fremden begünstigt, ist eine theoretisch auf breiter Front diskutierte Annahme, die nach empirischer Validierung (auch) auf ethnografischem Wege verlangt. Wie er selbst anschaulich macht, hat Thomas also ohne Frage den rechten Zeitpunkt für sein Buch gewählt.

Was es heißt ethnografisch zu forschen: Spannung zwischen subjektiver Involviertheit und professioneller Distanz

Nach dem einführenden, nur etwa dreißig Seiten umfassenden Theorieteil, der

neben dem historischen Blick auch systematisch auf epistemologische Ansprüche und methodologische Herausforderungen der Ethnografie hinsieht, ist der Rest des Buches wie ein praktischer Leitfaden für Forschungsanfänger aufgebaut. Sich an der Konsektivität des Forschungsprozesses orientierend gliedert es sich dabei nach den Punkten Forschungsdesign, Datenerhebung, Schreiben von Feldnotizen, Datenauswertung sowie Schreiben des abschließenden Forschungsberichts. Dieser Aufbau ist nichts Neues und in ähnlicher Art und Weise zum Beispiel auch in der Ethnografie-Einführung von Dellwing und Prus (2012) zu finden. Doch während letztere aus einer pragmatischen Grundhaltung heraus in das Thema einführen, kann Thomas eine weitgehende theoretische Unvoreingenommenheit für sich geltend machen, was als hervorstechendes Merkmal und Stärke des Buches betrachtet werden muss. Darüber hinaus besticht Thomas durch eine einfach gehaltene, aber zugleich stets präzise Sprache, die sowohl darauf bedacht ist, für Anfänger verständlich zu sein, als auch darauf, ihrem Gegenstand in seiner Komplexität gerecht zu werden.

Mit Blick auf den Leitfadencharakter ist es konsistent, dass Thomas ein Buch geschrieben hat, das nicht im Regal einstauben, sondern mit ins Feld genommen werden will. Nicht nur ist es gespickt mit hilfreichen Tipps und Kniffen, die Forschungsanfänger*innen je nachdem Forschungsschritt, in dem sie sich befinden, im entsprechenden Kapitel nachschlagen können. Auch sind den einzelnen Großkapiteln Aufgaben und Reflexionsfragen hintenangestellt, mithilfe derer sich Forschungsanfänger*innen ausprobieren bzw. ihre ersten Schritte selbst evaluieren können. Ein sogenannter „Methodenkoffer“ (S. 87) gibt Leser*innen eine Auswahl der wichtigsten Forschungsverfahren an die Hand, die von teilnehmender Be-

obachtung über Interviewarten bis hin zu Verfahren wie Videografie oder Dokumentenanalyse verschiedenste Arten von Datentypen abdeckt. Leser*innen kommt dabei auch die Felderfahrung des Autors zugute, der hier und da immer wieder anekdotisch eigene Erfahrungen einfließen lässt, was das Buch davor bewahrt trocken zu wirken und ihm eine lebhaft Koloratur verleiht.

Über diese auflockernde Funktion hinaus verweisen die Anekdoten des Autors jedoch auch auf ein zentrales Merkmal ethnografischen Forschens: die Involviertheit des Forschers in die erforschte Sozialwelt. Diese Involviertheit markiert ein methodologisches Problem, dessen Behandlung sich in der Art eines Leitmotivs durch das gesamte Buch hindurchzieht. Es ist das Problem zwischen Objektivität und Subjektivität, zwischen Nähe und Distanz. Sind Forschende zu nah dran, droht eine verzerrende „Überidentifikation“ (S. 44); wahren sie die Distanz, laufen sie Gefahr das Relevanzsystem der Akteur*innen zu verfehlen (vgl. S. 19). Thomas legt Wert darauf, dass es keine Patentlösung für dieses Problem gibt und der einzig mögliche Umgang mit ihm in einem Problembewusstsein der Forschenden liegt, die zu jedem Zeitpunkt des Forschungsprozesses das richtige Verhältnis zwischen Nähe und Distanz austarieren müssen (vgl. S. 69ff.). Entscheidend dabei ist, dass die Forschenden regelmäßig ihre Stellung im Feld reflektieren und sich eine grundlegende Offenheit bewahren (vgl. S. 47ff.). Wiederum tritt Thomas hierbei mit dem Anspruch auf, mehr als eine trockene Schreibtischlektüre zu liefern. Über das Vertrautmachen der Leser*innen mit Forschungsschritten, Methoden und allen anderen sachlichen Komponenten ethnografischen Forschens, macht er sich zum Ziel, ihnen die richtige Forschungshaltung zu vermitteln.

Transzendente Rudimente und theoretische Unschärfen

Ist das Buch auch hinsichtlich der konkreten Forschungspraxis stets sachgemäß und präzise, so finden sich in Bezug auf theoretische Hintergründe einige Unschärfen, die zumeist das Verhältnis von sich beißenden theoretischen Grundannahmen betreffen. Das mag bei einem Forschungsleitfaden, der vor allem bei konkreter empirischer Feldforschung nützlich sein will, nicht so stark ins Gewicht fallen, doch da diese Unschärfen teils das Verhältnis von Theorie und empirischer Praxis betreffen, sei der Sachverhalt hier dennoch kurz angeschnitten.

Es irritiert zum Beispiel ein wenig, dass bei der Darlegung der Erkenntnisansprüche der Disziplin – ob gezielt oder unbeabsichtigt, ist unklar – auf das etwas eingestaubte Vokabular des Kantianismus zurückgegriffen wird (vgl. S. 29; S. 124). Dies evoziert in einer empirischen Methodologie die etwas unpassende Assoziation zum philosophisch antiquierten Transzendentalismus des 18. und 19. Jahrhunderts, der seinen Erkenntnisanspruch gerade losgelöst von jeglicher Empirie – eben a priori, also vor bzw. unabhängig von der Erfahrung – geltend machte (vgl. Kant 1997, S. B1ff.)².

An anderer Stelle werden Termini des phänomenologischen Ansatzes von Thomas Luckmann mit der Forschungshaltung der frühen Ethnomethodologie durcheinandergeworfen³. So wird zur Beschreibung der Akteursperspektive des Forschenden bei der teilnehmenden Beobachtung Luckmanns Begriff der egologischen Perspektive verwendet. Wir lesen Sätze wie: „Durch Teilnahme werden Daten aus der egologischen Perspektive des prototypischen Handelnden im Feld erhoben“ (S. 72). Luckmann jedoch macht die Unterscheidung von egologischer und kosmologischer Perspektive gerade, um die

Unmöglichkeit einer phänomenologischen Soziologie zu veranschaulichen und die Phänomenologie auf ihre Funktion als Protosoziolegie zu begrenzen (vgl. Luckmann 1979, S. 196ff.). Als solche verfährt sie „egologisch“, was bedeutet, dass sie die „*universalen* Strukturen subjektiver Orientierung in der Welt“ (ebd., meine Hervorhebung) beschreibt, sich also niemals wie die Feldforschung *konkreten* empirischen Einzelfällen zuwendet. Letzteres fiel für Luckmann viel eher in den Bereich kosmologischer Forschung. Halten wir es mit Luckmann, ist also eine egologische Perspektive in der Ethnographie ein Widersinn.

Derlei Ungenauigkeiten sind eher Schönheitsfehler und stören nicht unbedingt die argumentative Kohärenz von Thomas Buch, wären aber im Sinne einer exakt verfahrenen wissenschaftlichen Quellenarbeit zu vermeiden.

Fazit

Die im Vorigen monierten Kleinigkeiten – die allesamt der Kategorie Meckern auf hohem Niveau zuzurechnen sind – sollen nicht darüber hinwegtäuschen, dass Thomas mit seiner Einführung in die Ethnografie ein gutes Buch vorgelegt hat. Nimmt man es als das, was es sein will – ein Leitfaden für die Feldforschung –, kommt man nicht umhin, in ihm hohe Qualität zu erkennen. Gerade für Forschungsanfänger*innen ist es mit seinem an die Scaffolding-Methode erinnernden Vorgehen in didaktischer Hinsicht sehr empfehlenswert, doch auch für erfahrene Forschende kann es als kompaktes Überblickswerk und Grundlagen-Auffrischung im Feld von Nutzen sein. Die gelegentlichen theoretischen Unschärfen sind zumeist entschuldbar, da auf breit angelegte theoretische Grundlegungen im Sinne der Kompaktheit und Unvoreingenommenheit scheinbar bewusst verzichtet wurde. Wer eine Lektüre sucht, um seine Forschung durch ein Theoriestu-

dium zu untermauern, braucht ein anderes Buch – wer jedoch einen zugänglichen Leitfaden sucht, ist mit Thomas' Buch gut beraten.

Literatur

Dellwing, M./Prus, R. (2012): Einführung in die interaktionistische Ethnografie. Soziologie im Außendienst. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-94265-0>

Eberle, T. (1993): Schütz Lebensweltanalyse. Soziologie oder Protozoziologie? In: Bäumer, A./Benedikt, M. (Hrsg.): Gelehrtenrepublik Lebenswelt. Edmund Husserl und Alfred Schütz in der Krisis der phänomenologischen Bewegung. Wien, S. 293–320.

Hitzler, R./Honer, A./Pfadenhauer, M. (Hrsg.) (2009): Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Erkundungen. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-91780-1>

- 1 Wie postkoloniale Forschung jüngerer Datums gezeigt hat, ist dies ein Anspruch, dem die frühe Ethnografie nicht gerecht werden kann, da ihre Forscher, auch wenn sie „rassistischen Vorurteilen offen entgegentraten, [...] in ihrem persönlichen Auftreten oft nicht frei von kolonialen Haltungen [waren]“ (Kelle 2020, S. 101).
- 2 Der Buchstabe in der Quellenangabe verweist, wie in der Kant-Rezeption üb-

Kant, I. (1997): Kritik der reinen Vernunft. Stuttgart.

Kelle, U. (2020): Qualitative Sozialforschung. In: Joas, H./Mau, S. (Hrsg.): Lehrbuch der Soziologie. 4. Auflage Frankfurt a.M.

Luckmann, T. (1979): Phänomenologie und Soziologie. In: Sprondel, W./Grathoff, R. (Hrsg.): Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften. Stuttgart.

Reckwitz, A. (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21050-2_2

Stichweh, R. (2005): Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie. Bielefeld.

Strauss, A. (1978): A Social World Perspective. In: Studies in Symbolic Interaction. Band 1. Greenwich, S. 119–128.

Zifonun, D. (2016): Versionen. Soziologie sozialer Welten. Weinheim/Basel.

- lich, auf die Originalpaginierung der A- und B-Ausgabe der *Kritik der reinen Vernunft*.
- 3 Während für Thomas Luckmann eine phänomenologische orientierte empirische Forschung in der Soziologie unmöglich erscheint, wird von Ethnomethodologen wie George Psathas der Anspruch aufgestellt, genau dies umzusetzen (vgl. Eberle 1993, S. 293ff.).

Svenja Reinhardt

Ulrike Froschauer/Manfred Lueger: *Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage.* Wien: facultas 2020, 264 S., 978-3-8252-5280-9. 26,00 €.

Inhalt

Ulrike Froschauer und Manfred Lueger stellen sich in diesem neu aufgelegten und vollständig überarbeiteten Lehrbuch der Aufgabe, das qualitative Interview in Bezug auf dessen Anwendung zur Analyse sozialer Systeme von der Planung bis hin zur Durchführung zu erläutern. Neben Interviews zählen sie auch „quasi-natürliche“ Formen von Alltagsgesprächen zu sogenannten Forschungsgesprächen, wie sie zu Beginn des Buches erläutern sowie Titel und Inhalte erweitern. Ausgehend von ihrer interpretativen Perspektive auf das Interview ist es Froschauer und Lueger besonders wichtig, darauf hinzuweisen, dass sie weder für die Durchführung noch die Interpretation von Forschungsgesprächen ein Standardverfahren darlegen wollen. Stattdessen verdeutlichen sie, dass konkrete Erkenntnisinteressen grundlegende Anpassungen im Verfahren mit sich bringen. Diese Anpassung können Forschende durch eigene Forschungserfahrung erlernen oder deren Notwendigkeit gar erst erkennen.

Froschauer und Lueger besprechen zunächst Grundlagen der interpretativen Sozialforschung. Von dieser Basis ausgehend, setzen sie sich mit qualitativen Forschungsgesprächen auseinander. Forschungsgespräche als Methode wollen sie dann (und nur dann) angewendet wissen, wenn erforscht werden soll, „was die befragten Personen für relevant erachten, wie sie ihre Welt beobachten und was ihre Lebenswelt charakterisiert“ (S. 14, Herv. i. O.). Auch der Personenauswahl widmen sie dabei

ihre Aufmerksamkeit und bereiten dazu idealtypische Formen von Expertisen auf, die ein potentieller Interviewter mit sich bringen kann. Dabei wird deutlich, dass sie auch Forschungsgespräche mit Personen für zielführend halten, die außerhalb der eigentlichen, systeminternen Handlungen stehen und, dass bei Interviewpartnern mit verschiedenen Expertisen auch unterschiedliche Varianten der Durchführung der Forschungsgespräche notwendig werden. Als individuell anpassbar unterscheiden Froschauer und Lueger bspw. Situationsrahmungen, die Organisation der Gesprächsphasen oder auch Frageformen.

Doch wie kommt der Forschende nun von der Durchführung des Forschungsgesprächs hin zu einer abgeschlossenen Interpretation? Für diesen Schritt stellen die Verfassenden praktische Hinweise zur Textinterpretation im Rahmen der (Re-)Konstruktion der Sinnstruktur sozialer Systeme zur Verfügung. Als mögliche Auswertungsrichtungen fokussieren sie sich dabei auf die Feinstrukturanalyse, die Systemanalyse, die Codestrukturanalyse und die Themenanalyse. Diese Herangehensweisen werden ausführlich dargestellt, im Kontext verortet und mit einer Beispielanalyse illustriert. Froschauer und Lueger beziehen sich dabei auf ihre vorgeschlagenen Hinweise zur Datenaufbereitung, während sie den Interpretationsprozess mit ihren eigenen Methoden beispielhaft teils sehr detailverliebt nachstellen. Insbesondere bei der Darlegung verschiedener Analysemöglichkeiten und zur textinterpretatorischen Herangehensweise stellen sie den Interpretationsprozess an beispielhaften Sätzen mit ihrer zuvor erläuterten Methodik und Systematik ausführlich nach. So erläutern sie bspw. bei der Systemanalyse auf 21 Seiten (S. 151–172) die Interpretation eines kurzen Textausschnittes mittels der vorgeschlagenen Tabelle. Dadurch wird den

Lesenden auch der Umfang und Zeitaufwand einer solchen Interpretation nahegebracht, wodurch diese die Möglichkeit haben, einzuschätzen, wie gewinnbringend die eigene Analyse umgesetzt wurde. Auch eine Variante der zusammenfassenden Analyse des manifesten Inhalts als Interpretationsmöglichkeit wollen sie nicht unerwähnt lassen, grenzen sich aber von der alleinigen Anwendung dieser aufgrund mangelnder Tiefe ab. Diese Ausführungen leiten zu Strategien der Qualitätssicherung und der Ergebnisaufbereitung über, auf die eine Zusammenfassung des methodologischen Kontextes der Analyse sozialer Systeme im Rahmen interpretativer Sozialforschung folgt. Zuletzt geben Froschauer und Lueger den Lesenden noch eine Kurzzusammenfassung der wichtigsten Punkte des Buches (und darüber hinaus) an die Hand.

Verortung

Das Lehrbuch von Froschauer und Lueger ist explizit als Einführungslektüre für Studierende verfasst und laut Klappentext in einer Reihe von Lehrbüchern für ein erfolgreiches Studium publiziert worden. Es soll dazu genutzt werden, um sich sowohl im Studium als auch in der Wissenschaft in verschiedene Formen von Forschungsgesprächen einzuarbeiten. Der Fokus liegt dabei auf methodischen Überlegungen und auf praktischen Hinweisen zur Umsetzung eigener Forschungsprogramme. Das Buch ist im Spektrum der interpretativen Sozialforschung angesiedelt und kann als detaillierte Einführung zur Analyse sozialer Systeme mittels Forschungsgesprächen genutzt werden.

Die Verfassenden legen ihre langjährigen Erfahrungen und ihr Wissen zum Thema umfassend dar. Dabei geben sie den Lesenden eine stark reflexive Haltung an die Hand, um erste oder auch zweite Schritte in der eigenen Forschung zu gehen. Auch arbeiten

Froschauer und Lueger teils mit einem Vokabular und Vorwissen, welches sowohl eine vorhergehende Einarbeitung in interpretative Sozialforschung allgemein als auch in soziale Systeme voraussetzt. Dieser Fokus unterscheidet sich stark von anderen Lehrbüchern zum Verständnis des doch sehr uneinheitlich verwendeten Begriffs „qualitativer“ Interviews. Dies gilt sowohl in Bezug auf den Forschungsgegenstand der sozialen Systeme als auch dahingehend, dass alleinig interpretative Forschungsansätze besprochen werden. Nur wenig wird dafür bei klassischen Systematiken von Interviewformen und deren speziellen Ausprägungen in Bezug auf deren Umsetzung verblieben. Stattdessen wird in diesem Lehrbuch verstärkt Wert auf die Reflektion und Analyse gelegt. Standardisiertere Formen von qualitativen Interviews – wie leitfadengestützte Interviews – werden dabei für den Bereich sozialer Systeme als nicht fruchtbar dargestellt und auch nicht weiter ausgeführt. Diese wie auch andere Auslegungen, die die Verfassenden teils unkommentiert vornehmen, erscheinen dem geschulten Auge bei näherem Hinsehen fundiert und durchdacht, wahrscheinlich auch aufgrund der thematischen Schnittpunkte von Froschauer und Lueger in sonstigen Publikationen. Die Verfassenden geben in diesem Buch somit eine teilweise ausführliche, an anderen Punkten jedoch weniger detaillierte Anleitung zur Durchführung von Forschungsgesprächen. Wichtige Punkte in Organisation, Durchführung, Auswertung und Aufbereitung werden anschaulich illustriert, wodurch die Lektüre des Buches zur Durchführung eigener Forschungsvorhaben anregt.

Zu Beginn der Lektüre werden Lesende noch auf eine weitere Eigenart des Buches hingewiesen: Obwohl die Verfassenden den Titel „Das qualitative Interview“ für ihr Buch gewählt haben, lehnen sie schon auf den ersten Seiten

den Begriff als irreführend ab und führen stattdessen den umfassenderen Begriff der Forschungsgespräche ein. Dies mag eine pragmatische Entscheidung gewesen sein. Den Einbezug von Alltagsgesprächen neben klassischen Interviews in die Erläuterungen halte ich dabei jedoch für eine bemerkenswerte Komponente innerhalb der interpretativen Sozialforschung. Da einige Interviewformen als standardisierte Methoden zur Erforschung vieler Bereiche hier zwar vermehrt in der Kritik stehen (bspw. Honer 2011; Hitzler/Soeffner 1994 oder auch Piontek/Reinhardt/Weste 2020), kann die Öffnung der Verfassenden hin zum Forschungsgespräch als Versuch gesehen werden, diese Datenerhebungsform fruchtbar für interpretative und explorative Ansätze werden zu lassen. Den Einbezug dessen in Einführungsliteratur und somit die Stärkung einer reflexiven und methodensensiblen Forschung, die sich auch den epistemischen Besonderheiten dieser Datenerhebungsformen bewusst ist, halte ich für sehr begrüßenswert.

Die Verfassenden betonen darüber hinaus auch mehrfach, dass diese spezifische Art der Sozialforschung eine gewisse Haltung benötigt („Wenn jemand mit diesen Einstellungen zu einem Gespräch absolut nichts anfangen kann, so sollte er/sie möglichst die Finger von qualitativ orientierten Forschungsgesprächen lassen“ [S. 70]) und eine gelungene Umsetzung erst durch den Erwerb eigener Erfahrungen in der Interviewplanung und -durchführung möglich sein wird. Damit wird die Forschung mittels Gesprächen nicht nur als reiner Methodenkasten vorgestellt, sondern es wird die Möglichkeit gegeben, sich tief und reflektiert in die Materie einzuarbeiten. Froschauer und Lueger setzen somit genau daran an und unterstützen den Forschenden, der sich durch das Buch inspirieren lassen möchte, durch ihre systematische Herangehensweise bei der Durchführung

von qualitativen Forschungsgesprächen ab der Planung bis hin zur Ergebnisdarstellung. Sie bieten checklistenähnliche Darstellungen an, mit denen das eigene Vorgehen geplant und reflektiert werden kann. Dabei grenzen sie sich teilweise deutlich von Positionen ab, die sie für nicht geeignet im Forschungsfeld erachten.

Fazit & Kritik

Insgesamt bietet das Lehrbuch eine nicht ganz so grundlegende Einführung in die Analyse sozialer Systeme mittels Forschungsgesprächen innerhalb eines interpretativen Forschungsansatzes. Dies mag den ein oder anderen Lesenden verwirren, der sich das Buch nur aufgrund des Titels ausgesucht hat, ohne auf den nicht auf dem Titelblatt abgebildeten Untertitel zu achten. Doch genau diese Fokussierung halte ich für eine der herausragenden Stärken des Lehrbuches, da Forschungsgespräche nicht als alleinige Methode zur Gewinnung von Daten dargestellt werden. Stattdessen erwerben Lesende umfassende Kenntnis zur sinnhaften, reflexiven Anwendung dieser Methode innerhalb einer zugehörigen Methodologie.

Somit bietet das Buch einen umfassenden, strukturierten und sehr systematischen Einblick in das Thema sowohl für schnell Lesende und Nachschlagende (die aufgrund der stark gegliederten Textstruktur und der häufigen Markierungen der zentralen Worte auch schnell eine für sich passende Erörterung ausfindig machen können) als auch für Personen, die sich tiefergehender oder neu in die spezifische Thematik einarbeiten wollen. Für letztere verweist das Buch auch zu weiterführender Literatur (oder innerhalb des Buchs). Diese Verweise werden jedoch nicht immer in einem für Studierende ausreichendem Maße angeführt. Der gegliederte Aufbau bietet den Vorteil, dass Zusammenhänge verständlich und in Listen mit Stichwörtern dargestellt

werden. Dennoch sorgt dies auch schon mal für Verwirrung, wenn man aufgrund der nicht ganz durchsichtigen Formatierung manchmal erst nach einigen Listenpunkten bemerkt, dass man sich auf der vierten und nicht auf der dritten Listenebene befindet. Darüber hinaus wird von den Verfassenden zwar stets auf die Wichtigkeit einer gelungenen Interviewtranskription hingewiesen, diese wird jedoch kaum (bis auf eine kurze Darlegung im Anhang) erörtert. Somit fehlen zumindest an dem Punkt des Übergangs der Interviewaufzeichnung hin zum zu interpretierenden Textdokument klare Ausführungen und Details.

Grundsätzlich ist das Buch für fortgeschrittenere Forschende zu empfehlen, die soziale Systeme mittels Forschungsgesprächen erforschen möchten. Es eignet sich damit sowohl für Personen, die das erste Mal mit Forschungsgesprächen oder sozialen Systemen arbeiten wollen und eigentlich aus anderen Bereichen der Sozialforschung kommen als auch für solche, die den Sprung von theoretischer hin zu praktischer Auseinandersetzung wagen wollen. Grundkenntnisse zu verschiedenen themenspezifischen Diskursen werden genau wie die Kenntnis von fachspezifischerem Vokabular vorausgesetzt. In dem Lehrbuch wird für diese Zielgruppe die Möglichkeit gegeben, angesammeltes Vorwissen zu systematisieren und zu Umsetzungen bzw. zum Sammeln eigener Erfahrungen angeregt zu werden.

Literatur

- Hitzler, R./Soeffner, H.-G. (1994): Hermeneutik als Haltung und Handlung. Über methodisch kontrolliertes Verstehen. In: Schröder, N. (Hrsg.): Interpretative Sozialforschung. Opladen, S. 28–55.
- Honer, A. (2011): Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92839-5>

- Piontek, A./Reinhardt, S./Weste, S. (2020): Problem der Nacherhebung. Zum epistemologischen Bruch zwischen natürlichen und künstlichen Erhebungssituationen. In: Poferl, A./Schröder, N./Hitzler, R./Klemm, M./Kreher, S. (Hrsg.): Ethnographie der Situation. Erkundungen sinnhaft eingrenzbarer Feldgegebenheiten. Essen, S. 324–332.

Vanessa Ohm

*Sammelrezension: Praxeologisch-wissenssoziologische Forschung zur Professionalisierung von angehenden und berufseinsteigenden Lehrer*innen*

Die erziehungswissenschaftliche Forschung zu Lehrer*innenprofessionalisierung hat Konjunktur. Das jüngst erschienene Handbuch *Lehrer*innenbildung* von Cramer et al. (2020) verweist mit über 100 Beiträgen und 894 Seiten darauf, dass die Forschung dazu nicht nur unterschiedlichen Paradigmen folgt, sondern auch verschiedene Gegenstände, Phasen, Akteur*innen und Orte in den Blick nimmt. Die drei Phasen der Lehrer*innenbildung mit Studium, Referendariat und Beruf markieren die berufsbezogenen Phasen der Professionalisierung, die insbesondere unter den Perspektiven des berufsbiographischen, strukturtheoretischen und des kompetenztheoretischen Ansatzes diskutiert werden.

Die hier im Mittelpunkt stehenden Werke sind Dissertationen (Sotzek 2019; Haverich 2020), die beide im Klinkhardt-Verlag in der Reihe „Studien zur Professionsforschung und Lehrerbildung“ erschienen sind. Beide blicken aus praxeologisch-wissenssoziologischer Perspektive auf die Lehrer*innenbildung als Professionalisierungsort. Dabei stehen bei Julia Sotzek Emotionen im Berufseinstieg im Mittelpunkt, während Ann Kristin Haverich sich mit den Passungsverhältnissen zwischen Herkunftshabitus, dem fachspezifischen Fokus des Sports sowie den feldspezifischen Praxislogiken von Universität und Schule bei Sportlehrer*innenstudierenden in den schulpraktischen Studien beschäftigt.

Sotzek, Julia (2019): Emotionen im Berufseinstieg von Lehrpersonen. Eine praxeologisch-wissenssoziologische Untersuchung ihrer Bedeutung für die Professionalisierung. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, 291 S., ISBN 978-3-7815-2344-9 46,00€.

Julia Sotzek legt der Annahme folgend, dass „jedes Wahrnehmen, Deuten, Erleben und Handeln von Emotionen begleitet und beeinflusst ist“ (S. 26) eine Monografie vor, die von der Bedeutsamkeit von Emotionen für das Lehrer*innenhandeln und vor allem für den Professionalisierungsprozess ausgeht. Im Mittelpunkt der 2019 veröffentlichten Dissertation steht das *Erleben* des Berufseinstiegs von Lehrer*innen, das sie aus der Perspektive der berufsbiographischen Professionalisierungsforschung in der 291-seitigen Dissertationsschrift praxeologisch-wissenssoziologisch empirisch nachvollzieht.

Auf Basis einer Diskussion des Emotionsbegriffs im Zusammenhang mit den professionstheoretischen Paradigmen begründet die Autorin die Relevanz des emotionalen Erlebens für Professionalisierungsprozesse. Sie selbst schließt insbesondere an den berufsbiographischen Ansatz an, den sie mit den Elementen der Entwicklungsaufgaben im Professionalisierungsprozess nach Keller-Schneider und Hericks (2014) und der Berücksichtigung habitustheoretischer Perspektiven nach Bourdieu für ihre Arbeit als anschlussfähig erachtet. Demnach beschreibt Sotzek Professionalisierung als den Prozess, in dem „sich die Lehrpersonen in die spezifischen Strukturen ihres Berufs einspezialisieren und die zu seiner Ausübung notwendigen Kompetenzen in einem aktiven Auseinandersetzungsprozess erwerben und weiterentwickeln“ (S. 9). Doch beschäftigt sie sich in ihrer Dissertation weniger aus kompetenztheoretischer Perspektive mit Emotionen als vielmehr damit, wie Emotionen die Professionalisierung von berufseinsteigenden Lehrpersonen mitbestimmen und wie Lehrpersonen ihren Berufseinstieg erleben (S. 9). Emotionen versteht sie dabei mit Bezug auf die praxeologische Wissenssoziologie als „Meta-Reflexionen“ (S. 102), die im „Wie des Sprechens“ (S. 11) und in den Bezügen der

interviewten Lehrkräfte auf emotionales Erleben rekonstruiert werden können und als eigene Reflexionsform „implizite und propositionale Reflexionen in ein Verhältnis zueinander setzen“ können (S. 97; S. 102f.).

Wie sich bereits abzeichnet, fungiert die Bourdieusche Habitus­theorie als wichtige Bezugstheorie. Aus dieser arbeitet sie eine implizite Emotionstheorie heraus, der zufolge der Habitus den „*modus operandi* von Emotionen“ (S. 97) bildet. Diese Annahme entwickelt Sotzek ihrem Anspruch folgend, ein „praxeologisch-wissenssoziologische[s] Emotionskonzept“ (S. 41ff.) zu entwickeln, das die habitustheoretische Untersuchung von Emotionen ermöglicht. Entwickelt wird dies von ihr durch sowohl theoretische als auch methodologische Auseinandersetzungen mit den Grundlagentheorien der praxeologischen Wissenssoziologie nach Bohnsack (vgl. bspw. 2014). Auf Basis von habitustheoretischen, wissenssoziologischen, sozialphänomenologischen und interaktionistischen Überlegungen zu Emotionen, die jeweils als Bezugstheorie der praxeologischen Wissenssoziologie fungieren, nimmt sie ihre Konzeptualisierung vor, die später die empirischen Rekonstruktionen anleitet.

Grundlage ihrer Studie sind narrativ fundierte, leitfadengestützte Interviews mit Lehrkräften (Primarstufe und Gymnasium), die im Rahmen des von der DFG/SNF-geförderten Projekts „Kompetenzentwicklung und Beanspruchung im Berufseinstieg von Lehrerinnen und Lehrern“ (KomBest) geführt wurden. Anders als in der längsschnittlich angelegten KomBest-Studie betrachtet Sotzek ausschließlich den ersten Erhebungszeitpunkt. Ziel ihrer Auswertung ist zunächst die Herausarbeitung des handlungsleitenden Wissens, womit Emotionen von ihr als Wissensstrukturen rekonstruiert werden. Mit einem detaillierten Schaubild (S. 127) stellt die Autorin dar, dass die

propositionale Dimension auf der Ebene des *Was* und die performative Dimension auf der Ebene des *Wie* relationiert werden über Emotionen als Meta-Reflexionen, die performative, implizite und propositionale Reflexionen im Sinne eines „Wie des Wie“ (S. 103) ins Verhältnis zueinander setzen. Auf Grundlage der neueren Überlegungen Bohnsacks argumentiert Sotzek, dass über die Rekonstruktion von Emotionen die „Art und Weise des Erlebens der habituellen Auseinandersetzung mit wahrgenommenen Normen rekonstruiert werden“ kann (Sotzek 2018, S. 86). Das Spannungsverhältnis ist das der Diskrepanz von performativer und propositionaler Dimension, das in unterschiedlichen Dimensionen von Wissen und Handeln zu finden ist (S. 33). In ihrer Typenbildung schließt sie an die in der KomBest-Studie rekonstruierten Typiken an und interpretiert in einer komparativen und fallübergreifenden Analyse „die Funktionalität von Emotionen über die Rekonstruktion des habituellen Erlebens und Bearbeitens von erfahrungsraumspezifischen Spannungsverhältnissen“ (S. 127). Durch den Rückgriff auf die bereits in der KomBest vorgenommenen Typologie kann ihre weitere Analyse gewinnbringend angeschlossen werden und wird umso dichter.

Ihre sehr ausführlichen Rekonstruktionen münden in eine mehrdimensionale Typologie zur erfahrungsraumspezifischen Funktionalität von habituell erlebten Emotionen. In den Abbildungen (S. 232–234) stellt sie anschaulich dar, wie die Orientierungsdiskrepanz zwischen normativen Erwartungen der Institution, Organisation und Akteur*innen mit dem berufsbezogenen Habitus vermittelt sind.

In einer fallübergreifenden Deutung zu habituell erlebten Emotionen und dem Erleben des Berufseinstiegs kommt sie zurück auf die Arbeit von Hochschild (2006), die die Begriffe der „Emotionsarbeit“ und „Gefühlsnormen“

prägt, die Sotzek weiter aufgreift und aufgrund derer sie für die Notwendigkeit einer Professionalisierung im Umgang mit Emotionen argumentiert. Sie validiert die Erkenntnis von Hochschild, dass Lehrpersonen „Arbeit an und mit Emotionen leisten“ (S. 239). Auf Basis ihrer Rekonstruktionen stellt Sotzek fest, dass das „Erleben einer Verunsicherung des Habitus [...] als entwicklungsanstößender Prozess verstanden werden kann“ (S. 243). Diese Erkenntnis wird an die theoretischen Diskurse zu Professionalisierung des Lehrer*innenberufs rückgebunden. Das Theoretisierungskapitel enthält noch eine zusätzlich vertiefende Diskussion der empirischen Ergebnisse im Hinblick auf das Modell der Wahrnehmung und Deutung von Anforderungen nach Keller-Schneider (2018). Vor diesem Hintergrund zeigt Sotzek mit einem eigenen Modell auf, wie Erleben und Bearbeiten von Spannungsverhältnissen als Prozessstruktur von Professionalisierung gedeutet werden kann. In einem Ausblick abstrahiert Sotzek ihre Ergebnisse mit Blick auf die professionalisierungsrelevante Bedeutung von Emotionen: „Habituell erlebte Emotionen sind einerseits Gegenstand von Professionalisierung, andererseits vollzieht sich Professionalisierung in Emotionen und wird für die Lehrpersonen über Emotionen darstellbar sowie metakommunikativ thematisierbar. Zugleich sind Emotionen eine Quelle für Professionalisierung, welche diese befördern kann. [...] Zusammengefasst können Emotionen als *Medium, Ausdrucks-, Auslöser* und *Rahmen* von und für Professionalisierung gelten“ (H.i.O., S. 273f.).

Insgesamt wird von ihr zentral die Bedeutsamkeit von Emotionen für den Professionalisierungsprozess herausgearbeitet. Auch wenn Sotzek selbst ihre Relevanz für die Professionalisierungsforschung einschränkt und immer wieder die Aspekthaftigkeit ihrer Untersu-

chung betont, kann festgehalten werden, dass die Autorin mit ihrer Erarbeitung eines praxeologisch-wissenssoziologisch fundierten Emotionskonzeptes ein Desiderat füllt. Vor allem das dritte Kapitel als theoretische Konzeption ihrer Studie ist sorgfältig dargelegt und argumentiert. Die methodologisch sehr anspruchsvolle Arbeit spiegelt sich in den systematischen Rekonstruktionen und Typenbildungen wider. Gut gelingt es der Autorin, den jeweiligen roten Faden zu halten und die Leser*innen mitzunehmen. Spannend wäre eine an ihre Studie anschließende längsschnittliche Perspektive.

*Haverich, Ann Kristin (2020): Sportlehrer*in-Werden. Rekonstruktionen über die Passungsverhältnisse von Sportstudierenden im universitären Feld der Lehramtsbildung. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, 250 S., ISBN 978-3-7815-2384. 42,00€.*

Das „transitorische Handlungsfeld“ (S. 16) der Universität als Ort der ersten Phase der Lehrer*innenbildung beinhaltet unterschiedliche kulturelle Felder, die für die individuelle und kollektive Professionalisierung von (Sport-)Lehramtsstudierenden wirkmächtig sind. In den schulpraktischen Studien „als ‚vorgezogenes‘ berufskulturelles Element“ (S. 33) werden diese Felder besonders relevant, da in den schulpraktischen Studien sowohl die schulische Praxis als auch die universitäre Praxis zeitgleich stattfinden. Im Fokus der 250-seitigen Dissertation aus dem Jahr 2020 stehen Passungsverhältnisse von Lehramtsstudierenden des Grundschullehramts für Sport in dieser Phase des Studiums. Unter *Passung* versteht Haverich dabei das „relationale Verhältnis von sozialer Herkunft, der dadurch präformierten milieu- und habitusbedingten Standortgebundenheit der Studierenden und den feldspezifischen Logiken von Universität und Schule im Kontext der universitären Lehramtsbildung“ (S. 217).

Bereits in der Einleitung werden die Leser*innen von Haverich in die Diskurse zur Hochschulsozialisations- und Professionalisierungsforschung eingeführt, an dessen Schnittstelle sie sich verortet und die sie auch in anschließenden Kapiteln ausführt und diskutiert. Zentral Bezug nimmt sie auf das Vier-Felder-Modell von Huber et al. (1983): So bewegt sich der komplexe Hochschulsozialisationsprozess in den wirkmächtigen Einflussfeldern Berufskultur, studentische Kultur, Herkunftskultur und akademische (Fach-)Kultur. Die hieraus entstehende Heuristik des Lehramtsstudiums bildet das „transitorische Handlungsfeld im beruflichen Bildungsgang von angehenden Lehrer*innen“ (S. 31), in dem feldspezifische Anforderungen wahrzunehmen und zu bearbeiten sind. In den auf die Einleitung folgenden Kapiteln nimmt Haverich Bezug unter anderem auf die Diskurse zur Professionsforschung und den schulpraktischen Studien sowie den fachlichen Fokus auf das Lehramt Sport. Haverich verortet sich professionstheoretisch zwischen dem strukturalistischen Ansatz und dem berufsbio-graphischen Professionalisierungsansatz. Professionalisierung fasst sie auch als „Habitualisierung“ (S. 36) bzw. als „Habitualisierungsprozess der Lehramtsstudierenden im transitorischen Feld“ (S. 37).

Das zentrale Erkenntnisinteresse von Haverich mündet in die Frage nach den *modi operandi* der Herstellung der Passung des Herkunftshabitus Lehramtsstudierender mit den Eigenarten fachkulturell geprägter Subfelder der Hochschule und dem Praxisfeld der Schule, die mit jeweils feldspezifischen differenden Anforderungen aufwarten. Mit Bezug auf die o.g. Professionstheorien angehegender Lehrkräfte und den Arbeiten zu forschungspraktischen Studien stellt sie die Praxiserfahrung als Zeitraum heraus, in denen universitäre (akademisches Handlungsfeld) und

schulische Praxis (berufliches Handlungsfeld) mit ihren jeweils feldspezifischen Anforderungen sich als potentiell krisenhaft erweisen können. In ihrer rekonstruktiv angelegten Untersuchung führt sie im Längsschnitt (während der Hospitationsphase, gegen Mitte und im Anschluss an die schulpraktischen Studien) mit acht Studierenden episodische, erzählgenerierende Interviews¹. Anhand dreier ausgewählter Fälle gelingt es Haverich mit der dokumentarischen Methode in Verbindung mit methodologischen Annahmen der Habitusrekonstruktion nach Kramer (2018), Passungsverhältnisse innerhalb der drei von ihr fokussierten Felder Fachkultur, Berufskultur und der akademischen Kultur zu rekonstruieren. Die Autorin schließt damit an eine breite Forschung zu (der Genese des) Lehrer*innenhabitus und habituellen Passungen an, die sich insbesondere in den letzten 20 Jahren entwickelt hat. Im rekonstruktiven Mittelpunkt steht dabei die Spannung im fachlichen Fokus des Sports. So geht sie dem nach, ob „sportbiographisch inkorporierte[.] Dispositionen“ (S. 14) Einflussfaktoren auf günstige oder ungünstige relationale Verhältnisse im akademischen Feld sind. Vor allem in Bezug auf diese relationalen Verhältnisse wird von ihr ein Desiderat im in der Erforschung des Sportlehramts im Kontext feldspezifischer Praxislogiken von Universität und Schule ausgemacht.

Mit der dokumentarischen Methode gelingt es Haverich, habitualisiertes Wissen im Zuge der Wahrnehmung und Bearbeitung individueller Krisen als implizites Wissen bzw. als handlungsleitende Orientierungsrahmen der Studierenden im Feld zu betrachten. Haverich hebt hervor, dass mit Bezug auf die neueren Entwicklungen der dokumentarischen Methode das Verhältnis von Norm (als feldspezifische Anforderung) und Habitus es möglich macht, nicht nur gesellschaftliche und institutionelle

Normen, sondern auch milieuspezifische und identitätsbezogene Normen erfassbar zu machen (S. 80). Aus den theoretischen Vorannahmen ergeben sich als solche das pädagogische Arbeitsbündnis als zentrale berufsrelevante Aufgabe in der Professionalisierung innerhalb schulpraktischer Studien sowie Fachlichkeit und drittens der individuelle berufliche Zukunftsentwurf. Als Forschungsfrage formuliert sie: „Wie werden die differenten Anforderungen universitärer und schulischer Praxis im transitorischen Handlungsfeld von Sportlehramtsstudierenden wahrgenommen und habituell bearbeitet?“ (für ihre Unterfragen s. S. 69f.).

In den darauffolgenden drei Falldarstellungen, die auf einen Kernfall sowie zwei Eckfälle reduziert werden, folgen dann die verdichteten Analysen über ungünstige und günstige Passungen. In einer theoretischen Kontrastierung mit milieu- und habitustheoretischem sowie professionstheoretischem Fokus auf das (Sport)Lehrer*innen-Werden baut Haverich ihre bereits angeführten habitustheoretischen Überlegungen weiter aus. Mit besonderem Blick auf die differenten Passungsverhältnisse von Herkunftskultur, dem Feld der akademischen Fachkultur des Sports und dem der Berufskultur in den schulpraktischen Studien diskutiert sie jeden der drei vorgestellten Fälle mit milieu- und habitustheoretischem Schwerpunkt. Dabei bezieht sich Haverich insbesondere auf das Forschungsfeld der Milieuforschung und hier insbesondere auf Lange-Vesters und Teiwes-Küglers (2006) Modell zu Studierendenmilieus. Zugespitzt konkretisiert Haverich darauf aufbauend, dass die empirischen Rekonstruktionen zu einer Diskrepanz mit den auf dem Forschungsstand basierenden Vorannahmen der Arbeit führen: Das sportbiographische Wissen ist entgegen der auf dem Forschungsstand basierenden Vorannahme nicht in dem Maße handlungsleitend im Pro-

zess des Sportlehrer*innen-Werdens, vielmehr sind die soziale Herkunft und die milieuspezifische Standortgebundenheit der Studierenden von Bedeutung. Mittels einer theoretischen Rückbindung und im Sinne einer „konstruktiven Wendung“ (S. 215) macht sie dabei mit Bezug zum professionstheoretischen Diskurs deutlich, dass die dahingehend erweiterte Perspektive geschärft werden sollte (S. 217). Damit diskutiert sie das Sportlehrer*innen-Werden „als kulturelle Passung von Herkunft-Studium-Beruf in der universitären Lehramtsbildung“ (S. 217) und in einer Diskussion ihrer Erkenntnisse mit den Überlegungen zum Lehrer*innenhabitus nach Helsper (s. bspw. 2018) bemerkt sie die „Notwendigkeit einer Distanznahme zur Annahme über die hohe Bedeutung der sportbiographischen Wissensbestände für die berufliche Wahrnehmung, Deutung und Handlung der Sportlehrenden“ (S. 220). Damit verallgemeinert sie die vor allem auf das Sportlehramt bezogenen Ergebnisse über Fachspezifik hinaus und plädiert dafür, dass ein erweiterter theoretischer Blickwinkel auch die milieubedingte und habitus(über)formende Sozialisation durch Familie, Schule und andere Felder anerkennen muss.

Insgesamt ist die Arbeit von Haverich eine sehr spannend zu lesende Dissertation. Besonders leserlich sind die zu Beginn jedes Kapitels stehenden Kurzabstracts, durch die Leser*innen gekonnt durch die Dissertation geleitet werden. Offen bleibt im Verlauf der Arbeit teilweise, auf welche Diskurse in der Lehrer*innenbildung sich Haverich konkret konzentriert. Inhaltlich besonders spannend ist der Aspekt, dass die eigene Sportbiographie weniger ausschlaggebend für die berufliche Wahrnehmung ist, als vorab angenommen. Damit ist die Arbeit nicht nur für Lehrer*innen(bildner*innen) im Fachbereich Sport interessant.

Abschließend

Beide Arbeiten verorten sich in der Professionalisierungsforschung und in ihrer gemeinsamen Betrachtung wird die Vielschichtigkeit der Forschung zu Professionalität und Professionalisierung mit Einflussfaktoren, phasenspezifischen Elementen aber auch übergreifenden Konzepten deutlich.

Methodologisch schließen Sotzek und Haverich an die neueren Überlegungen Bohnsacks an. Der Orientierungsrahmen wird sowohl im engeren als auch im weiteren Sinne konzipiert: Der „Orientierungsrahmen im weiteren Sinne“ (Bohnsack 2014) rahmt das Spannungsverhältnis zwischen dem „Orientierungsrahmen im engeren Sinne“ (auch Habitus) und wahrgenommenen Normen. In Bezug auf dieses Spannungsverhältnis argumentiert Sotzek, dass über die Rekonstruktion von Emotionen die „Art und Weise des Erlebens der habituellen Auseinandersetzung mit wahrgenommenen Normen rekonstruiert werden“ kann (Sotzek 2018, S. 86). Das Spannungsverhältnis zwischen Habitus und wahrgenommenen Normen kommt „in Emotionen zum Ausdruck“ (ebd., S. 32) und Emotionen sind damit Bestandteil von „Diskrepanzerfahrungen“ (ebd., S. 33). Dies gestaltet sich bei Haverich anders: In ihrer Anlage wird das Verhältnis zwischen Norm und Habitus als das Verhältnis zwischen feldspezifischen Anforderungen im Sinne von gesellschaftlichen, institutionellen, aber auch milieuspezifischen und identitätsbezogenen Normen gefasst.

Literatur

Cramer, C./König, J./Rothland, M./Blömeke, S. (Hrsg.) (2020): *Handbuch Lehrerinnen- und Lehrerbildung*. Bad Heilbrunn. <https://doi.org/10.35468/hblb2020>

Bohnsack, R. (2014): Habitus, Norm und Identität. In: Helsper, W./Kramer, R.-T./Thiersch, S. (Hrsg.): *Schülerhabi-*

tus. Theoretische und empirische Analysen zum Bourdieuschen Theorem der kulturellen Passung. Wiesbaden, S. 33–55. https://doi.org/10.1007/978-3-658-00495-8_2

- Helsper, W. (2018): Vom Schülerhabitus zum Lehrerhabitus – Konsequenzen für die Lehrerprofessionalität. In: Leonhard, T./Košinár, J./Reintjes, C. (Hrsg.): *Institutionelle Praktiken und Orientierungen in der Lehrerinnen- und Lehrerbildung. Potenziale und Grenzen der Professionalisierung*. Bad Heilbrunn, S. 17–40.
- Hochschild, A.R. (2006): *Das gekaufte Herz. Die Kommerzialisierung der Gefühle*. Frankfurt a.M./New York.
- Keller-Schneider M. (2018): „Es genügt nicht mehr, einfach zu unterrichten.“. In: Paseka A./Keller-Schneider M./Combe A. (Hrsg.): *Ungewissheit als Herausforderung für pädagogisches Handeln*. Wiesbaden, S. 231–254. https://doi.org/10.1007/978-3-658-17102-5_11
- Keller-Schneider, M./Hericks, U. (2014): *Forschungen zum Breusfeinstieg. Übergang von der Ausbildung in den Beruf*. In: Terhart, E./Bennewitz, H./Rothland, M. (Hrsg.): *Handbuch der Forschung zum Lehrerberuf*. 2. Auflage Münster/New York, S. 231–254.
- Kramer, R.-T. (2018): *Sequenzanalytische Habitusrekonstruktion. Methodologische Überlegungen zu einer neuen Methode der Habitushermeneutik*. In: Heinrich, M./Wernet, A. (Hrsg.): *Rekonstruktive Bildungsforschung. Zugänge und Methoden*. Wiesbaden, S. 243–267. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18007-2_16
- Lange-Vester, A./Teiwes-Kügler, C. (2006): *Die symbolische Gewalt der legitimen Kultur: Zur Reproduktion ungleicher Bildungschancen in Studierendenmilieus*. In: Sander, T. (Hrsg.): *Soziale Ungleichheit im Bildungssystem. Eine empirisch-theoretische Bestandsaufnahme*. Konstanz, S. 55–92.
- Sotzek, J. (2018): *Lehrer*innenhabitus und Emotionen–methodologische und empirische Überlegungen zur Bedeutung von Emotionen für die berufliche Praxis*. In: *Zeitschrift für interpreta-*

tive Schul-und Unterrichtsforschung,
7. Jg., S. 81–94. <https://doi.org/10.3224/zisu.v7i1.05>

- 1 Die in der Mitte stattfindenden Reflexionsgespräche werden in der Arbeit nicht berücksichtigt.

Autor*innen und Herausgeber*innen

Marc Dietrich

Marc Dietrich vertritt derzeit die Professur für Mediensoziologie an der Universität Trier (Fachbereich Soziologie). Forschungsschwerpunkte: Qualitative Methoden der (Bewegt-)Bildanalyse, Grounded-Theory-Methodologie, Visuelle Soziologie, Cultural Studies, Pop- und Jugendkulturforschung.

E-Mail: marc.dietrich@h2.de

Tilman Drope

Dr. Tilman Drope ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Arbeitsbereich Schulpädagogik/Empirische Unterrichtsforschung und Schulentwicklung im Institut für Erziehungswissenschaft an der Georg-August-Universität Göttingen. Forschungsschwerpunkte: Ethnographische Schul- und Unterrichtsforschung, Methodologie qualitativer Sozialforschung, Schulentwicklungsforschung

E-Mail: tilman.drope@sowi-uni-goettingen.de

Lena Lang

Lena Lang, B.A., studiert Soziologie an der TU Dresden und arbeitet als studentische Hilfskraft an der Professur für Soziologischen Kulturenvergleich und qualitative Sozialforschung. Forschungsschwerpunkte: Praxistheorien, Soziale Ungleichheit und Differenzen in Interaktionen, Männlichkeitssoziologie.

E-Mail: lena.lang@mailbox.tu-dresden.de

Elena Mancuso

Elena Mancuso, M.Sc., bis 4/2021 Wissenschaftliche Hilfskraft im DFG-Projekt „Musikvideos, Szenemedien und Social Media – zur Aushandlung von Rassismus im deutschsprachigen HipHop“ an der Hochschule Magdeburg-Stendal.

E-Mail: elena.mancuso@stud.h2.de

Moritz Meister

Moritz Meister, M.Sc., ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Department Psychotherapie der Bertha von Suttner Privatuniversität St. Pölten. Forschungsschwerpunkte: Kulturpsychologie, Dispositivanalyse, qualitative Methodologie rund um die Analyse digitaler Medien.

E-Mail: moritz.meister@suttneruni.at

Günter Mey

Günter Mey ist Professor für Entwicklungspsychologie und Qualitative Methoden an der Hochschule Magdeburg-Stendal, Privatdozent an der Universität Bayreuth und trägt die Leitung des Instituts für Qualitative Forschung in der Internationalen Akademie Berlin. Forschungsschwerpunkte: Qualitative Forschung und Performative Sozialwissenschaft, Grounded-Theory-Methodologie, Jugendkultur und Transgenerationalität.

E-Mail: guenter.mey@h2.de

Vanessa Ohm

Vanessa Ohm ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der RWTH Aachen. Forschungsschwerpunkte: Lehrer*innenprofessionalisierung in der Migrationsgesellschaft, Rassismuskritische Pädagogik, Migration und Bildung

E-Mail: vanessa.ohm@rwth-aachen.de

Aglaja Przyborski

Prof. Dr. habil. Aglaja Przyborski hat eine Professur für Psychotherapie an der Bertha von Suttner Privatuniversität, St. Pölten inne. Sie ist niedergelassene Psychotherapeutin und Lehrtherapeutin. Forschungsschwerpunkte: Entwicklung qualitativer, rekonstruktiver Methoden (Gesprächsanalyse, Bildinterpretation, Medien- und Kommunikationsforschung), Medientheorie, Psychotherapie- und Beratungsforschung, Kulturpsychologie, Milieu- und Kulturforschung, Vermögens- und Familienforschung, Beratung größerer Einheiten auf der Grundlage von Forschung (u.a. Stadtforschung und -beratung).

E-Mail: aglaja.przyborski@suttneruni.at

Kerstin Rabenstein

Prof. Dr. Kerstin Rabenstein hat eine Professur für Schulpädagogik/Empirische Unterrichtsforschung und Schulentwicklung an der Georg-August-Universität Göttingen inne. Forschungsschwerpunkte: Transformationen pädagogischer Ordnungen von Unterricht im Kontext von Individualisierung, Inklusion und Digitalisierung, Praxistheoretische und ethnografische Unterrichtsforschung, Entwicklung und Forschung zur Lehrer*innenbildung

E-Mail: krabens@gwdg.de

Hendrik Rech

Hendrik Rech, B.A., bis 7/2021 Wissenschaftliche Hilfskraft im DFG-Projekt „Musikvideos, Szenemedien und Social Media – zur Aushandlung von Rassismus im deutschsprachigen HipHop“ an der Hochschule Magdeburg-Stendal

E-Mail: hendrik.rech@live.de

Svenja Reinhardt

Svenja Reinhardt, M.A., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Projekt „Schlafwissen. Zur Wissensgenerierung im Schlaflabor und Sleeptracking.“ im Fachgebiet für Soziologie am Lehrstuhl mit den Schwerpunkten Sozialstruktur-analyse und Konfliktsoziologie an der Philipps-Universität in Marburg. Forschungsschwerpunkte: Wissenssoziologie, Methoden interpretativer Sozialforschung (insb. lebensweltanalytische Ethnographie), Mundanphänomenologie.
E-Mail: svenja.reinhardt@staff.uni-marburg.de

Clarissa Schär

Clarissa Schär, MA arbeitet derzeit als wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Sozialpädagogik des Instituts für Erziehungswissenschaft der Universität Zürich. Forschungsschwerpunkte: Jugendforschung, insb. im Kontext neuer Medien, Sozialwissenschaftliche Körper- und Leibforschung, Kinder- und Jugendhilfe insb. Kinderschutz; Methoden qualitativ-rekonstruktiver Sozialforschung, insb. Wissenssoziologie (Interview- und Fotoanalysen).
E-Mail: clarissa.schaer@ife.uzh.ch

Karin Schittenhelm

Prof. Dr. Karin Schittenhelm hat eine Professur für Soziologie an der Universität Siegen. Forschungsschwerpunkte: Migrations- und Asylforschung, transnational mobile Bildungs- und Berufslaufbahnen, Geschlecht und soziale Ungleichheit, Methoden qualitativer Sozialforschung.
E-Mail: karin.schittenhelm@uni-siegen.de

Thomas Slunecko

Prof. Dr. Thomas Slunecko ist Außerordentlicher Professor an der Fakultät für Psychologie der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Kulturpsychologie, qualitative Methoden, Medientheorie.
E-Mail: thomas.slunecko@univie.ac.at

Tanja Sturm

Prof. Dr. Tanja Sturm, MLU Halle-Wittenberg, ist Leiterin des AB Inklusion und Exklusion in Bildung, Erziehung und Sozialisation. Forschungsschwerpunkte: Inklusion/Exklusion in Schule und Unterricht, Differenzkonstruktionen, Praxeologische Wissenssoziologie.
E-Mail: tanja.sturm@paedagogik.uni-halle.de

Monika Urban

Dr. Monika Urban ist Fachreferentin für Gesundheit in der Bremischen Zentralstelle für die Verwirklichung der Gleichberechtigung der Frau (ZGF). Zuvor war sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Public Health und Pflegeforschung (IPP) an der Universität Bremen. Forschungsschwerpunkte: Digitalisierung im Gesundheitswesen, qualitative Forschung, Gender Studies, new materialism.
E-Mail: monika.urban@frauen.bremen.de

Lukas Wegner

Lukas Wegner ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am soziologischen Institut der Philipps-Universität Marburg. Forschungsschwerpunkte: Mundanphänomenologie, Wissenssoziologie und Begriffsgeschichte.

E-Mail: lukas_wegner93@web.de

Lisa Janotta und Johanna Sigl

Themenschwerpunkt in der ZQF (Ausgabe 1/2024): Qualitative empirische Forschung zur Sozialen Arbeit im Kontext von Ideologien der Ungleichwertigkeit und Rechtsextremismus (Arbeitstitel)

Call for Abstracts (4.000 Zeichen) (Eingang: 1.4.2022)

In der Sozialen Arbeit als Disziplin und Profession erhält die Frage nach der Erziehung und Bildung von Menschen zu demokratischen Personen kontinuierlich Aufmerksamkeit – und damit ist stets auch die Frage verbunden, wie Soziale Arbeit mit diskriminierenden oder rechts organisierten Adressat:innen einen Umgang finden könne. So entstand Carl Mennickes Auseinandersetzung zur Sozialpädagogik (2001) im Lichte seiner Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus; seine Erziehungsphilosophie fragt nach dem Verhältnis von Freiheit, Verantwortung und gesellschaftlichen Strukturen. Später diskutierten Benno Hafenecker, Paul Gerhard und Bernhard Schossig (1981) den sozialarbeiterischen Umgang mit jugendlichen Neo-Nationalsozialisten, die den Nationalsozialismus selbst nicht mehr erlebt hatten. In den 1990ern setzte sich die Soziale Arbeit mit dem Phänomen des „Rechtsextremismus“ auseinander, das in erster Linie mit Gewalthandeln assoziiert wurde. So wurde der Bremer Ansatz der „Akzeptierenden Arbeit“ mit rechtsextremen Jugendlichen (Heim/Krafeld 1992) nicht nur für das „Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt“ (1992-1996) in den neuen Bundesländern diskutiert und reinterpretiert (vgl. Aumüller 2014), sondern auch hart kritisiert (Buderus 1998), reformuliert (Krafeld 2001) und demokratiethoretisch eingebettet (Kessl 2013). Es finden sich außerdem ungezählte Broschüren und Sammelbände für Praktiker:innen (u.a. Becker/Pallocks 2013; Baer/Möller/Wiechmann 2014; Becker/Schmitt 2019) sowie aktuelle theoretische Reflexionen (z.B. Borrmann 2006; Haase/Nebe/Zaft 2020) zum Umgang mit rechtsaffinen Adressat:innen.

Zeichnet sich „Rechtsextremismus“ durch den Bezug auf Ungleichwertigkeitsideologien und Gewalthandeln aus (vgl. Heitmeyer 1990), sind Adressat:innen auch in diskriminierende Handlungen verstrickt, ohne zwangsläufig ein geschlossenes rechtes Weltbild zu vertreten. Und auch die Profession selbst hat eine ambivalente Position im Kontext von Diskriminierung und Rechtsextremismus inne. So steht eine kritische Reflexion der Bedeutung der Sozialen Arbeit für die Etablierung von rechten Szenen – wie es exemplarisch am NSU-Komplex vollzogen werden kann – noch aus (vgl. Leif/Fromm 1997; Bruns 2019). Adressat:innen machen auch in Hilfefunktion Rassismuserfahrungen (u.a. Melter 2006; Kuster-Nicolic 2012) und nicht alle Professionellen vertreten die Werte der Disziplin (Scherr/Bitzan 2007; Schäuble 2017; Fazzi/Nothdurfter 2021). Umso mehr sind Professionelle aufgefordert, ihr eigenes Handeln und das ihrer Organisationen in intersektionaler Perspektive zu reflektieren (u.a. Mecheril/Vorrink 2012; Plößer 2013; Melter 2021), sowie zu intervenieren, wenn sie Diskriminierung beobachten (vgl. Groß 2014, S. 177).

Die *empirische* Forschungslandschaft zur sozialarbeiterischen Praxis im Umgang mit rechtsaffinen Adressat:innen ist jenseits der programmatischen Formulierungen bisher erstaunlich karg (vgl. Sigl/Janotta i.E.). So finden sich in erster Linie zahlreiche *Programm- und Projektevaluationen* (z.B. Fuchs 1997; Glaser/Schuster 2007). Außerdem hat die *Adressat:innenforschung* seit den 80er Jahren (teilweise aus sozialwissenschaftlicher Perspektive) aufgezeigt, wie sich Menschen in rechte Denk- und Handlungszusammenhänge hinein leben (z.B. Inowlocki 1989, 2000; Hafenegger 1993; Krüger et al. 2002; Köttig 2004; Hadjar 2004; Rohmann 2007; Fahrig 2020), aber auch wieder hinaus finden (Sigl 2018). Diese Adressat:innenforschung – v.a. jugendkulturelle und biographietheoretische Beobachtungen – fand auch Eingang in Überlegungen zur sozialarbeiterischen Praxis (z.B. Köttig 2014; Sigl 2017).

Die Zahl abgeschlossener Studien zu *Problemen und Formen professioneller Praxis* selbst ist bisher überschaubar. Radvan (2010) und Stützel (2019) befragten Fachkräfte zu ihren Arbeitserfahrungen im Feld der offenen Kinder- und Jugendarbeit und thematisierten das Spannungsfeld zwischen ‚Anerkennung von Person‘ und ‚Ablehnung der Haltung‘. Frühauf (2021) zeigte, wie Sozialarbeiter:innen den Anspruch an Diskriminierungsfreiheit und ihr Scheitern daran verhandeln. Zugleich wird aktuell in Masterarbeiten und einigen laufenden Dissertationsprojekten empirisch die professionelle Praxis im Kontext von Diskriminierung, gruppenbezogener Menschfeindlichkeit und Rechtsextremismus erforscht.

Der Themenschwerpunkt „Qualitative empirische Forschung zur Sozialen Arbeit im Kontext von Ideologien der Ungleichwertigkeit und Rechtsextremismus“ will dazu beitragen, diese Leerstelle zu füllen. Er stellt sich dabei zweierlei Ziele: *Zum einen* sollen mögliche Gründe dafür in den Blick genommen werden, weshalb die Adressat:innenforschung sowie die qualitative empirische Forschungslandschaft zur Sozialen Arbeit im Kontext von Ideologien der Ungleichwertigkeit und Rechtsextremismus bisher so überschaubar ist. Dies soll mit einer Reflexion der besonderen Herausforderungen bei der Erforschung des Gegenstands „Rechtsextremismus“ einhergehen. *Zum anderen* sollen aktuelle qualitative empirische Studien vorgestellt und diskutiert werden. Hierbei geht es um eine Verbindung von methodologischen und gegenstandsbezogenen Fragen.

Wir laden mit diesem Call dazu ein, sich an der Diskussion zu beteiligen. Beitragsvorschläge können zu folgenden Themen und Fragen eingereicht werden:

- Darstellung und method(olog)ische Diskussion von Ergebnissen aus aktuellen Forschungen zum Themenfeld der Sozialen Arbeit im Umgang mit Adressat:innen, die sich gruppenbezogen menschenfeindlich äußern und/oder ‚rechts‘ organisiert sind.
- Einordnung und Diskussion aktueller empirischer Fragestellungen zum Thema „Soziale Arbeit im Kontext von Ideologien der Ungleichwertigkeit und Rechtsextremismus“? Welches Erkenntnisinteresse ist mit dem jeweiligen Vorgehen verbunden, welche Leerstellen werden deutlich?
- Neben Personen mit geschlossenem rechten Weltbild arbeiten Sozialarbeiter:innen auch mit Adressat:innen, die diskriminierend handeln und sich äußern, ohne dass dahinter ein geschlossenes rechtes Weltbild steht. Wie kann empirische Forschung aussehen, die die Herausforderungen der Sozialen Arbeit gegenüber dem ganzen Spektrum diskriminierender Praktiken in den Blick nimmt?

- Welche spezifischen Herausforderungen in Bezug auf den „Zugang zum Feld“, Datenerhebung und Methoden ergeben sich für die Adressat:innenforschung mit den historischen Veränderungen der Szenen und Praktiken der Adressat:innen? (Stichworte: Ausdifferenzierung rechter Szenen; Soziale Medien)
- Die empirische Forschung im Themenfeld Rechtsextremismus geht mit ethischen Fragen einher, die vertieft werden müssen: Wie gestalten sich – insbesondere in der Adressat:innenforschung – die Beziehungen zwischen Forschenden und ihren (rechten) Forschungssubjekten? Was bedeutet das Wissen über Gewalt- und Straftaten für Forscher:innen? Wie gehen Forscher:innen mit ihrer eigenen Positioniertheit um?
- Überlegungen zur Normativität der Begriffsbildungen als den Gegenstand konstruierende Konzepte sowie die Suche nach einem empirisch begründeten sozialarbeiterisch/-pädagogischem Problemverständnis: Problemdefinitionen wie z.B. Rechtsextremismus, Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit, Dominanzkultur kommen aus Bezugsdisziplinen der Sozialen Arbeit. Braucht es ein eigenständiges, von einem pädagogischen Standpunkt aus formuliertes Problemverständnis und (warum) hilft eine empirische Forschung bei einer entsprechenden Theoriebildung (nicht)?
- Welchen Beitrag kann empirische Forschung für die Theoriebildung in der Sozialen Arbeit im Kontext von gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit und Rechtsextremismus leisten?
- Welche Bedeutung hat die persönliche Auseinandersetzung mit Diskriminierung, gruppenbezogen menschenfeindlichen Orientierungen und Rechtsextremismus für Forscher:innen und Professionelle der Sozialen Arbeit? Was lässt sich aus diesen (rekonstruierten) Erfahrungen über den Gegenstand lernen?

Das Schwerpunktheft soll die Vielfalt empirischer Zugänge und Datenformen (biographischer Zugang; teilnehmende Beobachtung; Fallerzählungen von Professionellen; (digitale), bereits vorliegende Protokolle aus dem Alltag) abbilden und diskutierbar machen. Mit dem Schwerpunkt soll sowohl ein Beitrag für die wissenschaftliche Debatte in der Sozialen Arbeit als Disziplin als auch für methodologische Fragen der qualitativen empirischen Forschung geleistet werden.

Organisatorisches

- Eingang Abstracts (max. 4.000 Zeichen plus Literatur): 1.4.2022
- Kontakt:
 - Dr. Lisa Janotta (lisa.janotta@uni-rostock.de)
 - Dr. Johanna Sigl (sigl@zeitgeschichte-hamburg.de)
- Rückmeldung an Abstract-Einreichende: 1.7.2022
- Eingang der fertigen Beiträge: 30.11.2022
- Erscheinen des Hefts: 1.3.2024

Literatur

- Aumüller, J. (2014): Forschung zu rechtsextrem orientierten Jugendlichen. Eine Bestandsaufnahme von Ursachen, Gefährdungsfaktoren und pädagogischen Interventionen. https://www.desi-sozialforschung-berlin.de/wp-content/uploads/biknetz_langfassung_expertise_forschung_aumueller.pdf (25. Januar 2021)
- Baer, S./Möller, K./Wiechmann, P. (Hrsg.) (2014): Verantwortlich Handeln: Praxis der sozialen Arbeit mit rechtsextrem orientierten und gefährdeten Jugendlichen. Opladen.
- Becker, R./Palloks, K. (Hrsg.) (2013): Jugend an der roten Linie: Analysen von und Erfahrungen mit Interventionsansätzen zur Rechtsextremismusprävention. Schwalbach.
- Becker, R./Schmitt, S. (Hrsg.) (2019): Beratung im Kontext Rechtsextremismus: Felder – Methoden – Positionen. Frankfurt a.M.
- Borrmann, S. (2006): Soziale Arbeit mit rechten Jugendcliquen: Grundlagen zur Konzeptentwicklung. 2. Auflage Wiesbaden.
- Buderus, A. (1998): Fünf Jahre Glatzenpflege auf Staatskosten: Jugendarbeit zwischen Politik und Pädagogik: sozialpädagogische Jugendprojekte gegen Rassismus und Gewalt seit Hoyerswerda: Konzepte, Erfahrungen, Perspektiven. Bonn.
- Bruns, L. (2019): Der NSU-Komplex und die akzeptierende Jugendarbeit: Perspektiven aus der sozialen Arbeit. Oldenburg.
- Fahrig, K. (2020): Rechte Jugendliche und ihre Familien: eine Perspektiven triangulierende Rekonstruktion biografischer Hintergründe. Wiesbaden.
- Fazzi, L./Nothdurfter, U. (2021): Why Are You Backing Such Positions? Types and Trajectories of Social Workers' Right-Wing Populist Support. In: *The British Journal of Social Work*, 51. Jg., H. 2, S. 636–654.
- Frühauf, M. (2021): Das Begehren der Vielfalt. Bielefeld.
- Fuchs, J. (Hrsg.) (1997): Das Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt: AgAG; fünfbändige Buchreihe zum „Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt“. 2: Die wissenschaftliche Begleitung: Ergebnisse und Perspektiven. Münster.
- Glaser, M./Schuster, S. (Hrsg.) (2007): Evaluation präventiver Praxis gegen Rechtsextremismus: Positionen, Konzepte und Erfahrungen. Halle/Saale.
- Groß, M. (2014): Intersektionalität. Reflexionen über konzeptionelle und theoretische Perspektiven für die Jugendarbeit. In: Langsdorff, N. von (Hrsg.): *Jugendhilfe und Intersektionalität*. Opladen, S. 170–183.
- Haase, K./Nebe, G./Zaft, M. (2020): Rechtspopulismus: Verunsicherungen der Sozialen Arbeit. Weinheim/Basel.
- Hadjar, A. (2004): Ellenbogenmentalität und Fremdenfeindlichkeit bei Jugendlichen: die Rolle des hierarchischen Selbstinteresses. 1. Auflage Wiesbaden.
- Hafeneger, B. (1993): Rechte Jugendliche: Einstieg und Ausstieg: sechs biographische Studien. Bielefeld.
- Hafeneger, B./Gerhard, P./Schossig, B. (Hrsg.) (1981): Dem Faschismus das Wasser abgraben: zur Auseinandersetzung mit dem Rechtsradikalismus. München.
- Heim, G./Krafeld, F.J. (Hrsg.) (1992): Akzeptierende Jugendarbeit mit rechten Jugendcliquen. Bremen.
- Heitmeyer, W. (1990): Jugend und Rechtsextremismus. In: Gerhard, P. (Hrsg.): *Hitlers Schatten verblasst: die Normalisierung des Rechtsextremismus*. Bonn, S. 101–133.
- Inowlocki, L. (1989): Familiäre und rhetorische Geschichtsbezüge von Jugendlichen in rechtsextremistischen Gruppen. In: Hoffmann-Nowotny, H.-J. (Hrsg.): *Kultur und Gesellschaft: gemeinsamer Kongreß der Deutschen, der Österreichischen und der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie*. Zürich, S. 31–33.
- Inowlocki, L. (2000): Sich in die Geschichte hineinreden: biographische Fallanalysen rechtsextremer Gruppenzugehörigkeit. Frankfurt a.M.

- Kessler, F. (2013): Teilhabe. Die Vermeidung von Ausgrenzung als zivilgesellschaftliche Gemeinschaftsaufgabe. In: Spatscheck, C./Wagenblass, S. (Hrsg.): *Bildung, Teilhabe und Gerechtigkeit: gesellschaftliche Herausforderungen und Zugänge Sozialer Arbeit*. Weinheim, S. 30–40.
- Köttig, M. (2004): *Lebensgeschichten rechtsextrem orientierter Mädchen und junger Frauen: biografische Verläufe im Kontext der Familien- und Gruppendynamik*. Giesesen.
- Köttig, M. (2014): (Biographisch-)Narratives Arbeiten in der Einzel- und Gruppenarbeit. In: Baer, S./Möller, K./Wiechmann, P. (Hrsg.): *Verantwortlich Handeln: Praxis der sozialen Arbeit mit rechtsextrem orientierten und gefährdeten Jugendlichen*. Opladen, S. 117–128.
- Krafeld, F.J. (2001): Gerechtigkeitsorientierung als Alternative zur Attraktivität rechtsextremistischer Orientierungsmuster. In: *Deutsche Jugend: Zeitschrift für die Jugendarbeit*, 49. Jg., H. 7–8, S. 322–332.
- Krüger, H.-H./Reinhardt, S./Kötters-König, C./Pfaff, N./Schmidt, R./Krappidel, A./Tillmann, F. (2002): *Jugend und Demokratie - Politische Bildung auf dem Prüfstand: eine quantitative und qualitative Studie aus Sachsen-Anhalt*. Wiesbaden.
- Kuster-Nikolic, S. (2012): *Soziale Arbeit im Spannungsfeld des Rassismus. Erleben Migrantinnen Rassismus in der sozialarbeiterischen Beratung?* Hamburg.
- Leif, T./Fromm, R. (1997) [1992]: *Neonazis als Sozialarbeiter*. In: Bohn, I./Fuchs, J./Kreft, D. (Hrsg.): *Das Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt*. Band 3, *Materialsammlung aus der öffentlichen Diskussion*. Münster.
- Mecheril, P./Vorrink, A. J. (2012): Diversity und Soziale Arbeit: Umriss eines kritisch-reflexiven Ansatzes. In: *ARCHIV für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit*, 43. Jg., H. 1, S. 92–101.
- Melter, C. (2006): *Rassismuserfahrungen in der Jugendhilfe. Eine qualitative Studie zu Kommunikationspraxen in der Sozialen Arbeit*. Münster/New York.
- Melter, C. (Hrsg.) (2021): *Diskriminierungs- und rassismuskritische soziale Arbeit und Bildung: praktische Herausforderungen, Rahmungen und Reflexionen*. 2. Auflage Weinheim/Basel.
- Mennicke, C. (2001) [1937]: *Sozialpädagogik: Grundlagen, Formen und Mittel der Gemeinschaftserziehung*. Weinheim.
- Plößer, M. (2013): Umgang mit Diversity in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: Deinet, U./Sturzenhecker, B. (Hrsg.): *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit*. Wiesbaden, S. 257–269.
- Radvan, H. (2010): *Pädagogisches Handeln und Antisemitismus: eine empirische Studie zu Beobachtungs- und Interventionsformen in der offenen Jugendarbeit*. Bad Heilbrunn.
- Rohmann, G. (Hrsg.) (2007): *Krasse Töchter: Mädchen in Jugendkulturen*. Originalausgabe Berlin.
- Schäuble, B. (2017): Soziale Arbeit unter der Einflussnahme rechtspopulistischer Bewegungen. In: *Sozialmagazin: die Zeitschrift für soziale Arbeit*, 42. Jg., H. 11–12, S. 60–67.
- Scherr, A./Bitzan, R. (2007): Rechtsextreme Studierende und JugendarbeiterInnen – Phantom oder Tabu? In: *Sozial Extra*, 31. Jg., H. 1–2, S. 8–10.
- Sigl, J. (2017): „Erzähl doch mal genauer?!“ Über den Nutzen einer biographisch-narrativen Gesprächshaltung in der Distanzierungsarbeit. In: *Gemeinsam den Kurs wechseln. Distanzierungsprozesse und Ausstieg aus (extrem) rechten Einstellungen und Gruppierungen unterstützen*, S. 30–34. <https://www.vir.nrw.de/wp-content/uploads/Gemeinsam-den-Kurs-wechseln.pdf> (25. Januar 2021)
- Sigl, J. (2018): *Biografische Wandlungen ehemals organisierter Rechtsextremer: eine biografieanalytische und geschlechterreflektierende Untersuchung*. Wiesbaden.
- Sigl, J./Janotta, L. (i.E.): *Empirische Annäherungen an Handlungsfelder der Sozialen Arbeit im Kontext von Rechtsextremismus: Forschungszugänge und offene Fragen*. In: Köttig, M. (Hrsg.): *Studienbuch Rechtsextremismus*.

Stützel, K. (2019): Jugendarbeit im Kontext von Jugendlichen mit rechten Orientierungen: rekonstruktiv-praxeologische Perspektiven auf professionelles Handeln. Wiesbaden.

Vorschau auf die folgenden Schwerpunkte

- 1/2022
Entwicklungen qualitativer Bildungsforschung in der Selbstkritik
(Juliane Engel, Thorsten Fuchs, Christine Demmer und Christine Wiezorek)
- 2/2022
Perspektiven und Chancen Qualitativer Gesundheitsforschung
(Josephine Jellen und Heike Ohlbrecht)
- 1/2023
Unrechtserfahrungen und politische Traumatisierungen
(Jörg Frommer)
- 2/2023
Rekonstruktive Zugänge zu Ort und Region in der empirischen
Sozialforschung (Cathleen Grunert, Nora Friederike Hoffmann und Katja
Ludwig)
- 1/2024
Qualitative empirische Forschung zur Sozialen Arbeit im Kontext von
Rechtsextremismus / Ideologien der Ungleichwertigkeit
(Lisa Janotta und Johanna Sigl)
- 2/2024
Zusammenarbeit und Fertigung: Arbeitsgegenstände als Analysefokus zeit-
sensibler Praxisforschung
(Martina Kolanoski, Carla Küffner, Marlen Löffler und Clara Terjung)



Uwe Jensen | Sebastian Netscher |

Katrin Weller (Hrsg.)

2019 • 233 Seiten • Hc. • 39,90 € (D), 41,10 € (A)

ISBN 978-3-8474-2233-4 • eISBN 978-3-8474-1260-1

Forschungsdatenmanagement sozialwissenschaftlicher Umfragedaten

**Grundlagen und praktische Lösungen für den Umgang
mit quantitativen Forschungsdaten**

Die elf Beiträge des vorliegenden Sammelbandes behandeln Grundlagen und Lösungen zu unterschiedlichen Themen des Forschungsdatenmanagements, wie etwa zu Datentypen und Lebenszyklen von Daten, zur systematische Planung und Umsetzung des Forschungsdatenmanagements, zum Datenschutz und den aktuellen Rechtsnormen, zu Regeln der Datenorganisation und zu den Abläufen in der Datenaufbereitung, zum Data Sharing sowie zur Sekundäranalyse von Forschungsdaten.

Darauf aufbauend werden in weiteren Beiträgen die Anwendung von Metadaten sowie die Zitation von Forschungsdaten thematisiert. Aktuelle Herausforderungen beim Umgang mit ‚neuen‘ Datentypen werden abschließend anhand von Social-Media- und Geo-Daten beispielhaft erörtert. Die dabei vorgestellten Konzepte und Maßnahmen bieten ein wichtiges Handwerkszeug für Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler und ihre Forschungsprojekte.

www.shop.budrich.de



Ralf Bohnsack
Nora Friederike Hoffmann
Iris Nentwig-Gesemann (Hrsg.)

Typenbildung und Dokumentarische Methode

Forschungspraxis und methodologische Grundlagen

2018 • 395 Seiten • Kart. • 42,00 € (D) • 43,20 € (A)

ISBN 978-3-8474-2158-0 • eISBN 978-3-8474-1178-9

Die Bildung von (Ideal-)Typen stellt den zentralen Weg zur Generalisierung empirischer Ergebnisse im Bereich qualitativer bzw. rekonstruktiver Methoden dar. Im Rahmen der Dokumentarischen Methode ist dieser Weg vielfach erprobt und zunehmend elaboriert worden: in der Auswertung von Gesprächen bzw. Gruppendiskussionen, unterschiedlichen Arten von Interviews, Bildern, Videos und Filmen sowie auch in der Kombination, also der Triangulation, dieser Methoden miteinander. Die in diesem Band versammelten Beiträge geben Einblick in die Vielfalt der Typenbildung im Rahmen der Dokumentarischen Methode.

Aus dem Inhalt:

Berufliche Sozialisation und berufliche Praxis • Pädagogische Interaktion und pädagogisches Milieu • Schulische Bildungswege und -prozesse • Biografische Übergänge im gesellschaftlichen Kontext • Soziale Ungleichheit, Mobilität und Milieubindung • Gesellschaftliche Milieus, Identitäten und Szenen • Fremdverstehen als alltägliche und wissenschaftliche Herausforderung • Systemtheoretische Perspektiven

www.shop.budrich.de